Isländische volkssagen

Margarethe Lehmann-Filhés

Isländische Volkssagen.

Aus der Sammlung

von

Jón Árnason

ausgewählt und aus dem Isländischen übersetzt

von

M. Lehmann-Filhés.

Neue Folge.

Berlin.
Mayer & Müller.
1891.

Vorwort.

Vor zwei Jahren war es mir vergönnt, eine Auswahl aus dem ersten Bande der „Íslenzkar þjóðsögur og Æfintýri“ herauszugeben, zu welcher ich hiermit die zweite Hälfte liefere. Dieser neue Teil stellt im wesentlichen eine Auswahl aus dem zweiten Bande der isländischen Sagensammlung dar, doch will ich bemerken, daß im Original die Natursagen noch dem ersten Bande angehören und daß ich den Abschnitt „Æfintýri“ (Märchen) gänzlich beiseite gelassen habe, weil derselbe in J. C. Poestion („Isländische Märchen“, Wien 1884) bereits einen Bearbeiter gefunden hat. Dafür habe ich den Island ganz eigentümlichen und in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen „Útilegumannasögur“ (Sagen von Friedlosen) umsomehr Raum gegönnt.

Der Schöpfer der großen isländischen Sammlung, Jón Árnason, der meinen Bestrebungen soviel wohlwollendes Interesse geschenkt hat, erlebte leider nicht mehr die günstige Aufnahme, welche seine Volkssagen, seitdem sie durch Übertragung ins Deutsche weiteren Kreisen zugänglich gemacht sind, hier gefunden haben. Im Herbst 1888, als ich mein soeben erschienenes Buch an ihn absenden wollte, erhielt ich aus Reykjavik die Kunde von seinem kürzlich erfolgten Tode. Einen kurzen Abriß seiner Lebensgeschichte findet der Leser am Schlusse der hier folgenden Einleitung. Diese, die eigentlich in den ersten Teil gehört hätte, füge ich auf Wunsch des Herrn Professor Konrad Maurer wenigstens noch dieser Fortsetzung bei; sie ist der Hauptsache nach eine — stellenweise wortgetreue — Bearbeitung der Vorrede (Formáli), welche der am

31. Januar 1889 in Oxford verstorbene berühmte isländische Philologe Gudbrandur Vigfússon seinerzeit zu Jón Arnasons Volkssagen geschrieben hat; gelegentlich habe ich dabei auch einige einschlägige Schriften von Professor Konrad Maurer u. a. benutzt.

Gern möchte ich aller derer, die meiner Sache Förderung und Wohlwollen haben angedeihen lassen, hier ausführlich gedenken, doch würde dies nur eine Wiederholung schon früher von mir genannter Namen werden. So beschränke ich mich denn auf einen neu hinzugekommenen Berater, cand. mag. Jón Stefánsson, der mir mit freundlichster Bereitwilligkeit über viele schwierige Stellen hinweg geholfen hat, weshalb ich seiner mit herzlichem Danke Erwähnung thue.

Berlin, 16. Mai 1890.

Inhalt.

XI Legenden.

XII. Geschichtliche Sagen.

XIII Sagen von Friedlosen.

XIV. Schwänke.

XV. Aberglauben und Gebräuche.

Einleitung.

Von der Zeit seiner ersten Besiedelung an ist Island reich gewesen an Volkssagen von Elben, Trollen, Wiedergängern und allerlei Zauberei, wie man aus den Sagas deutlich erkennen kann. Diese Sagen sind mit den wahren Überlieferungen verwachsen, und zwar finden sie sich zumeist in den besten und wahrheitsgetreusten, so innig war in jenen Zeiten die Zusammengehörigkeit von Sage und Geschichte. Die Eyrbyggja-, die Gretlis- und die Heidarvígasaga ebenso wie Njála und unzählige kleinere Sagas berichten von Wiedergängern, Zauberern, Träumen und Vorbedeutungen. Wie ein Paar richtiger Schwestern sind die abergläubischen und die wahren Geschichten miteinander aufgewachsen und können daher beide mit gleichem Rechte volkstümlich genannt werden, und zwar die ersteren um so mehr, als Einbildungskraft und Poesie ihre Grundlage bilden. So lange es hieran nicht gebricht, sterben sie nicht aus, sondern verjüngen sich beständig und treten in verschiedenem Gewande auf, je nachdem der Zeitgeist diese oder jene Richtung nimmt. Ist letzterer düster und der Aberglaube stark, so erlangen Gespenster- und Zaubergeschichten das Übergewicht; wird es aber wieder lichter, so zeigen auch alsbald die Sagen ein milderes Antlitz und Elbengeschichten und anmutige Märchen beschäftigen vorzugsweise die Volksphantasie. Am besten aber ist es, wenn alles zusammenwirkt und von jedem etwas vorhanden ist; in diesem Falle gleicht die Volkssage einem schönen farbenreichen Gemälde. Aber auch in jedem Lande trägt sie — je nach Denkweise und Begabung des betreffenden Volkes — ihr besonderes Gepräge.

Es war anfänglich die Rede davon gewesen, dieser Sammlung einen Titel zu geben, der sie in das Gebiet der Altertumswissenschaft eingereiht hätte; bald aber sah man ein, daß ein solcher Titel nicht für ihren gesamten Inhalt bezeichnend gewesen wäre, deshalb zog der Verfasser vor, sie „Þjóðsögur og æfintýri“ (Volkssagen und Märchen) zu nennen. Wir Menschen sind oft versucht, der Vergangenheit, weil sie die Mutter unserer Zeit ist, zum größten Teil alles Gute zuzuschreiben, gleichsam als hätte es sich von dorther von Mund zu Mund und von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und als hätten spätere Jahrhunderte wenig mehr gethan, als das von alters her Überlieferte aufzubewahren und niederzuschreiben, und so, meint man, verhalte es sich auch mit den Volkssagen. Aber dabei bedenkt man nicht, daß, so lange das Volk noch Volk und das Leben Leben ist, stets das Alte verschwindet oder doch Farbe und Gestalt ändert und Neues daneben auftaucht; ein Volk, welches nichts weiter thäte, als Erinnerungen bewahren, würde einer Versteinerung gleichen, nicht aber den Lebenden zugezählt werden dürfen. Daß für die Isländer ein so trostloser Zustand noch nicht gekommen ist, daß sie im Gegenteil ebenso gut Neues zu schaffen wie Altes aufzubewahren verstehen, davon legen die Volkssagen ein beredtes Zeugnis ab. Bei aufmerksamer Prüfung stellt es sich heraus, daß die scheinbar ältesten Sagen oft die jüngsten, wohl gar bei Lebzeiten des jetzigen Geschlechtes entstanden sind. Mancher deutsche, überhaupt nicht isländische Leser wird in dieser Beziehung an den isländischen Volkssagen eine überraschende Erfahrung machen. Was er an Kenntnissen über Island im Kopfe trägt, beschränkt sich vielleicht auf die Geschichte seiner ersten Besiedelung und der darauf folgenden glänzenden Sagazeit; daneben kennt er das Land als die Pflegestätte der alten germanischen Göttermythen und der wunderbare Umstand ist ihm bekannt, daß dieses Inselvolk seit einem guten Jahrtausend die altnordische Sprache in fast unveränderter Reinheit beibehalten hat. Demgemäß stellt er sich unter isländischen Volkssagen zunächst eine Anhäufung uralter, unangetasteter Überlieferungen vor, Heldengeschichten aus der Zeit des Freistaates, wohl gar den Edda-Liedern ebenbürtige Asenmythen. Wenig von alledem wird er finden. Ein Abschnitt, welcher lediglich Göttersagen enthielte, fehlt in Jon Arnasons Sammlung

gänzlich, wenn auch mythologische Beziehungen in zahlreichen Stücken enthalten sind, und das Kapitel der geschichtlichen Sagen ist nicht nur wenig umfangreich, sondern weist auch nur zum kleinsten Teile Erzählungen auf, welche an die aus den altisländischen Sagas bekannten Personen und Begebenheiten anknüpfen. Und selbst diese wenigen sind nicht eigentlich das, was man erwarten sollte. Ganz abgesehen davon, daß sie zum Teil — wovon später noch die Rede sein wird — gelehrten Ursprunges, wenn auch in den Volksmund übergegangen sind, so ist auch die Mehrzahl der wirklich volksmäßig entstandenen ziemlich neuen Datums und entbehrt daher gänzlich der historischen Bedeutung. Sehr interessant ist, was Professor K. Maurer (Pfeiffers Germania IX, S. 234.) diesbezüglich sagt: „In manchen Fällen mögen solche (Sagen volksmäßigen Ursprungs) auf Anhaltspunkte sich stützen, welche die geschriebenen Quellen an die Hand geben, oder doch spätere poetische Bearbeitungen dieser älteren Quellen, andere Male mögen wirkliche historische Reminiscenzen ihnen zu Grunde liegen: immer haben dieselben ihren sagengeschichtlichen Wert, als streng historische Überlieferungen können aber auch sie nicht in Betracht kommen. Ein anderer Teil der historischen Volkssagen ist dagegen allerdings älteren Ursprunges und zugleich unzweifelhaft volkstümlichen Charakters; aber auch sie knüpfen gutenteils, ganz wie jene zuletzt erwähnten Sagen, an historische Persönlichkeiten nur Spukgeschichten der gewöhnlichsten und gleichgiltigsten Art an, oder sie behandeln doch nur Nebenpunkte in deren Geschicken, und zwar oft Nebenpunkte durchaus ungeschichtlicher Art, sie beziehen sich vorzugsweise auf Persönlichkeiten, welche bereits in den geschriebenen Quellen einen mehr mythischen als geschichtlichen Charakter zeigen, oder auch wohl auf Leute, deren jene älteren Quellen nur ganz beiläufig oder ganz und gar nicht gedenken, ja bezüglich deren sogar der Verdacht sich regen mag, ob nicht am Ende deren Existenz nur aus entsprechenden Ortsnamen gefolgert worden sei, — sie treten endlich, soweit sie ernstere geschichtliche Vorgänge besprechen wollen, auch wohl geradezu mit den Berichten der alten und glaubhaften Quellen in offenen Widerspruch." — Einen rein sagengeschichtlichen Wert besitzen also diese Erzählungen, indem sie zeigen, wie der Volksgeist als echte und rechte Künstlerseele nicht im Anschauen und Genießen, nicht

im Sammeln und Aufbewahren überlieferter Reichtümer, sondern nur im kräftigen Umschaffen und Neugestalten sich Genüge thun kann. Gäbe es eine vollständige isländische Sagensammlung aus dem 17. Jahrhundert, so würde man sie schwerlich — außer vielleicht an Zauberkünsten und Beschwörungen — reichhaltiger finden als eine Sammlung aus diesem Jahrhundert; noch weniger würde eine solche aus dem 16. oder einem der noch früheren Jahrhunderte die der folgenden Zeitalter an Reichtum übertreffen; dies kommt eben daher, daß die Volkssagen nicht Überlieferungen der Vorzeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind, die keiner anderen Wandlung unterliegen, als daß sie verfallen und zusammenschmelzen. Dem Geiste nach sind sie alt, die Gestaltung aber ist neu; die alten Geschichten verblassen und geraten in Vergessenheit, dafür erstehen neue Menschen und neue Geschichten, heraufbeschworen durch die Dichterseele des Volkes, durch den Geist der Vorzeit, der noch in den Isländern lebendig ist. Dieser gläubige Geist, der die Sagen schafft, ist immer demselben alten Stamme entsprossen, das Gewand aber, in welches sie gekleidet sind, ist aus verschiedenen Jahrhunderten. Am deutlichsten geht dies aus den Zaubersagen hervor, denn sie knüpfen meist an bestimmte Personen an. Séra Eirikur zu Vogsosar zum Beispiel war kaum geboren, als Olafur Gamli (d. h. der Alte) im 17. Jahrhundert seine Sagen schrieb. Das, was Olafur von „harten Fesseln" (siehe später) erzählt und dem Séra Halfdan beilegt, berichten spätere Sagen meist von Séra Erikur; über ersteren waren im 17. Jahrhundert natürlich mehr Sagen bekannt, als jetzt, denn er nahm in den Hexenmeistergeschichten damaliger Zeit einen der ersten Plätze ein. Jetzt handelt reichlich die Hälfte aller Zaubersagen von Leuten, die nach der Zeit des Olafur Gamli, zumeist im 18. Jahrhundert gelebt haben; im 17. Jahrhundert wiederum berichteten solche Sagen hauptsächlich von Personen des 15. und 16. Jahrhunderts, und so würde man die Wandelung wohl von einem Säkulum zum andern verfolgen können, wenn aus jedem eine Sammlung vorhanden wäre. Die Sagen von Sæmundur Frodi (1056—1133) erregen indessen den Verdacht, als wären sie nicht besonders alt; ihrem Kolorit nach scheinen sie aus der nämlichen Werkstatt hervorgegangen zu sein wie die von Séra Halfdan; auch wird — trotz des zwischen beiden

liegenden Zeitraumes von 450 Jahren — Sæmundur als des letzteren Schulkamerad aufgeführt. Olafur Gamli nennt ihn nicht in diesem Zusammenhange, auch thut dies weder Björn zu Skardsá noch Jon Lærdi. Zu Ende des 17. Jahrhunderts kamen dagegen viele Sagen von ihm auf. Hierbei ist bemerkenswert, daß man in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch sehr wenig von Sæmundur wußte — außer, nach der Jons-Biskups-Saga des Mönches Gunnlaugur im Anfang des 13. Jahrhunderts, daß er im Auslande bei einem weisen Meister die Zauberkunst erlernt habe — und niemand sich einfallen ließ, ihm die Götter- und Heldenlieder der Edda zuzuschreiben. Sobald aber (1643) Bischof Brynjulfur diesen Liedern Titel und Verfasser zuerteilt hatte, war plötzlich Sæmundurs Name in aller Munde. In einem Volke, dem es an Dichtergeist nicht gebricht, entstehen Sagen schnell, und so ist es nicht zu verwundern, daß es um das Jahr 1700 so viele Sagen von Séra Sæmundur gab und er mit Séra Halfdan und Straumfjardar-Halla in Verbindung gebracht wurde; solche Sagen werden noch heutigen Tages in weniger als einem Menschenalter und sogar bei Lebzeiten der betreffenden Personen erschaffen. Wie es früher Sitte war, gewisse Menschen nach ihrem Tode heilig zu sprechen, ebenso pflegte man später Verstorbene zu den Zauberern zu zählen; zu allen Zeiten haben die Isländer es mit ihren hervorragenden Landsleuten so gehalten, und keiner weiß, was die jetzt Lebenden in einer Sagensammlung eines künftigen Jahrhunderts für eine Rolle spielen werden. Der Verfasser dieser Sammlung hat daher nicht geglaubt, Sagen über jetzt lebende Personen hinweg lassen zu dürfen, denn alsdann hätten auch Sagen über Väter und Großväter des heutigen Geschlechtes fortbleiben müssen; dadurch würde die Sammlung bedeutend verloren und nicht so gut die bis zur Gegenwart sich vollziehenden Wandelungen in der Gedankenarbeit des Volkes gezeigt haben. Hinsichtlich der Gespenster und Wiedergänger wäre sie sehr spärlich ausgefallen, hätte nur das, was mindestens hundert Jahre alt ist, herangezogen werden dürfen, stammt doch die Mehrzahl der besten Sagen aus der Zeit jetzt Lebender oder des voraufgegangenen Geschlechtes. Dasselbe gilt von den Elbensagen, die zum großen Teil dem Zeugnis von Zeitgenossen zu danken sind, während der in ihnen

herrschende Geist noch ganz der nämliche ist, der uns aus den ältesten Schriften der Vorzeit anweht.

Da nun die Volkssagen — wie überhaupt aller Aberglaube — in heidnischer Zeit ihren Ursprung haben, so waren ihnen nach Einführung des Christentums verschiedene Schicksale vorbehalten. Schon aus heidnischer Zeit wird berichtet, daß Hexen- und Zauberkünste für ein Verbrechen galten und vom Gesetz hart bestraft wurden; Hexen pflegte man zu steinigen, auch von Verbrennungen hören wir. Dies war im 10. Jahrhundert; später, im 11. und 12., als die Gesetze besser und die Sitten milder geworden waren, wird dergleichen nicht mehr erwähnt. Die Priester nahmen nun aber, nach der Bekehrung des Landes zum Christentum, jede Gelegenheit wahr, von den alten Gebräuchen soviel als möglich abzuschaffen. Indessen waren in Island die Wirkungen davon geringer, als in irgend einem andern zivilisierten Lande. Bischof Jon Ögmundsson verbot, die Tage nach heidnischen Gottheiten zu benennen und unsittliche Tanz- und Liebeslieder zu singen; dies hatte nach langer Mühe auch den Erfolg, daß die Leute neue Benennungen für die Tage annahmen, ihre Kinder aber tauften sie nach wie vor nach Thor oder heidnischen Göttinnen und diese Namen gelten noch heutzutage mit Recht für die allerschönsten. Die Dichter — Geistliche wie Laien — dichteten das ganze 12. und 13. Jahrhundert hindurch mit heidnischen Umschreibungen, denn die Göttersagen und alten Geschichten waren der Urquell der Dichtkunst, so daß man entweder mit dem Dichten aufhören oder die hergebrachte Art und Weise beibehalten mußte. Snorri Sturluson schrieb die Edda im 13. Jahrhundert, als die Isländer noch ausführlich und gut von Thors Fahrten u. dgl. m. zu erzählen wußten; die ganze Sagaliteratur des 12. und 13. Jahrhunderts legt deutlich an den Tag, daß die Volkssagen, obgleich niemand sich die Mühe gab, sie zu sammeln, während dieser Zeit ein fröhliches Dasein führten, also daß Bischof Jon Ögmundsson für geringe Verdienste heilig gesprochen wurde.

Erst im 14. Jahrhundert verschärfte sich der Widerstand gegen volkstümliche Überlieferungen und Sagen, erreichte aber seine volle Höhe im 15. Jahrhundert. Die Ursache lag in der Übermacht der Geistlichkeit und der sinkenden Aufklärung beim Volke; bis über

die Reformation hinaus dauerte dieser Zustand an. In jener Zeit mag wenig gethan worden sein, um alte Traditionen lebendig zu erhalten. Hervorzuheben ist nur, daß man einige schöne Märchen und Elbensagen in Verse setzte; diese Gedichte haben sich erhalten, die meisten der ihnen zu Grunde liegenden Sagen sind jedoch verloren gegangen. — Von Runen ist auch nicht soviel vorhanden, wie man aus diesen Jahrhunderten erwarten sollte, doch finden sich in der Arnamagnäanischen Bibliothek zwei Pergamentblätter mit Zauberrunen und einer Anzahl von Runennamen, z. B. Beredtsamkeitsrunen, Grabhügelrunen, Zeltrunen, Schiffsrunen, Bierrunen u. s. w. Einige ebenda sich findende kleinere Blätter mit Runenzeichen handeln meist von dem Zauber, mittelst dessen man sich den „Sagegeist" verschafft, welcher die Zukunft vorhersagt. Gewiß hat es mehr dergleichen gegeben, was den Schriften über Runen des 17. Jahrhunderts zu Grunde liegt.

In dieser Zeit (dem 15. und 16. Jahrhundert) lebten Séra Thorkell zu Laufas und Séra Halfdan zu Fell, von denen später — und vielleicht auch schon zu ihren Lebzeiten — zahlreiche Sagen im Umlauf waren. Daraus kann man entnehmen, daß der Aberglaube dazumal nicht schwach gewesen ist, was in einem wissenschaftlich so armen Zeitalter nicht zu verwundern ist. Da indes die materielle Lage der Landesbewohner eine gute war, so war auch der Aberglaube nicht so finster, wie später im 17. Jahrhundert. Die Biskupasögur des Séra Jon Egilsson, geschrieben ums Jahr 1600, bezeugen dies; augenscheinlich hat Séra Jon an allerlei Vorbedeutungen und Traumgesichte geglaubt, doch ist sein Aberglaube mild und gemäßigt, wie bei den Verfassern der Njála und der Landnáma, und kennt noch nicht den leidenschaftlichen Wahn der folgenden Jahrhunderte.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts wurde Island von einem der schwersten Notstände betroffen, indem das Handelsmonopol eingeführt wurde*). Die Geisteserzeugnisse des Volkes wiesen sogleich Merkmale davon auf. An Stelle der mannigfaltigen anmutigen Erzählungen von Trollen und Elben, welche die alten Sagas wie auch die Sagen der Gegenwart schmücken, gelangte nun der finsterste

*) Siehe hierüber Schweitzer, Island, S. 49 ff.

Aberglaube in seiner schlimmsten Gestalt zur Herrschaft. Leute, die Gelehrte genannt wurden und etwas Besseres hätten thun können, befaßten sich mit Beschwörungen und dem Ritzen von Zauberrunen und meinten sich auf diese Weise die Naturgesetze unterthänig zu machen; die Menge empfand Grauen vor ihnen, Geistliche und Obrigkeit befehdeten sie und Verbrennungen wurden gebräuchlich, hauptsächlich aber nach dem Jahre 1630, und gereichten dem Althing jener Zeit nicht zum Ruhme. Dabei muß man aber bedenken, daß diese ganzen Zustände vom Auslande nach Island gekommen und hier weder so furchtbar noch so langwierig geworden sind, wie in vielen andern Ländern. Immerhin waren sie schlimm genug; die Menschen sahen Erscheinungen und Traumgesichte und die Dichter damaliger Zeit waren ebenso eifrig im Verfassen von Englabrynjur (Engelpanzern) und Fjandafælur (Teufelsscheuchen) und allerlei Beschwörungs- und Schutzliedern gegen die Angriffe des Satans, wie die Isländer der Jetztzeit im Dichten von Gedächtnis- und Lobliedern auf Verstorbene. Eine große Menge solcher Beschwörungslieder findet sich z. B. in der Arnamagnäanischen Sammlung. Kam ein Windstoß aus der Luft oder wurde eine Kuh im Stalle krank, so waren Hexerei und Beschwörungen daran schuld und es folgten lange Untersuchungen. Viele Geistliche und auch Gelehrte schrieben gegen den Zauber. Die volkstümliche Sagenkunde, die späterhin in diesem Jahrhundert erwachte, ebenso die steigende Bildung, die allmählig aus der Reformation hervorging, bewirkten indes vor allem, daß die Macht des Aberglaubens nachließ und die Volksüberlieferungen eine mehr wissenschaftliche Richtung nahmen. Zweierlei äußere Einwirkungen auf Stoff und Gestaltung der isländischen Volkssagen lassen sich in der Zeit vor und nach jenem Wendepunkte nachweisen. Zunächst der Einfluß des Auslandes. Wie das Unwesen der Zauberei und der Hexenverbrennungen aus der Fremde nach Island gelangte, so läßt sich auch in den Zaubersagen und dementsprechend in den Natursagen vieles Fremdartige erkennen. „Schon die Jons-Biskupssaga," sagt Professor Maurer (Germania VII, S. 248) läßt den Sæmundur Frodi im Auslande die Zauberkunst lernen, und die neuere Sage setzt die hohe Schule der schwarzen Kunst zu uns nach Deutschland; ganz ebenso finden sich aber auch in handschriftlichen Sammlungen von Hausmitteln

und naturgeschichtlichen Notizen, wie solche heutigen Tages noch auf Island umlaufen, gar nicht selten Verweisungen auf auswärtige, zumal auch deutsche Ärzte und Adepten, und es scheint, daß die früheren Handelsverbindungen mit der Hansa in dieser Beziehung ganz ebenso gut ihre Spuren auf der Insel hinterlassen haben, als in so manchen Geräten mit älteren deutschen Inschriften, welche sich daselbst noch finden." — Die wissenschaftlichere Richtung der Sagenkunde brachte dagegen wieder andere Gefahren für die Reinheit und Echtheit der Sagen mit sich. Darüber sagt Professor Maurer (Germania XXIV, S. 92): „Einigermaßen eingehende Beschäftigung mit den isländischen Volkssagen einerseits und mit der isländischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts andrerseits hat mich zu der Überzeugung gebracht, daß auf Island im 15. und 16. Jahrhundert die Überlieferungen aus der älteren Zeit so gut wie völlig erloschen waren, und daß andrerseits, als vom Auslande her am Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts das Interesse für die nordische Urzeit wieder geweckt wurde, sehr rasch Hypothesen über die Zustände des Altertums in Hülle und Fülle aufschossen, welche zufolge des Ansehens der Männer, welche sie aufstellten, bald im Lande selbst die Geltung geschichtlicher Überlieferungen gewannen. Die vielfachen Anfragen, welche in älterer Zeit einzelne Männer, wie Ole Worm, Arni Magnusson u. a. m., in neuerer Zeit aber zumal die Nordisk Oldskrift-Selskab und das Bokmenta-Félag (die isländische literarische Gesellschaft) an Leute jedes Standes über geschichtliche, archäologische, topographische Punkte richteten, erhielten nicht nur im allgemeinen das Interesse für die einschlägigen Studien wach, sondern gaben auch zahlreichen Einzelnen Veranlassung, sich bestimmte Meinungen über bestimmte Punkte zu bilden; auch derartige Meinungen kommen bald unter das Volk und werden von diesem weitergetragen, anfangs vielleicht als die Ansicht dieses oder jenes Mannes, bald aber als überkommene Überlieferung, deren Entstehung bereits vergessen ist."

Da nun jene Zeit, in welcher Sagenliteratur und wissenschaftliche Forschung in Island wieder aufgenommen wurden, sehr bedeutsam und früher wenig darüber geschrieben ist, soll hier in der Kürze zusammengestellt werden, was damals und seither an Sagen niedergeschrieben ist und welche Männer dabei thätig waren.

Als Erster muß Jon Gudmundsson genannt werden; er hatte verschiedene Beinamen: „der Maler", „der Zahnschmied" (d. h. er verfertigte Gegenstände aus Walroßzahn) oder „der Gelehrte" (Lærdi) und erhielt in allem, was Hexenkünste und Aberglauben betraf, in jener Zeit den Ehrenplatz. Die meisten seiner Zeitgenossen machen ihm das Zugeständnis, er sei sehr gelehrt gewesen, über seinen Charakter existieren jedoch abweichende Berichte. Ein zweideutiger Charakter scheint er in der That gewesen zu sein, wie seine Schriften bezeugen: rachsüchtig, dünkelhaft, abergläubisch und dem papistischen Glauben zugethan, der dazumal noch keineswegs erloschen war; er glaubte an Maria und fand die neue Sitte häßlich, wie er in seinen Schriften und Gedichten oft äußert. Andrerseits muß man ihm aber zugestehen, daß wenige damals so gelehrt und belesen gewesen sind wie er. Er hat etwas Deutsch verstanden, ist des Lateinischen nicht ganz unkundig gewesen und in der Naturgeschichte Islands ist seine Schrift die einzige nennenswerte aus jener Zeit; wahrscheinlich hat ihn Thormodur Torfason deswegen Plinius Islandicus genannt. Auch war er äußerst geschickt im Schreiben und Zeichnen, weshalb das Volk ihn den Maler nannte. Jon dichtete eine Drapa über sein Leben und nannte sie „Fjölmodur"; dies ist der Name eines kleinen Vogels mit klagender Stimme. Diese Dichtung kann man sicher wohl ein Charakterbild der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und des in ihr herrschenden krassen Aberglaubens nennen; Jon beschuldigt darin seine Widersacher, sie hätten ihn dermaßen mit Zauberkünsten angegriffen — er erwähnt kaum, daß sie ihn für seine Zauberei angefeindet — daß die Erde ihn und die Seinen habe verschlingen wollen.

Nach dem Fjölmodur sind die hauptsächlichsten Umstände in Jons Leben folgende: Er war geboren 1574 zu Ofeigsfjördur an den Hornstrandir (auf Islands nordwestlicher Halbinsel, wo noch heute viel Aberglaube zu finden ist). Ausführlich berichtet er nun von Wiedergängern, mit denen er zu thun gehabt habe, darunter von einem gewissen Bardur, von dem sein Vater durch Zauberkünste umgebracht sei (1600). Darauf ließ sich Jon zu Stora-Fjardarhorn im Kollafjördur nieder; in einer seiner Schriften erzählt er eine Elbengeschichte, die sich auf diesem Gehöft zugetragen haben soll. Eine Elbin war lange Zeit die Frau eines dort woh-

nenden jungen Bauern gewesen, hatte ihm zwei Töchter geschenkt und ein musterhaftes Leben geführt, bis endlich zwei Bösewichte sie zwangen, gegen ihre Gewohnheit dem Schlusse des Gottesdienstes in der Kirche beizuwohnen; da küßte sie weinend ihren Mann, segnete ihre Töchter und zerfiel wie Schaum. Ihr Körper soll sich stets sehr weich und wie Schaum angefühlt haben. — Im Winter 1607 war Jon auf den Björneyjar, einigen Inseln im Breidifjördur; dort will er ein Seetier gesehen haben, das außer ihm niemand kannte. — Weihnachten 1610 oder 1611 hatte er auf den Olafseyjar mit einem Wiedergänger zu thun, und im folgenden Winter mit dem berühmten Snæfjalla-Gespenst; dieses — ein in den Bergen umgekommener Pfarrerssohn — trieb in gefährlicher Weise sein Unwesen am Wohnorte seines Vaters; Jon gelang es, gemeinschaftlich mit dem Dichter Thorleifur Thordarson (Zauber-Leifi) das Gespenst „nieder zu singen". Er dichtete jetzt das Gedicht „Fjandafæla" und einige andere. Jon berichtet hierauf von allerlei Verfolgungen, denen er im Laufe der nächsten Jahre von zauberkundigen Widersachern ausgesetzt gewesen sei; wie die Erde unter ihm in Wellen gegangen sei, wie er vor Gespenstern und Sendlingen nicht auf die See hinaus gekonnt, wie ein gewisser Zauberer Ormur den Teufel beauftragt habe, ihn mit seinem Hause und Frau und Kindern zu versenken, und dann, als Satan nichts ausrichtete, dreimal ihn und sein Haus habe mit Blitz verbrennen wollen. Auf dem Althing hatte er sich wegen einer Verbindung mit spanischen Seeräubern zu verantworten, wurde aber vom Bischof Gudbrandur und nach dessen Tode vom Lögmann Arni Gislason beschützt. Am Schlusse seiner Leidensgeschichte erzählt Jon, er habe für Hexerei sollen aus dem Lande verwiesen werden, doch sei nichts bei ihm gefunden worden, als „längst geschriebene Arznei-Runen." — Im Sommer 1836 ging Jon ins Ausland und war den Winter 1637 in Kopenhagen. Hier hatte Ole Worm die „Literatura Runica" drucken lassen, der er das Lexikon Runicum des Séra Magnus Olafsson wollte folgen lassen; Jon Lærdi kam ihm daher wie gerufen und er verschaffte ihm Sicherheit. — Als Jon nach Island zurückgekehrt und Brynjolfur Bischof geworden war (1639) hörten endlich diese Mühsale auf; der Bischof nahm ihn in seinen Schutz und Jon lebte nun die letzten zehn Jahre seines Lebens östlich

im Utmannahreppur in der Mulasysla. In dieser Zeit (1640—50) verfaßte er viele Schriften, von denen jetzt die Rede sein soll.

Im Jahre 1641 schrieb John Lærdi über die Snorra-Edda; in dieser Arbeit ist auch von Elben und einigem Aberglauben die Rede. Die Elben teilt der Verfasser in drei Gattungen; die der ersten wohnen in der Unterwelt, die der zweiten in der See und heißen Meermännchen, die übrigen aber in Felsen und Hügeln und heißen Ljúflingar (freundliche Geister). Von den Seeelben berichtet er eine Geschichte, die in ihren Hauptzügen mit der in diesem Bande unter dem Namen „die Seehundshaut" mitgeteilten übereinstimmt, nur daß bei ihm die in den Seehundshäuten steckenden Wesen nicht Menschen sondern Elben sind. — Den Elben fehlt nach Jons Bericht die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern; eine „noch lebende" Frau in den Westfjorden sah einen Elbenknaben, der nur „ein Nasenloch" hatte. — Auch von Luftgeistern spricht er; im Westlande sei aus der Luft ein Tau mit einem Anker herabgekommen und unter dem Steinpflaster vor der Kirchenthür haften geblieben; da kam ein Mann von oben herunter, um dies Tau loszumachen, als aber Leute herzu kamen, verblaßte er.

In einem andern Werke, betitelt „Tidfordrif", welches Jon 1644 in seinem siebzigsten Jahre schrieb und dem Bischofe Brynjolfur Sveinsson zu Skalholt zueignete, ist neben vielem Geschichtlichen auch die Rede von Geistern, Steinen u. s. w., meist ist dies jedoch aus fremdländischen Büchern geschöpft und wenig isländischer Aberglaube darunter.

Die dritte Schrift, die ganz bestimmt von Jon Lærdi herrührt, ist „Krukkspá". Sie enthält Prophezeihungen über die Aufeinanderfolge isländischer Bischöfe und anderes und scheint den Schlußworten zufolge ungefähr 1640 von Jon zu seinem Vergnügen geschrieben zu sein. Später hat man ihr allerlei hinzugesetzt und nennt jetzt gewöhnlich die meisten derartigen Weissagungen „Krukkspá".*)

Um diese Zeit hat Jon wahrscheinlich auch seine Schrift „von verborgenen Plätzen und heimlichen Thälern auf Island" verfaßt, welche sich in der isländischen Handschriftensammlung in Stockholm findet. Dies Werk ist die erste Sammlung von Sagen ähnlich

*) Siehe Band I, S. 191.

denen, die wir jetzt Útilegumannasögur (Sagen von Friedlosen) nennen, vom Odadahraun und dem Thorisdalur. Eine andere, denselben Gegenstand behandelnde kürzere Schrift in demselben Buche, wahrscheinlich auch von Jon Lærdi, heißt: „Ein kleiner Auszug über verborgene Plätze und überschattete Thäler auf Island". Vom Aradalur redet Jon vornehmlich und hat über dieses Thal ein Gedicht geschrieben, genannt: „Aradalsbragur"; den Namen des Thales hat er wahrscheinlich selbst erfunden.*) Die Lavawüste Odadahraun wird zuerst in einem Liede aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts erwähnt; diese Sagen sind also sehr alt, vermehrten sich aber wahrscheinlich am stärksten, nachdem die Sagen vom Thorisdalur und von den Spielen der Schutzgeister am Berge Skjaldbreid aus der Grettla und der Bárdarsaga bekannt wurden; diese Erzählungen sind also vielleicht aus solchen alten Sagen entsprungen.

In der isländischen Handschriftensammlung zu Stockholm ist noch eine Schrift von Jon Lærdi, betitelt: „Schrift Jon Gudmundssons des Malers über das gute Island", samt einigen Annalen von Island und Grönland. Diese Schrift ist östlich in der Mulasysla im Jahre 1644 verfaßt; es findet sich darin ziemlich viel über Elben. Der Verfasser spricht von der Dichtkunst der Elben und sagt, man habe oft Liederverse in der Erde singen gehört; die Ljuflingar pfiffen oft zu ihrem Vergnügen oder recitierten Gedichte. Auch von den Gesetzen des Huldenvolkes weiß er einiges zu berichten, wie auch von Elbenbüchern. Diejenigen Menschen, welche so stark hellsehend sind, daß sie durch Hügel und Berge schauen können, „vermögen in den Büchern aus Elbenheim Schriftzeichen zu erkennen, die Elbenrunen genannt werden, während andere Nichthellsehende nur unbeschriebenes weißes Pergament erblicken. Keiner aber kann sie bei Tages- oder Sonnenlicht lesen, sondern nur im Schatten, im Verborgenen oder bei Mondenschein. Weise Menschen haben gefunden, daß diese Schrift der in den alten irischen Büchern sehr ähnlich sei, mit ihren goldenen Buchstaben und schöner Farbe, mit feinen Zierraten außen und inwendig bemalt." — Von der Religion der Ljuflingar sagt er, solche Bücher, wie die Sagen von den Trojanern, läsen sie wie wir die Bibel, die Bibel dagegen

---

*) Siehe die Anmerkung S. 1?5.

läsen sie zur Kurzweil, wie wir die Sagen von den Trojanern und Römern. Die Elben haben keine unsterbliche Seele wie die Menschen, daher tragen sie oft Verlangen nach Umgang mit letzteren, um sich eine unsterbliche Menschenseele zu verschaffen. Jon führt nun viele Beispiele an, daß Ljuflingar mit Menschen Ehen geschlossen haben; ein gewisser Modar hatte drei Kinder mit einer Bauerntochter; ihre Mutter holte er stets zur Geburt und Taufe eines Kindes. Ein Bauernsohn Bergthor und Bergljot, eine schöne Elbentochter, lebten zusammen; er aber hieb einst in einem fürchterlichen Schneegestöber dem alten Elben, ihrem Vater, beide Hände ab, die dieser ihm entgegenstreckte um ihn zu sich herein zu bitten, und geriet dadurch ins Unglück. Der Bauer Sigurdur hatte fünfzehn Jahre lang eine Ljuflingstochter zur Frau und mehrere Kinder von ihr; ihre Angehörigen waren sein Gesinde, so daß niemand bei ihm einzukehren wagte; als er aber starb, verschwanden alle seine Hausgenossen. Auch Menschen sind oft „in die Hügel gegangen"; hierzu sollen schiefbeinige Leute (deren Beine nach außen gebogen sind) besonders geschickt sein, doch braucht man dabei noch verschiedene Zuthaten, z. B. ein Stückchen Holz, worauf etwas eingeritzt ist, u. s. w. — Die Elben pflegen oftmals auf die Erdoberfläche zu kommen, um die gesegnete Sonne zu sehen, und sind dabei mit ihren besten Kleidern geschmückt. Jon sagt, man meine, die großen Steine, die sich auf Hochebenen und in Einöden fänden, seien die Grabsteine vornehmer Elben, die von der Sonne beschienen werden sollten. — In Island giebt es zwei Elbenkönige, von welchen jeden Sommer abwechselnd einer zu ihrem Oberkönige nach Norwegen segelt.

Das Bedeutendste, was Jon geschrieben hat, ist seine Schrift „über Islands unterschiedliche Naturen" — eine Art Vorbild isländischer Naturgeschichte. Sie findet sich am besten und vollständigsten in der Handschriftensammlung zu Stockholm; es ist eine von Jon Eggertsson 1680 besorgte Abschrift. Ein kurzer Abschnitt handelt zuerst von Erzen, Tang, dem Islandsmeer und dem Walfischgeschlecht darin, die eigentliche Hauptschrift aber, die sehr lehrreich und mit zahlreichen Zeichnungen versehen ist, behandelt die Walfische im grönländischen und isländischen Meere, ferner die Fischarten, Schnecken, Schaltiere und Strandgetier, Vögel, Fliegen, Würmer

und Wasserschlangen. Eine Art Fortsetzung bildet das „Buch der Heilkunst von Jon Lærdi über Pflanzen und Kräuter, die in Island wachsen, und ihre Kräfte und Eigenschaften.“ Es ist die letzte seiner Schriften, denn es enthält keine Zeichnungen, wegen Alters und Zittern in den Händen. In diesen jetzt genannten Schriften, welche die wissenschaftlichsten von Jons Werken sind, findet sich weniger, was offenbarer Aberglaube genannt werden könnte.

Dies sind, soweit bekannt, die Schriften des Jon Lærdi, doch hat er noch viele Gedichte gemacht, z. B. die Ármannsrímur, und wahrscheinlich verschiedene andere als Abwehr wider Zauberkünste.

In den Jahren 1640—70 vollzog sich ein großer Umschwung zum Bessern in der Sagenkenntnis der Isländer. Während zuvor die Sagen in alten Pergamentbänden vergessen oder wohl gar als Zauberbücher gefürchtet im Winkel gelegen hatten, verbreiteten sie sich jetzt in Papierhandschriften dutzendweise über das Land. Die herrliche Vergangenheit Islands tauchte wieder vor den Blicken seiner Bewohner auf und wenngleich die Geschichtskenntnisse noch sehr unvollkommen waren, bestand doch ein himmelweiter Unterschied zwischen einst und jetzt und die Sagaschreibung trug ein bedeutend wissenschaftlicheres Gepräge. Gerade die auf Island lastenden traurigen Verhältnisse des Tages richteten den Blick des Volkes zurück auf die einstige Blüte und machten es empfänglich für jeden noch so kleinen Fortschritt auf geistigem Gebiet.

Zunächst ist Björn von Skardsá zu nennen: er ist in demselben Thale geboren wie Jon Lærdi. Unter seinen Schriften, die zum größten Teil von Gesetzen und deren Auslegung handeln, gehört hierher nur eine Schrift über Runen, nämlich eine Deutung der Brynhildenlieder, die Björn nur nach dem in der Völsungasaga befindlichen Bruchstück kannte. Diese Schrift kam im 17. Jahrhundert mit einigen Isländern nach Schweden und wurde hier wahrscheinlich die Grundlage für alles, was später dort über Runen geschrieben wurde.

Über „die Runenkunst“ hat auch Olafur Gamli geschrieben und seine Arbeit ist darum merkwürdig, weil sie die erste Sammlung von Hexenmeistersagen im Isländischen ist. Von Olafur selbst weiß man wenig, nur läßt sich aus seinen Schriften annehmen, daß er aus dem Nordlande gebürtig gewesen ist und um die Mitte des 17. Jahrhunderts gelebt hat. Jon Eggertsson nahm jenes

Werk mit sich nach Schweden, so daß es in Island nicht verbreitet worden ist. Die Zauberer, von denen Olafur berichtet, sind folgende:

Olafur Toni (der Altarsänger) dem der Teufel in einer Nacht die Landungsstelle Tonavör aus Basaltblöcken errichten mußte. Er unternahm Gänge in die Erde und die Hügel und hatte Streitigkeiten mit Straumfjardar-Halla, wie Olafur erzählt.

Saurbæjar-Oddur, der einen Ochsen, welcher getötet worden war, wieder aufweckte.

Séra Halfdan zu Fell. Von ihm erzählt Olafur ausführlich vier Sagen. Erstlich ging er im Laxardalur in eine Höhlenöffnung im Berge Tindastoll und kam auf Reykjaströnd wieder heraus. — Zweitens transportierte er auf einem grauen Pferde, welches aber eigentlich ein „Nennir" (eine Art Wassergeist) war, weichen Grastorf nach dem Kirchhofe zu Fell. Zuletzt gab er aber dem Pferde einen Hieb, und da schlug es mit den Hinterfüßen eine Bresche in die Kirchhofsmauer, die niemals ausgefüllt werden konnte. — Drittens hexte er einst in einer Zeit des Mangels und der Teurung getrocknete Fische aus dem verschlossenen Schuppen eines Bauern auf der Insel Grimsey zu sich heim nach Thönglabakki. — Viertens ließ Séra Halfdan, als er einst viele Gäste, aber weder Speisen noch Getränk für sie hatte, eine Angelschnur in eine Spalte der Bodendielen hinab und zog Lachse und Forellen heraus. Dann bohrte er einen Pfeiler des Hauses an und da rann das beste Bier heraus, so daß sich alle berauschten. Etwas ganz ähnliches erzählt Olafur von einem Bischof von Skalholt, dem es auf der Reise, als er sein Zelt bei einem Flusse aufschlug, an Bier gebrach. Da stieß sein Diener eine Hellebarde in die Erde und zapfte aus ihr so viel Bier, daß der Bischof und alle andern betrunken wurden. Als aber später der Bischof sich daheim aus seinem Keller altes Lübecker Bier heraufholen lassen wollte, war das Faß leer, denn aus ihm hatte der Diener das Bier nach dem Zeltplatze gehext.

Der vierte Zauberer ist Séra Jon zu Svalbard; er versah auch die Kirche in Glæsibær und ritt dorthin quer über den Fjord auf einem grauen Pferde, das ein Nennir war, wobei er einen armen Jungen hinter sich aufsitzen ließ und mitnahm. Daher soll die Redensart kommen, die man anwendet, wenn ein Pferd stolpert: „jetzt strauchelt es über einen Rochen."

Von Séra Thorkell in Laufás erzählt Olafur, wie der Bischof von Holar, mit dem er Händel hatte, ihn habe mit Übermacht heimsuchen und festnehmen wollen, der Pfarrer aber machte ihm lauter Augenblendwerk vor.

Séra Jon in Laufás zauberte durch Sprüche einen Fuchs zu sich heim und in seine Hände und schenkte ihm dann das Leben.

Zuletzt kommen noch drei Geschichten von einem Priester, „den ich nicht nenne", sagt Olafur. Derselbe machte durch Zauberei zwei Schafdiebe ausfindig, die ihn bestohlen hatten. Leute, die ihm Pferde genommen hatten, wurden von ihm auf deren Rücken festgebannt, wie auch von Séra Eirikur gesagt wird. „Das nannten die Alten harte Fesseln", sagt Olafur.

Zuletzt beschreibt Olafur verschiedene Mittel, um Diebe zu entdecken. Man treibt einen Spieß in einen Hauspfosten des Bestohlenen, wodurch das Auge des Diebes zu schmerzen beginnt oder herausspringt, oder man ritzt Runen auf den Boden eines Gefäßes, legt ein gewisses Kraut hinein und füllt es mit Wasser, in welchem dann das Bild des Diebes erscheint. Ritzt man Traumrunen, so träumt man von dem Diebe. Daß man in die Erde und zu den Elben in die Hügel gehen könne, habe er oft gelesen, sagt Olafur, er wisse aber nicht genau, was davon zu halten sei, und wolle es daher übergehen. — Manche Leute haben auf der See so gut wie auf trockenem Lande gehen können. „Das nannten die Alten „den Meerespfad treten", sagt Olafur. „Dazu sollen sie Holzstäbchen brauchen und etwas darauf ritzen und sie unter den Füßen haben, dazu sich einen Streifen von der Haut eines gewissen Walfisches umbinden. Am genauesten werden es die wissen, die es versuchen", sagt der Verfasser. Auch von dem Hexenritte eines blaugekleideten Mannes erzählt er; derselbe ritt über das Islandsmeer und sagte Zeitungen aus Schweden und Dänemark, und von Kriegszeiten im Auslande (dem 30jährigen Kriege?). — Ein Fischer in den Westfjorden zog an seiner Angel eine Blutwurst empor vor einem Gehöft, aus dem er es am Lande rauchen sah. — „Und wie der gute Leser darüber urteilen will, gebe ich ihm selber zu bedenken," sagt Olafur zum Schluß.

Nächst Olafur Gamli ist Arni Magnusson 1663—1730 als Sammler isländischer Volkssagen zu nennen. Er war ein

Gelehrter, doch ein großer Zweifler, und macht gar kein Hehl daraus, daß er alle unwahren Geschichten, sie mochten so poetisch sein wie sie wollten, verachtete; dennoch konnte er es nicht lassen, auch dergleichen zu sammeln, z. B. die in diesem Werke gedruckten Sagen von Sæmundur Frodi, die vor ihm noch niemand gesammelt hatte. Auch eine Anzahl Märchen sind ihm zu danken, doch soll er noch viel mehr derartiges gekannt haben, als er aufschreiben ließ. In einem Briefe erwähnt er auch der Sage von Gullbrá, die in Hvammur gewohnt haben soll, bevor Audur Djupaudgá daselbst das Land in Besitz genommen habe. Arni ist eine Nacht alt nach Hvammur gekommen und dort bei dem Vater seiner Mutter, Séra Ketill Jörundarson, erzogen und hat die Sage an Ort und Stelle gehört; in dieser Sammlung ist sie (nach Séra Jon Thorleifsson, der auch in Hvammur geboren und aufgewachsen ist) in anderer Fassung erzählt. — In demselben Briefe spricht Arni auch von der Sage von Jora in Jorukleif — einem Mädchen, welches sich in einem Wutanfall in einen fürchterlichen Troll verwandelt, in die Berge geht und Menschen und Tieren gefährlich wird; er sagt, alle Menschen in Island hielten solche Geschichten für wahr, wenn auch bewiesen werde, daß sie nichts als Erfindung und müßiges Gerede seien.

Von Aberglauben und dgl., sogenannten Altweiberbüchern, wurde im 17. Jahrhundert wenig gesammelt; in einem kleinen Altweiberbuch der Arnamagnäanischen Bibliothek stehen meist ausländische Sachen.

So standen die Dinge im Anfange des 18. Jahrhunderts. Aber bald nach Arni Magnusson's Tode änderten sich die Zeiten, indem das Pietistentum zur Herrschaft gelangte. Das noch nie Dagewesene ereignete sich, nämlich, daß den Isländern (von König Christian VI) verboten wurde, Sagen zu lesen. Für Zuwiderhandlungen, sowie für Tänze u. dgl. wurde mit dem Pranger gedroht. Natürlich konnte unter solchen Verhältnissen vom Sammeln und Niederschreiben von Volkssagen kaum die Rede sein. Ein Mann aber, der sagenkundigste Isländer jener Zeit, muß hier erwähnt werden, das ist Jon Olafsson aus Grunnavik (1705 bis 1779). Er war ein äußerst lernbegieriger Schüler zweier der gelehrtesten Altertumsforscher gewesen, des Lögmannes Paul Vidalin und des Arni Magnusson. Von Jons zahlreichen Schriften ist

soviel wie gar nichts gedruckt, das meiste aber ist in seiner eignen Handschrift der Arnamagnäanischen Sammlung als Additamenta hinzugefügt. Er war abergläubisch, aber volkstümlich gesinnt und sehr gescheit; die bedeutsamste von allen seinen Schriften ist „Runologia oder Runenritzen"; sie ist das Umfassendste und Beste, was in Island über dieses Thema geschrieben ist. Er hat auch die Biographien des Arni Magnusson und des Paul Vidalin verfaßt, und letztere namentlich veranschaulicht trefflich die Denkweise der Isländer jener Tage. Paul Vidalin galt schon bei seinen Lebzeiten für zauberkundig und Jon hat fest daran geglaubt und, nachdem er bei ihm gelebt hatte, viele Geschichten von ihm gewußt, doch erzählte er leider wenige davon, damit man ihn nicht wegen seiner Leichtgläubigkeit verspotten möge. Von Paul berichtet er, „derselbe habe gesagt, damit hätten seine Feinde ihm das Schlimmste angedichtet, daß sie ihn für einen Hexenmeister hielten;" „vielleicht," meint Jon, „weil ihre Gespensterſendlinge ihm nichts anhaben konnten und er so gut mit ihnen Bescheid wußte." — „Séra Thorvardur Olafsson," erzählt Jon, „taufte Paul und wollte verhüten, daß er hellsehend werde, es half aber nichts, daß er ihm das Taufwasser auf die Augen brachte." Paul soll seinen eigenen Tod vorher gewußt haben, als er das letzte Mal zum Althing ritt, und von seiner Kraft des Hellsehens führt Jon folgendes Beispiel an; Paul übernachtete einst zu Höskuldsstadir und schlief in der Kirche; am Morgen aber sah er hinunter in den Fußboden und hinaus in den Kirchhof, wie durch klares Eis, und da erblickte er sämmtliches Menschengebein bis zur Tiefe von einigen Ellen.

Noch ein Mann, Eirikur Laxdal Eiriksson ist hier zu nennen, der, obwohl die Leute sich gegen das Ende des 18. Jahrhunderts nur noch wenig um solche Dinge kümmerten, doch eine eifrige Thätigkeit auf diesem Gebiet entfaltete. Er war arm, zog von Gehöft zu Gehöft und fristete sein Leben mit dem Erzählen von Sagen, zugleich aber forschte er nach solchen überall, wo sagenkundige Leute zu finden waren. Alles das schrieb er zu einer großen Sammlung auf, die in ihrem ersten Teile Elbensagen, im zweiten Märchen enthalten haben soll. Er fuhr bis zu seinem Tode (1816) mit dem Sammeln fort, schrieb aber, da er zugleich ein Dichter war, sämtliches Material, nach eigenem Gut-

dünken zusammengesetzt und mit selbstverfaßten Gedichten vermischt, auf.

Am Ende des 18. Jahrhunderts endlich brach eine bessere Zeit für die nationale Literatur Islands an. Herbeigeführt wurde sie durch viele ausgezeichnete Gelehrte, welche wissenschaftliche Vereine gründeten, 1816 die isländische literarische Gesellschaft, 1825 die nordische Gesellschaft für alte Literatur. Die alten Sagas wurden in handlicheren Ausgaben gedruckt und so einem jeden zugänglich gemacht. An das Sammeln von Elben- und Trollensagen dachte man zwar zunächst noch nicht, denn es gab vorläufig anderes zu thun, alles aber wirkte darauf hin, den Sinn für das National-Isländische zu heben, und endlich kam auch die Zeit für die Volkssagen. Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm gaben hierzu den hauptsächlichsten Anstoß. Es ist bekannt, wie ungemein anregend dieses Werk überall wirkte und wie es in vielen Ländern gleiche Unternehmungen hervorrief. So ließ auch am 5. April 1817 der Ausschuß für alte Literatur in Kopenhagen eine Aufforderung an die Isländer ergehen, soviel als möglich Nachrichten über mündliche Überlieferungen, Aberglauben u. s. w. einzusenden. Ein Erfolg wurde hiermit noch nicht erzielt, nach mehr als zwanzig Jahren aber, in welcher die isländische literarische Gesellschaft bedeutend erstarkt war, wurde von dieser eine genaue Beschreibung Islands geplant, weshalb sie sich an sämtliche isländische Geistliche wandte mit der Bitte um Schilderungen ihrer Kirchspiele; unter den siebzig gestellten Fragen lautete eine: „Sind unter den Leuten alte Geschichten im Umlaufe, und welche? oder selten gehörte Lieder, und welche?“ Eine andere Frage forscht danach, was die Leute zu ihrer Kurzweil treiben. Aus den darauf nach und nach der Gesellschaft eingesandten Antwortschreiben sind für diese Sammlung einige vortreffliche Stücke entnommen, z. B. die Sage von Thuridur Sundafyllir aus einer Kirchspielsbeschreibung des Séra Bergur Haldorsson zu Eyri im Skutilsfjördur, die Geschichte von Arum-Kari nach Séra Olafur zu Flatey u. s. w.

Unter den übrigen sehr anerkennenswerten Versuchen, welche gemacht wurden, die Isländer zum Aufschreiben und Einsenden ihrer Volkssagen und Märchen zu veranlassen, ohne daß ein wesentlicher Erfolg damit erzielt worden wäre, verdient noch namentlich der

des Engländers George Stephens — jetzt Professor des Englischen an der Universität zu Kopenhagen — genannt zu werden. Dies war 1845; in demselben Jahre vereinigten sich aber auch zwei Isländer, Jon Arnason und Magnus Grimsson, dem Beispiele der Brüder Grimm ihrerseits im eigenen Vaterlande zu folgen.

Jon Arnason, geboren am 17. August 1819 zu Hof im Bezirk Skagaströnd im nördlichen Island, verlor schon im siebenten Jahre den Vater, welcher dort Pfarrer war, und lebte nun in sehr dürftigen Verhältnissen bei seiner Mutter, bis er mit elf Jahren zu einem Pfarrer auf Steinnes kam, wo er u. a. Schafe und Pferde hütete. Im Alter von fünfzehn Jahren ging er nach dem Südlande, nahm hier auf einem Fischerboot im Meerbusen Faxafloi Dienste und hatte alle damit verbundenen Gefahren und Mühen zu ertragen. Er fühlte jedoch einen lebhaften Drang zum Studieren und hatte sich in seinen Mußestunden bereits gute Kenntnisse erworben; daher ließ er sich in die Lateinschule zu Bessastadir aufnehmen, von der er 1843 abging. Schon längst darauf angewiesen, sich seinen Unterhalt selbst zu verdienen, besaß er auch jetzt nicht die Mittel, in Kopenhagen zu studieren, und so übernahm er nun eine Hauslehrerstelle bei dem Sprachforscher und Dichter Sveinbjörn Egilsson in Bessastadir. Unter dessen Anleitung wuchs seine Hinneigung zum Studium isländischer Geschichte und Literatur. Magnus Grimsson war damals auf der Lateinschule und teilte seine Neigung. Beide junge Leute hatten die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm gelesen und waren dadurch zu dem Entschlusse gekommen, eine ähnliche Sammlung in ihrem Vaterlande zustande zu bringen. 1845 wurde dies fest verabredet und mit der Arbeit begonnen. In der Lateinschule kamen Jünglinge aus allen Landesteilen zusammen und zahlreiche Sagen in dieser Sammlung stammen von ihnen. — Nach Egilssons Tode (1852) erhielt sich Jon Arnason vornehmlich als Stundenlehrer an der Lateinschule, wurde später Amanuensis bei dem Bischofe und 1867 Inspektor an der Schule, die inzwischen nach Reykjavik verlegt war. Als diese Stelle aber aufgehoben wurde, mußte er sich fortan mit einem sehr bescheidenen Posten als Bibliothekar an der Landesbibliothek in Reykjavik begnügen, den er bereits früher unentgeltlich versehen hatte. Unter seiner Verwaltung war dieselbe von einem sehr bescheidenen Anfange

zu einer Anzahl von gegen 30,000 Bänden angewachsen, dazu war er einer der Stifter der isländischen Altertümersammlung. Von seinen literarischen Arbeiten sind u. a. eine Lebensbeschreibung Luthers und eine solche Karls des Großen zu erwähnen; auch setzte er seinem Lehrer Sveinbjörn Egilsson ein schönes Denkmal durch die Herausgabe seiner Werke, denen er eine Biographie hinzufügte. Trotz aller seiner Verdienste und seiner unermüdlichen Thätigkeit blieb seine Stellung immer eine in jeder Hinsicht bescheidene, was aber die uneigennützige Schaffenslust und die menschenfreundliche Gesinnung des schlicht-frommen Mannes nicht beeinträchtigte. Wohlwollend half er, wo er konnte, war sehr mäßig und genügsam und suchte sich nie hervorzudrängen. Ein wirkliches Unglück war für ihn nur seine zunehmende Kränklichkeit; nachdem er im Jahre 1883 auch noch sein einziges Kind, einen hoffnungsvollen Sohn aus seiner Ehe mit Katrin Thorvaldsdottir, verloren hatte, siechte er nur noch dahin, halb gelähmt und dem Erblinden nah, wenn auch glücklicher Weise bis zu seinem Tode (am 4. September 1888) in ziemlich ungetrübtem Besitz seiner Geisteskräfte.

Bereits im Jahre 1852 hatten Jon Arnason und Magnus Grimsson als erste Frucht ihres gemeinsamen Sammelns ein kleines Buch, „Islenzk æfintýri“ in Reykjavik erscheinen lassen. Dieses noch nicht sehr bedeutende Ergebnis wäre vielleicht für lange Zeit das einzige geblieben, hätte nicht 1858 Dr. Konrad Maurer Island bereist. Nicht nur gelang es ihm, sich selber von den sonst so zurückhaltenden Landeskindern eine stattliche Anzahl von Sagen zu verschaffen, die er in Deutschland als „Isländische Volkssagen der Gegenwart“ heraus gab, sondern er feuerte auch die beiden Isländer zur Fortsetzung ihrer Bestrebungen an. Im Herbst desselben Jahres sandte Jon Arnason an alle ihm befreundeten Leute und Gelehrten in Island eine sehr ausführlich gehaltene Aufforderung, ihm geeignete Beiträge für das von ihm geplante Werk zugehen zu lassen. Dieser Aufruf hatte den glücklichsten Erfolg; einige Pfarrer fanden zwar, die Sache sei unter ihrer Würde, im Ganzen aber waren es gerade die Geistlichen, die dem Unternehmen volles Verständnis und freudigen Beistand entgegenbrachten. — Jon Arnason hatte die Arbeit von nun an allein weiterzuführen, denn Magnus Grimsson starb als Pfarrer am 18. Januar 1860. — Das

Werk nahm einen so gedeihlichen Fortgang, daß bereits 1862 der erste und 1864 der zweite Band der großen Sammlung „Íslenzkar þjóðsögur og æfintýri“ veröffentlicht werden konnten. Durch Dr. Konrad Maurers Vermittelung war in Leipzig ein Verleger (J. C. Hinrichs) gewonnen worden. Von den Brüdern Grimm, denen die beiden Isländer ihr Werk hatten zueignen wollen, war nur Jakob noch am Leben, ihm allein ist es daher gewidmet. Er soll in einem Briefe an Dr. Konrad Maurer eine wahrhaft rührende Freude ausgesprochen haben über diesen ebenso reichen als eigentümlichen Zuwachs zur germanischen Sagenkunde. Lebhaften Anklang und zahlreiche Übertragungen haben diese Sagen im Auslande überhaupt gefunden. In den Jahren 1864—66 erschien eine illustrierte englische Prachtausgabe, 1862—64 eine dänische Übersetzung im Auszuge und kleinere Teile der Sammlung sind im Französischen, Norwegischen u. s. w. erschienen. In Deutschland hat der österreichische Gelehrte Dr. Heinrich von Lenk einige größere Stücke daraus in einer Zeitschrift übersetzt erscheinen lassen, während J. C. Poestion einen Band der Sammlung entnommener Märchen in deutscher Sprache veröffentlicht hat.

Jon Arnason hat von seinen Sagen und Märchen fast ausnahmslos eine jede mit den Worten des Erzählers, der sie ihm lieferte, wiedergegeben. Einige sich hieraus ergebende kleine Nachteile, wie zum Beispiel Mangel an Gleichförmigkeit der Darstellung, manche Wiederholungen u. s. w. können kaum in Betracht kommen gegen die Lichtseiten eines solchen Verfahrens, als da sind: die Frische und Unmittelbarkeit des Ausdrucks, das lebendige Hervortreten der Lokalfarbe und die durch alles dies gewährte Möglichkeit, auf den Bildungsgrad der einzelnen Erzähler einen Schluß zu ziehen. „Trotz alledem,“ sagt Professor Maurer (Germania VII, S. 247) „was in älteren wie in neueren Reisebeschreibungen Gegenteiliges gesagt worden, ist man auswärts noch immer geneigt, die Isländer als ein verkrüppeltes Polarvolk zu betrachten, den Lappländern etwa oder Grönländern vergleichbar; mit ungläubigem Lächeln pflegt man es aufzunehmen, wenn ein heimkehrender Besucher der Insel versichert, daß der Durchschnittsgrad der Bildung ihrer Bewohner ein höherer sei, als der des gemeinen Mannes in Deutschland, von Frankreich oder England gar nicht zu reden.

Hier ist nun ein Mittel geboten, von der Richtigkeit solcher Behauptung sich wenigstens annähernd zu überzeugen. Ein großer Teil der mitgeteilten Sagen ist von isländischen Bauern aufgezeichnet, und gerade solche Stücke gehören zu den besterzählten, welche die Sammlung überhaupt enthält; ich wüßte z. B. nicht, wie eine Spuksage vortrefflicher erzählt werden könnte, als dies ein mir persönlich bekannter Bauer, Thorvardur Olafsson, bezüglich der Stücke „Sigurdur und das Gespenst" und „Die Geldtonne" gethan hat. Wie viele unserer deutschen Bauern würden wohl im stande sein, eine einheimische Gespenstergeschichte in so lebendiger Darstellung und so klassischer Sprache wiederzugeben?"

Erwähnenswert ist auch das Verdienst, welches die isländischen Frauen sich um diese Volkssagen erworben haben. Schon aus älterer Zeit wird berichtet, wie der Sohn, während er in der Schule von den Männern Latein und ausländische Wissenschaft lernte, von der Mutter in der Geschlechtssaga unterwiesen wurde, und noch heutzutage sind Mütter und Frauen die besten Lehrer der Kinder in allem, was volkstümlich ist; sie vor allen verstehen zu erzählen und es sind in dieser Sammlung viele ausgezeichnete Stücke, die von Frauen herrühren, so zum Beispiel „Die Sennerin", „Gilitrutt", „Der Bräutigam und das Gespenst", „Sigridur, die Sonne des Eyafjördur" u. s. w. Weit größer noch ist natürlich die Zahl derjenigen Sagen, welche ihnen mittelbar zu verdanken, das heißt, die von Männern nach der Erinnerung dessen aufgezeichnet sind, was ihre Mütter und andere Frauen ihnen in ihrer Kindheit erzählt haben.

Eine Art von Fortsetzung zu Jon Arnasons großem Werke bilden seine Sammlungen isländischer Rätsel, Reimsprüche, Spiele, Tänze und Volkslieder. Erstere sind zum Teil schon bei Lebzeiten ihres Urhebers unter der Mitwirkung des hierzu sehr berufenen Olafur Davidsson im Druck erschienen, dem auch eine treffliche Abhandlung über alte Spiele zu danken ist. Die Liedersammlung dagegen liegt noch als Manuskript in isländischen Büchereien und harrt der Herausgabe, die gewiß in hohem Grade wünschenswert erscheint.

X.

Natursagen.

Bären und ihre Kinder.

Vom Bären wird behauptet, er sei ein verzauberter Mensch und die Bärin bringe menschliche Kinder zur Welt; wenn es ihr aber gelingt, die Tatze über sie zu werfen, so werden sie zu kleinen Bären. Es wird nun erzählt, zu Grenivik auf der Insel Grimsey sei einst ein Mann in's Freie getreten und habe eine Bärin erblickt, die sehr kläglich gethan habe. Er holte ihr Kuhmilch aus dem Hause und gab sie ihr. Später am Abend, als er nach dem Heuschuppen gehen wollte, lag sie darin und hatte Junge bekommen. Er erwischte eines ihrer Jungen und das war ein richtiges kleines Mädchen. Der Mann ging mit dem Kinde in's Haus und zog es eine Weile bei sich auf; es wuchs und gedieh wohl, sobald es jedoch laufen konnte, lief es viel hinaus und an die See. Zuletzt gelang es ihm, auf das Eis in der Bucht hinaus zu kommen; da kam die Bärin herbei und warf ihm die Tatze über, und da verwandelte es sich so, daß es zu einem jungen Bären wurde.

Der Mann von Grimsey und der Bär.

Einstmals im Winter geschah es, daß auf der Insel Grimsey das Feuer starb, so daß man auf keinem einzigen Gehöft eine Flamme entzünden konnte. Es war gerade Windstille und so strenger Frost, daß der Grimseyarsund mit Eis bedeckt war und man glaubte, ihn überschreiten zu können. Da beschlossen die Bewohner von Grimsey, Leute nach dem Festlande zu entsenden, um Feuer zu holen, und wählten dazu drei der kühnsten Männer von

der Insel. Sie traten ihre Wanderung frühmorgens bei klarem Wetter an und eine Menge Inselbewohner begleiteten sie auf das Eis hinaus und wünschten ihnen eine glückliche Reise und baldige Rückkehr. Von den Erlebnissen der Sendboten wird nun nicht eher etwas berichtet, als bis sie mitten auf dem Sunde an eine Wake (offene Stelle im Eise) kommen, die sich so lang erstreckte, daß man kein Ende erspähen konnte, und dazu so breit war, daß zwei der Männer nur mit Mühe und Not hinüber springen konnten, während der dritte sich dies nicht getraute. Jene beiden rieten ihm daher, nach der Insel zurück zu kehren, und setzten ihre Reise fort, er aber blieb am Rande der Wake stehen und schaute ihnen nach. Es war ihm gar nicht recht, daß er unverrichteter Sache wieder umkehren sollte, deshalb beschloß er, an der Wake entlang zu gehen, sie konnte ja vielleicht an einer andern Stelle schmäler sein als hier. Als der Tag sich zu neigen begann, wurde das Wetter trübe und von Süden her zog Sturm und Regen herauf. Das Eis fing an, sich von einander zu lösen, und der Mann stand zuletzt auf einer Eisscholle, welche in das Meer hinaus trieb. Am Abend stieß die Scholle an eine große Eisplatte und auf diese ging der Mann. Da sieht er nicht weit von sich eine Bärin, die auf ihren Jungen liegt. Er war vor Kälte erstarrt und hungrig geworden und bangte nun für sein Leben. Wie die Bärin den Mann erblickt, betrachtet sie ihn erst eine Weile, dann steht sie auf, geht auf ihn zu und ganz um ihn herum und macht ihm ein Zeichen, er solle sich auf die Lagerstätte zu den Jungen legen. Er thut dies mit Zittern und Zagen. Darauf legt sich das Tier bei ihm nieder, breitet sich über ihn und läßt ihn mit den Jungen zusammen saugen. Nun vergeht die Nacht. Am Tage darauf steht das Tier auf, entfernt sich ein Stückchen vom Lager und winkt dem Manne zu kommen. Als er auf das Eis hinaus kommt, legt sich das Tier zu seinen Füßen nieder und winkt ihm, er solle sich auf seinen Rücken setzen. Sobald er das gethan hat, steht die Bärin auf und schüttelt sich so lange, bis der Mann herab fällt. Sie stellt dann für diesmal keine weiteren Versuche an, der Mann aber wundert sich sehr über dieses Spiel. Es vergingen nun drei Tage; des Nachts lag der Mann immer im Lager der Bärin und wurde von ihr gesäugt, jeden Morgen aber ließ sie ihn auf ihren Rücken steigen und

schüttelte sich dann, bis er sich nicht mehr darauf halten konnte. Den vierten Morgen endlich vermochte sich der Mann auf dem Rücken des Tieres zu halten, wie sehr sich dasselbe auch schüttelte. Da geht es gegen Ende des Tages mit dem Manne auf dem Rücken ins Wasser und schwimmt mit ihm nach der Insel. Wie der Mann an's Land kommt, geht er auf die Insel und winkt der Bärin, ihm nachzukommen. Er geht vor ihr her nach seinem Hause, läßt sogleich die beste Kuh im Stalle melken und giebt dem Tiere frische Milch zu trinken, soviel es will. Dann geht er ihm voraus nach seinem Schafstall, läßt die beiden schönsten Hammel nehmen und schlachten, bindet sie mit den Hörnern zusammen und legt sie der Bärin quer über den Rücken. Da wendet sich diese dem Meere zu und schwimmt hinaus zu ihren Jungen. Auf Grimsey aber war große Freude, denn während die Inselbewohner verwundert der Bärin nachblickten, sahen sie vom Lande her ein Schiff kommen, welches vor günstigem Winde auf die Insel zusegelte; auf diesem hofften ste die anderen Boten mit dem Feuer heimkehren zu sehen.

Wenn man einen Bären tötet.

Hat man einen Bären zum Tode verwundet und liegt derselbe im Sterben, so ist es ein Bubenstück, ihm noch weiteres Leid zuzufügen. Als einen Beweis hierfür erzählt man, am Ende des vorigen Jahrhunderts hätten einige Männer von Skagi, die sich verirrt hatten, einen Bären angetroffen und erlegt. Als er die Todeswunde bekam, legte er sich auf eine Schneewehe und leckte seine Wunde. Da brachte ihm einer der Leute noch eine neue Verletzung bei, und dieser Mann wurde von da an vom Unglück verfolgt.

Auch ist der Glaube verbreitet, daß, wenn ein zum Tode verwundeter Bär, bevor er stirbt, ein oder mehrere Male ein Gebrüll ausstößt, er damit seine Verwandten herbeirufe, damit sie ihn rächen; das Jahr darauf sollen dann ebenso viele Bären*), wie er

*) Es ist hier immer nur von Eisbären die Rede, welche mit dem grönländischen Treibeise an die isländische Küste gelangen. Landbären giebt es in Island nicht.

dazumal Schreie ausgestoßen hat, dorthin kommen und die Menschen überwältigen, welche im Jahre zuvor den Bären oder die Bärin erlegt hatten.

„Zeit ist's zum Sprechen".

In der Neujahrsnacht*) geschehen viele wunderbare Dinge. Da sprechen zum Beispiel die Kühe die menschliche Sprache und reden miteinander. — Einmal lag ein Mann in der Neujahrsnacht draußen im Stall, um zu hören, was die Kühe sagten. Da hört er, daß eine Kuh sagt: „Zeit ist's zum Sprechen." Darauf sagt die zweite Kuh: „Im Stall ist ein Mann." „Woll'n ihn irrsinnig machen," sagt die dritte Kuh. „Eh' der Morgen bricht an," sagt die vierte. — Dies konnte der Mann am andern Morgen erzählen, aber weiter nichts, denn die Kühe hatten ihn irrsinnig gemacht.

Der Adler.

Eine Sage behauptet, wenn man Gold in ein Adlernest lege, in welches die Adlerin soeben Eier gelegt habe, so komme aus dem einen Ei ein Erlösungsstein, aus dem andern aber ein fliegender Drache, und folgende Geschichte erzählt man, um die Wahrheit davon zu beweisen. Ein Mann hieß Jon; er wohnte zu Lambhagi im Borgarfjördur und war ein vortrefflicher Schütze. Man sagt, er habe einst, um zu untersuchen, ob es wahr wäre, daß aus einem Adlerei ein Drache komme, sich den Scherz gemacht, Gold in ein Adlernest zu legen, 'entweder auf Leirarey oder Bakkaholmi. Mehrere Leute wußten darum und warnten ihn davor, es zu thun, denn es könne Schlimmes daraus entstehen. Jon sagte,

*) Auch in der heiligen Dreikönigsnacht.

er werde für allen Schaden aufkommen, der etwa dadurch verursacht würde, und das Ungeheuer schon umbringen, wenn es dahin käme. — Jon besuchte nun ab und zu das Nest; und einstmals, als er hinkam, sah er einen ganz kleinen Drachen, der soeben aus dem einen Ei geschlüpft war. Danach verstrich die Zeit eines Monats, in der man nicht merkte, daß er sich rührte. Einen Tag später aber sahen einige Leute, daß dieser Drache aus dem Neste flog bis hinauf nach Bakkanes, wo er eine Weile saß; dann flog er von dort auf, packte dabei auf der Landspitze ein einjähriges Fohlen und flog, dasselbe in den Krallen haltend, südwärts über Leirarvogar nach Arkarlækjarnes. Darüber entsetzten sich die Leute und verlangten nun von Jon, er solle sein Wort halten und den Drachen unschädlich machen. Dies gelang Jon auch endlich nach langer Mühe, doch sagte er später, kein Schuß habe dem Drachen etwas anhaben können, bis er zuletzt mit silbernen Knöpfen, die er von seiner Jacke geschnitten, nach ihm geschossen habe.

Eine Sage vom Raben.

Im Vatnsdalur im Nordlande sollen mehrere Gehöfte durch Bergstürze, die vom Vatnsdalsfjall herabkamen, vernichtet worden sein. Unter diesen Höfen war einer, welcher Gullberastadir hieß. Die Bauerntochter auf Gullberastadir hatte die Gewohnheit, immer, wenn sie aß, dem Hofraben etwas abzugeben. Einstmals, als sie wieder wie gewöhnlich ihm das, was sie ihm geben wollte, aus dem Fenster reichte, wollte Krummi*) es nicht nehmen. Das Mädchen wunderte sich darüber und ging mit der Speise hinaus. Der Rabe kam ihr ganz nah, wollte jedoch die Speise nicht nehmen und trieb es weiter auf diese Weise, und so folgte ihm das Mädchen hinaus auf das Grasfeld, ein Stückchen vom Hofe entfernt. Als sie aber dort angelangt sind, hört sie oben im Berge ein gewaltiges Krachen und plötzlich fällt ein Bergsturz daraus hernieder und geht

*) Benennung für den Raben, wahrscheinlich nach seinem krummen Schnabel.

auf beiden Seiten an dem Raben und der Bauerntochter vorüber, ohne aber den Fleck zu treffen, auf dem sie stehen. Das Gehöft jedoch wurde von dem Bergsturz erreicht und er richtete es mit allem, was darin war, Lebendem und Totem, zu Grunde. So lohnte der Rabe dem Mädchen für die Speise. — Die Ursache aber, weshalb der Bergsturz nicht über den Fleck fiel, auf dem sich der Rabe und die Bauerntochter befanden, war die, daß Bischof Gudmundur der Heilige, als er einst hier umher reiste, auf dieser Stelle sein Zelt aufgeschlagen hatte. Bevor er wieder von dannen zog, weihte er die Zeltstätte, wie er oft zu thun pflegte, und deswegen konnte hier nun niemand mehr zu Schaden kommen.

Todesprophezeiung.

Einstmals geschah es, daß der Bischof von Skalholt, wie er öfter zu thun pflegte, die Landschaft Hvitarsida im Borgarfjördur bereiste, um zu visitieren. Er war den Tag über sehr schweigsam und nachdenklich und bat seine Leute, sich so viel als möglich zu beeilen, um die Zeltstätte zu erreichen; dieselbe sollte auf der grasigen Ebene bei Bjarnastadir sein, nahe bei der Furt durch die Hvitau. Sie thaten, wie ihnen geheißen war, und schlugen das Zelt auf, der Bischof aber ging für sich allein auf der Wiese auf und ab. Als man mit dem Aufrichten des Zeltes fertig war und dem Bischof gesagt wurde, es sei alles in Ordnung, seufzte er und sagte: „Die Stunde ist gekommen, aber nicht der Mann." In demselben Augenblick aber sehen sie, wie ein Mann mit größter Geschwindigkeit daher geritten kommt und auf die Furt im Flusse zu jagt. Der Bischof stellt sich mit seinen Leuten dem Manne in den Weg und sagt, er wolle mit ihm reden. So groß aber war die Eile des Mannes, in den Fluß zu kommen, obgleich der Bischof und seine Leute sagten, er sei jetzt unpassierbar, daß er nur die Anrede des Bischofs erwiderte und ihn bat, er möge ihn nicht aufhalten, denn er habe es eilig. Da trug der Bischof seinen Leuten auf, den Mann zu nehmen und in das Zelt zu bringen. Das thun sie,

und da wird dem Manne so schlecht, daß keiner dachte, er könne noch eine Stunde länger leben, und es war, als ob er mit dem Tode ränge und nicht sterben könnte. Da ließ der Bischof Wasser aus dem Flusse holen und den Mann damit besprengen, und augenblicklich, sobald das Wasser zwischen seine Lippen kam, verschied er. Der Bischof sagte nun, aus der Rede der Raben habe er heute erfahren, daß der Tod diesen Mann gerufen und er im Flusse habe ertrinken sollen; daher habe er auch sogleich sterben können, als das Wasser in seinen Mund gelangte, früher aber nicht.*)

Rabenweisheit.

Will man von den Raben Belehrung empfangen, so muß man sich ein Rabenherz, das man einem lebenden Raben entnommen hat, unter die Zungenwurzel legen und dasselbe, so lange man es nicht braucht, in einem Gefäß verwahren, in welchem noch nichts anderes gewesen ist.**) Weil aber dieses Verfahren und die Art, auf die man sich das Herz verschaffen muß, nicht jedem bekannt ist, haben die Menschen allerlei anderes, z. B. den Flug, das Gebahren und Gekrächze der Raben beobachtet und ausgelegt, wodurch sie, auch ohne die Rabensprache zu verstehen, doch manche Dinge erfahren können.

Wenn du eben vom Hause fortgehst und es begleitet dich ein Rabe und fliegt zur rechten Seite des Weges vor dir her, so bedeutet das Heil und Glück für diesen Tag. Fliegt er einem aber entgegen, wenn man das Haus verläßt, oder über einem hoch oben in der Luft, so bedeutet dies, daß es einem schlecht ergehen wird; dann ist es am besten, man kehrt wieder um, spricht ein gutes Gebet und macht sich dann in Gottes Namen auf den Weg. — Wenn sich ein Rabe auf den Dachfirst der Kirche oder auf die

*) Siehe auch Band I. S. 251.

**) Auch die Zunge des Steinfalken kann hierzu benutzt werden; sie muß 2 Tage und 3 Nächte in Honig liegen, legt man sie sich dann unter die Zungenwurzel, so versteht man die Sprache der Vögel. Anderswo im Munde darf man sie nicht haben, denn der Vogel ist giftig.

Thürpfosten setzt, einem den Schwanz zuwendet und feindselig die Federn sträubt, krächzt, schrecklich die Glieder dehnt, die Flügel ausstreckt und den Schnabel aufsperrt, so sagt dieser Rabe den Tod vornehmer Leute in jener Gegend voraus, welcher er den Schnabel zukehrt. Fliegt ein Rabe (oder mehrere) über den gepflasterten Weg am Hause dahin, setzt sich auf den Hofhügel und abwechselnd auf die Thürpfosten und läßt ein langes Krächzen hören, so prophezeit er dem, zu welchem er sich wendet, den Tod von Leuten aus dem Volk oder Bekannten; krächzt er aber am Fenster, so sagt er denen, die drinnen sitzen, den Tod von Verwandten oder Nachbarn voraus. — Wenn ein Rabe oben auf den Häusern unruhig hierhin und dorthin hüpft, mit dem Fuße hinkt, mit den Tönen wechselt und aufwärts in die Luft krächzt, Hals und Kopf beugt, die Flügel schüttelt und das Gefieder sträubt, so verkündet er, daß sich Menschen in See- oder Wassersgefahr befinden. — Wenn viele Raben zusammen fliegen, einer hinter dem andern, mit verschiedenen Gebärden, so reden sie unter sich von dem Tode eines Menschen in der Gegend, nach welcher sie sich wenden, sobald sie sich nieder setzen. Fliegt der Rabe hoch über den Häusern in der Luft oder über einem Menschen auf dem Wege und krächzt laut und weht mit den Flügeln, so zeigt er in der Gegend, nach welcher er krächzt, den Tod eines Menschen an. — Wenn die Raben sich mit großem Geschrei zusammen drängen, so bedeutet das, an der See sei (oder werde) eine Beute an Fisch oder anderem Eßbaren angeschwemmt, woran der, dem sie in's Gesicht krächzen, Anteil haben wird. Manchmal beneiden sie einen, der Speise bei sich hat, und bitten ihn, ihnen davon abzugeben, wenn sie sich auf die Thürpfosten setzen; und stets hat sich dann erfüllt, was man zu sagen pflegt, nämlich, daß „Gott für den Raben bezahlt", wenn man ihm etwas giebt. Zuweilen halten sie auch ein „Rabenthing" (Ratsversammlung). Dasselbe findet zweimal im Jahre, im Frühling und Herbste, statt; auf dem Frühlingsthing einigen sie sich über das, was sie im Sommer thun wollen, im Herbst aber halten sie, wie allgemein berichtet wird, eine regelrechte Gemeindeversammlung. Auf diesem Herbstthing wählen sie sich zum Aufenthaltsort je zwei und zwei ein Gehöft, immer ein Männchen und ein Weibchen zusammen. Trifft es sich nun so, daß auf einem Rabenthing nicht

gleichviel männliche und weibliche Raben beisammen sind, so sollen am Schlusse der Versammlung die andern Raben sich alle auf den überzähligen stürzen, ihn verfolgen und töten, ob nun ein Gehöft zum Wohnort für ihn vorhanden ist oder nicht.

Die Bachstelze.

Dieser Vogel hat verschiedene Namen, unter anderm wird er auch Maria litla (kleine Maria) genannt. Wenn man ihn im Frühling zum ersten Mal hört, so kann man bestimmt annehmen, daß irgendwo an der Küste Schiffe vom Auslande eingetroffen sind, denn mit diesen soll er anlangen. Will man wissen, wo man im nächsten Jahre wohnen wird, so kann einem die Bachstelze Auskunft darüber geben; man muß dann, sobald man sie im Frühjahr sieht, zu ihr sagen:

„Sei schon gegrüßt, kleine Maria mein;
Wo ist die Schwalbe, die Schwester dein?
Ist sie im Ausland und spinnet Lein?
Das wird sie wohl thun, die Schwalbe, die Schwester dein.
Ich will dir geben Beeren blau,
So du mir zeigest genau,
Wo ich werde sein
Im Frühling und im Sommer,
Im Winter und im Herbst.“

Wenn nun die Bachstelze während dessen auffliegt, so ist das ein Zeichen, daß sie nichts verkünden will; fliegt sie jedoch nicht auf, indem jenes zu ihr gesagt wird, so wird der Fragende, wie einige behaupten, bald sterben; andere aber sagen, man solle dann irgend etwas nach ihr werfen, am besten die wollene Sohle aus dem Schuh; in der Richtung, in welcher sie dann fortfliegt, wird derjenige, der geworfen hat, in diesem Frühjahr oder im nächsten seinen Wohnort erhalten, und denen, die so thun, wird es wohl ergehen. — Die Bachstelze, sagt man, kann im Frühling nicht eher ihre Eier legen, als bis sie sich Haare von einer reinen Jungfrau verschafft hat, um sie als Unterlage zu benutzen, und nichts

bringt einem Mädchen mehr Glück, als wenn es sie mit dem Notwendigen hierzu versieht. Unglück aber wird der im Leben haben, der ihre Eier stört.

Der Zaunkönig.

Wie Eggert Olafsson sagt, hat dieser Vogel seinen Namen (Musarrindill oder auch Musarbrodir, d. h. Mausebruder) davon, daß er der Maus in vielen Beziehungen gleicht, selten am Tage gesehen wird, sich in dunkeln Löchern in der Erde aufhält und sehr diebisch ist. Besonders stibitzt er Fleisch, welches im Bodenraume hängt. Alles dies hat zu dem Aberglauben Veranlassung gegeben, das Vöglein sei ein böser Geist, daher haben einige sich die Aushülfe ersonnen, in die Schornsteine kreuzweis Holzstäbchen zu setzen, in der Meinung, er wage — wie auch anderes Unreine — nicht, dem Kreuze nahe zu kommen, um von dem Fleische zu stehlen. Morgens und abends in der Dämmerung ist er meist über der Erde und singt leise „tirriri". Diese Eigentümlichkeit hat er vor der Maus, seiner Schwester, voraus. — Noch viel anderer Aberglaube wird hinsichtlich dieses Vogels gehegt. Wenn das Herz des Zaunkönigs in einen Messergriff gefügt wird, so ist die Wunde, die man sich mit diesem Messer beibringt, unheilbar. Die Gedanken eines andern kann man erfahren, wenn man ein Zaunkönigsherz nimmt, es bei trockenem Wetter aufhängt, bis es hart geworden ist, es dann in ein Tuch bindet und es in der Hand hält, während man mit jemandem redet. Wäscht man sich mit dem heißen Blute des Zaunkönigs, so kann man fürder Geister sehen bei Nacht sowohl wie am Tage. Um jemanden in tiefen Schlaf zu versenken, soll man den Kopf eines Zaunkönigs nehmen und ihn über dem Haupte des Schlafenden aufhängen; er erwacht denn nicht eher, als bis derselbe wieder fortgenommen ist.

Walfische.

Von allen Seeungetümen — es seien Tiere oder Geister — glaubt man, daß sie ihren Namen kennen und sogleich kommen, wenn derselbe genannt wird. Besonders gilt dies von dem sogenannten „Seefrevel"; damit verhält es sich so, daß der sich eines Seefrevels schuldig macht, der auf der See den Namen irgend eines solchen Unholdes ausspricht und diesen dadurch an das Schiff heranlockt. Die übrige Schiffsbesatzung entscheidet dann, daß er seine Speise verwirkt habe und sie dieselbe an sich nehmen und unter sich verteilen müsse, wenn sie wohlbehalten wieder an das Land komme; er aber muß dann bis zum Schluß der Fischzeit nur Trockenes essen. Einige dieser Seefrevel, mit denen man gewisse Walfische bezeichnet, sind diese: Buri (d. h. ein plumper Bauer), Roß, Hund, Stökkull (d. h. Springer) und Naut (d. h. Rind). Es giebt ihrer jedoch noch weit mehr. Eine der wichtigsten Vorsichtsmaßregeln auf der See besteht darin, daß man nie einen Walfisch benennt, sondern immer „Großfisch" sagt, von welchem Walfisch man auch reden möge; denn sobald man einen jener Namen ausspricht, die für Seefrevel gelten, kommt der Walfisch, der diesen Namen trägt, um das Schiff zu verderben, wenn die „Reydur" (eine der größten Walfischarten) das zuläßt. Diese verteidigt stets die Schiffe gegen die „Illhveli" (die bösen Walfische), hält sie davon ab und verfolgt sie; besonders gilt das hier Gesagte von der „Steypireydur". So erzählt man, einst habe eine Reydur den ganzen Tag lang ein Schiff verteidigt und sei sehr müde geworden. Am Abend aber, als man aufbrach, um dem Lande zu zu fahren, warf ihr ein Matrose einen Stein in das Blaseloch, so daß sie verendete. Allein später bekam er eine unkenntliche Krankheit, so daß er bei lebendigem Leibe verfaulte, und darin sah man die Strafe für seine Schändlichkeit.

Eine andere allgemein gültige Regel schreibt vor, wenn eine Steypireydur ein beim Fischfang draußen liegendes Schiff beschützt, so dürfe man nicht länger ruhig auf dieser Stelle bleiben, als bis sie zwei-, andere sagen dreimal rund um das Schiff herum geschwommen sei; entfernt sie sich dann noch nicht, so muß man

entweder schnell ein Stück weiter fahren oder dem Lande zusteuern, denn alsdann ist ein Illhveli unten in der See oder sonst in der Nähe. Weil man nun die Reydur als die besten Schutzgeister gegen die Illhveli kennt und weil es außerdem an manchen Orten bestimmt zu erwarten ist, daß sie innerhalb der Fjorde ihre Kälber zur Welt bringen, haben die Isländer, so lange Edelmut in ihnen war, sich dessen enthalten, sie zu harpunieren oder sie an's Land zu jagen, nur mit den Kälbern und den Männchen haben sie dies gethan; denn da, wo man eine Reydur in Ruhe kalben läßt, kommt sie stets das nächste Jahr wieder hin. — Wie die Leute sagen, ist es ein Kennzeichen aller Illhveli, daß sie keinen Rauch von sich geben, wenn sie blasen, sondern nur Wasserstrahlen, während von den guten Walfischen ein starker Rauch aufsteigt.

Man hatte den Glauben und hat ihn auch noch, die Illhveli seien so gefräßig, daß sie ein Schiff mit Mannschaft und allem übrigen in den Rachen nehmen, das Schiff zu kleinen Splittern zermalmen und die Menschen verschlingen; sie sind so gierig nach Menschenfleisch und so anhänglich an den Ort, wo sie einmal diese Speise erhascht haben, daß sie sich ein ganzes Jahr oder länger dort aufhalten sollen. Die Fischer hüten sich daher eine lange Zeit, nach dem Fischplatze zu rudern, wo ein Illhveli ein Schiff vernichtet und Menschen gefressen hat. — Viele, wenn nicht alle Illhveli gelten als ungenießbar, und in den (alten) Gesetzen ist verboten, einige von ihnen zur Nahrung zu verwenden.

Der Stökkull.

Der Stökkull ist von allen Illhveli der merkwürdigste. Über ihn ist allgemein der Glaube verbreitet, er habe vor beiden Augen Klappen, die oben am Kopfe festsitzen, und könne deshalb nicht geradeaus sehen, außer wenn er aus der See in die Höhe springe; dies thut er, wie die Leute sagen, so hoch, daß er nicht nur ganz trocken vom Seewasser wird, sondern daß man sowohl Flachland wie kleinere Berge unter seinem Schwanze sehen kann. Einzig auf diese Weise vermag er um sich zu schauen, und dabei bewegt er sich

mit jedem Sprunge um vier Wellen vorwärts. — Um den Stökkull nicht an das Schiff zu locken, soll man die Vorsicht gebrauchen, ihn auf der See nie anders als „Lettir“ (d. h. „der sich hebt“) zu nennen, denn er ist ein gefährlicher Walfisch und sucht alles, was er schwimmen sieht, in die Tiefe zu senken. Er springt deswegen aus der See in die Höhe, damit er sich umschauen kann, ob er nicht irgendwo etwas Schwimmendes, ein Schiff oder dergleichen, erblicke, auf das er sich stürzen könne.

Um der Verfolgung des Stökkull zu entrinnen, giebt es besonders zwei Mittel; das erste ist folgendes: man schleudert ein leeres wasserdichtes Faß oder eine Bake, die gut schwimmt, hinaus und erlaubt ihm, sich damit zu jagen; dann soll er nicht eher aufhören, sich darauf zu stürzen, als bis er den Tod findet, denn das Faß kommt stets um so schneller wieder empor, je heftiger er es untertaucht, und unterdessen können die Schiffsleute gut entkommen. Das andere Mittel besteht darin, daß man gerade der Sonne entgegen fährt, wenn ein Stökkull das Schiff verfolgt, denn er kann es dann vor dem Sonnenglanze nicht sehen, auch wenn er in die Höhe springt.

Ein Mann hieß Jon und wurde Tikargjola (Hundebrise) genannt, und das kam daher, weil Jon, wenn seine Matrosen murrten und nicht ausrudern wollten, weil der Wind so heftig sei, beständig die Redensart hatte, sie sollten sich doch daran nicht kehren, das wäre ja nur solch eine kleine Hundebrise, denn Jon war ein sehr großer Seefahrer und kannte keine Furcht. — Einstmals ruderte er wie öfter mit seinen Matrosen nach Svid im Faxafloi. Sie hatten noch nicht lange draußen still gelegen, als ein Stökkull kam und sie so angriff, daß es ihnen nichts nützte, liegen zu bleiben und Jon sich, wenn auch ungern, entschloß, ans Land zu fahren; auch blieb ihm seiner Leute wegen nichts anderes übrig, denn diese waren in Todesangst. Am nächsten Tage war Windstille und gutes Seewetter; Jon ruderte hinaus und hatte eine Kugelbüchse bei sich, die ihm gehörte, denn er war der beste Schütze. Als sie den Platz erreicht hatten, wo sie zu liegen und zu fischen pflegten, sagte Jon: „Nun mag der Teufels-Stökkull kommen, wenn es in der See einen giebt!“ Darob schraken die Matrosen zusammen und sagten: „Gott vergebe dir, Jon, bei Windstille See=

frevel zu reden!" In demselben Augenblick aber sehen sie, wie ein Stökkull kommt und auf sie zu schwimmt. Jon ergreift sogleich die Büchse und feuert sie ab, indem der Stökkull sich in die Höhe hebt, so daß er sofort wieder in die See zurück stürzt und sich eiligst ins Meer hinaus von dannen macht; das sahen sie an den blutigen Streifen, den er im Seewasser hinter sich zog, und dieser Stökkull beunruhigte sie niemals wieder.

Der Ursprung der Seehunde.

Vom Ursprunge der Seehunde wird erzählt, daß, als Pharao, der König von Egyptenland, Moses und die Juden über das rote Meer verfolgte und dort mit seinem ganzen Heergefolge ertrank, wie aus der Bibel bekannt ist, der König und alle seine Begleiter zu Seehunden wurden; deshalb sind auch die Knochen der Seehunde den Menschenknochen so ähnlich. Seitdem leben die Seehunde als besonderes Geschlecht auf dem Meeresgrunde, haben aber innerhalb ihrer Seehundshäute ganz menschliche Gestalt, Natur und Eigenart. Eggert Olafsson nennt sie „Seevolk". Als Gnade aber war ihnen verliehen, daß sie in der Johannisnacht — nach andern in der Heiligendreikönigsnacht — aus den Seehundshäuten schlüpfen dürfen. Dann gehen sie ans Land, nehmen Menschengestalt an und singen und tanzen wie menschliche Wesen.

Die Seehundshaut.

Es war einmal ein Mann östlich in Myrdalur; dieser ging eines Tages am frühen Morgen, ehe andere Leute aufgestanden waren, an einigen Felsklippen an der See vorüber. Da kam er an den Eingang einer Höhle; drinnen in der Höhle hörte er laute Fröhlichkeit und Tanz und draußen sah er viele, viele Seehundshäute. Eine Seehundshaut nahm er mit sich, trug sie heim und verwahrte sie in einer Lade. Ein wenig später am Tage kam er

wieder zu dem Höhleneingange. Da saß ein junges schönes Weib dort, ganz nackend und weinte sehr. Dies war der Seehund, dem die Haut gehörte, welche der Mann genommen hatte. Der Mann verschaffte dem Mädchen Kleider, tröstete es und nahm es mit sich nach Hause. Sie war ihm treu und folgsam, doch stimmte ihre Gemütsart weniger mit der anderer überein. Oft aber saß sie und schaute hinaus auf die See. Nach einiger Zeit nahm der Mann sie zum Weibe und sie vertrugen sich gut und es wurden ihnen Kinder beschert. Die Haut verwahrte der Bauer beständig unten in seiner verschlossenen Lade und hatte den Schlüssel stets bei sich, wohin er auch ging.

Nach vielen Jahren ruderte er einmal hinaus und vergaß den Schlüssel daheim unter seinem Kopfkissen. Andere sagen, der Bauer sei mit seinem Hausgesinde zum Weihnachtsgottesdienste gezogen, seine Frau sei aber unpäßlich gewesen und habe nicht mit ihm gehen können. Da habe er vergessen, den Schlüssel aus der Tasche seines Werktaganzuges zu nehmen, als er die Kleider wechselte. Als er nun wieder nach Hause kam, war die Lade offen und die Frau nebst der Seehundshaut verschwunden. Sie hatte den Schlüssel genommen, in der Lade gekramt und dort die Haut gefunden; da konnte sie der Versuchung nicht widerstehen; sie nahm Abschied von ihren Kindern, fuhr in die Haut und stürzte sich in die See. Bevor die Frau sich in die See stürzte, soll sie vor sich hin gesagt haben:

„Mir ist so bang' und weh,
Hab' sieben Kinder in der See
Und sieben Kinder am Lande."

Man sagt, der Mann habe sich dies sehr zu Herzen genommen. Wenn er später auf den Fischfang ruderte, schwamm oft ein Seehund um sein Boot her und es war, als rännen ihm Thränen aus den Augen. Viel Glück hatte er seitdem beim Fischen und verschiedene besondere Glücksfälle trugen sich an seinem Strande zu. Oft, wenn die Kinder des Ehepaares am Ufer gingen, sahen die Leute, wie ein Seehund vornan im Meere schwamm, immer neben ihnen entlang, während sie am Lande oder an der Flutgrenze wandelten, und wie er bunte Fische und schöne Muscheln zu ihnen empor warf. Niemals aber kam ihre Mutter an das Land zurück.

Der heiligste Fisch in der See.

Sankt Peter sollte einstmals die Frage beantworten, welche Fischgattung die heiligste im Meere sei und die kräftigsten Eigenschaften besitze. Da soll er seine Angel ausgeworfen und Gott gebeten haben, ihm diesen Fisch zu zeigen; darauf zog er einen Rochen, ließ ihn jedoch wieder los, denn derselbe dünkte ihn ein häßlicher Fisch und ungenießbar zu sein. Aber wiederum fing er einen Rochen und dann zum dritten Male; diesen nahm er herein, schnitt ihn auf und fand in ihm die Röhren oder Beutel, die seitdem Petersbeutel heißen. — In einigen Rochen, besonders in dem kleinen Steinrochen, sind zwei am Rückgrat festgewachsene Röhren, welche andere nicht haben; in denselben entstehen diese Beutel, welche von dem Fische nach neun Monaten zur Welt gebracht werden sollen. Dann soll er darüber liegen, wie der Vogel auf den Eiern (ob neun Wochen oder neun Monate lang, ist nicht sicher); in dieser Zeit werden die Beutel in Wahrheit außen schwarz und werden dann in Menge an der Küste Hornstrandir angeschwemmt, leer und an einem Ende offen; aus diesem ist der Tarnkappenstein*) herausgefahren, der, wie manche meinen, aus dem Petersbeutel hervorgehen soll.

(An manchen Orten wird der Petersbeutel „Petersschiff" genannt und vielleicht hat es eine Sage darüber gegeben, daß der Beutel Sankt Peters Fischerboot gewesen sei, wenn auch nichts darüber zu erfahren gewesen ist und der Beutel dem Äußern nach wenig geeignet scheint, ein Schiff zu sein; er ist von Gestalt ein Behältnis gleich einer Trage mit Handhaben und es stehen vier Auswüchse oder Spitzen aus ihm heraus, zwei nach vorn und zwei nach hinten. Inwendig ist er hohl und an einem Ende offen.)

Die Alten glaubten vom Rochen, er habe von allen Fischarten die meisten übernatürlichen Eigenschaften, neun nützliche und neun schädliche; erstlich die, daß er einen Toten neun Nächte lang verteidige und ihn in den folgenden neun Nächten auffresse. Wird

*) Siehe Seite 30.

er bei der Abendmahlzeit als letzte Speise genossen, so lügt er dem Schuldlosen etwas an, sollte es auch Menschenmord sein. Zum Frühstück oder Mittagessen soll er am zuträglichsten sein, doch nicht als erstes Gericht, sondern darauf folgend, niemals aber als letzte Speise.

Die Flundermutter.

Die Flundermutter wird für einen sehr schlimmen Gast gehalten, obwohl ihre Gewaltthaten den Menschen nicht bekannt sind. Sera Jon Nordmann erzählt so: „Im Westen wurde mir gesagt, daß einmal vor nicht sehr langer Zeit ein Mann beim Fischfang war und in eine mächtige Schar Heilbutten hinein geriet. Das Wasser war hier vierzig Faden tief. Zuerst zog er lauter kleine Flundern, dann wurden sie größer und größer und dabei das Wasser immer flacher, bis er über einer Tiefe von zehn Faden eine sehr große Flunder fing. Da wagte er nicht, sich länger hier aufzuhalten, denn er glaubte zu wissen, daß darunter die Flundermutter sein müsse mit ihrer zahlreichen Sippe, von der er den Tag über so viel herausgezogen hatte, und daß sie die Ursache sei, weshalb es an der Angelschnur immerfort so viel seichter wurde. Wahrscheinlich, wenn ich auch keine Sagen davon weiß, hat die Heilbutte ihren Namen vom heiligen Petrus erhalten, der ein so gewaltiger Fischer war.“

Die Lachsmutter.

Sie soll ein furchtbar großes Tier sein und ist bei den Lachsen ganz dasselbe, was die Flundermutter bei den Flundern ist, doch giebt es keine Geschichten von ihren Übelthaten. „Mir wurde auch erzählt“, sagt Sera Jon Nordmann, „daß im Flusse

Laxau in der Hnappadalssysla früher bedeutende Lachs- und Forellenfischerei gewesen sei. Im Flusse war eine tiefe Stelle und darin eine Erdhöhle: hier gab es eine ungeheure Menge Lachse und Forellen, die man aber nie erlangen konnte. Da ersann man eine List, ließ einen Seehund an dieser Stelle los, hielt ihn aber an einem Stricke fest, und unterhalb waren Leute mit einem Netz. Der Seehund scheuchte nun zuerst die kleinen Forellen auf, dann kamen die Lachse hervor und die Leute fingen beides. Endlich kamen zwei fürchterliche große Tiere aus der Höhle hervor, das waren die Lachsmütter. Sie brachen sich Bahn den Fluß hinab, zerrissen alle Netze und zogen hinaus in die See. Da soll der Fischfang in der Laxau ein Ende genommen haben."

Der Öfuguggi.

Der Öfuguggi (d. h. der Verkehrtflossige) soll in seiner ganzen Gestalt einer Forelle gleichen, nur daß er kohlschwarz von Farbe ist und daß die Flossen an ihm verkehrt stehen, wovon er seinen Namen hat. Er ist so giftig, daß jeder, der so unvorsichtig ist, von ihm zu kosten, sofort tot liegen bleibt.

Ein Gehöft, nahe an den Bergen gelegen, heißt Kaldrani; ein anderes Gehöft lag sehr weit davon; wie es hieß, wird nicht erwähnt, doch war es nahe bei den Niederlassungen. Diese beiden Gehöfte hatten ihren Forellenfang in einem sehr großen See, der zwischen ihnen lag. Einstmals hörten die Leute auf dem ungenannten Hofe, wie jemand abends an das Wohnstubenfenster kam und folgendes hersagte:

Zeit ist's zu singen,
Die Strahlen sich schwingen.
Tot liegen die Leute
Zu Kaldrani heute.
Der Pflegling, der kleine,
Der nicht aß, lebt alleine."

Oder so:

Zeit ist's für den halb gezähmten
Habicht, zu krähen.
Tot liegen alle Leute
Zu Kaldrani heute.
Was sie aßen sonst nie,
Das tötete sie.
Tot liegen alle Leute
Zu Kaldrani heute."

Über diese Verse entstand eine lebhafte Beratung; die Sache erschien allen wunderbar und verschiedene Meinungen wurden laut. Der Bauer aber sagte, am Morgen sollten einige Leute nach Kaldrani gehen und nachsehen, wie die Sachen dort ständen.

Nun verging die Nacht; sobald aber der Morgen kam, ging man nach Kaldrani und fand dort alle Menschen im Gehöft tot außer einem Kinde, welches dort von der Gemeinde in Pflege gegeben war. Die Ankömmlinge sahen, daß alle Hausbewohner beim Essen gewesen waren; denn einige saßen noch, obwohl sie tot waren, mit den Forellenschüsseln auf den Knieen, andere waren kopfüber hingestürzt mit Forellenstücken in den Händen. Die Hausfrau fanden sie tot auf dem Fußboden in der Küche, sie war vornüber auf den Topf gefallen und daraus vermuteten die Leute, daß sie begonnen habe, aus dem Topfe zu essen, als sie fertig damit gewesen sei, den andern aufzutragen und auszuteilen. Dieses Ereignis erschien allen wunderbar, denn an den Toten waren keine Verletzungen zu sehen. Da wurde der Gemeindepflegling gefragt, wie sich das zugetragen habe, und sagte nun aus, die Leute wären gestorben, sobald sie begonnen hätten zu essen; er selber aber habe nichts gewollt und auch nichts von den Forellen genossen. Man untersuchte nunmehr die Forellen, von denen gegessen worden war, und da sah man, daß es nicht Forelle, sondern Öfuguggi war; dieser ist aber stets als ein tötlicher ungenießbarer Fisch bekannt gewesen.

Hügelschnecke und Heidewurm.

Viele Sagen hat man von Schlangen und Ungeheuern, welche in Island sowohl in Seen wie im Meere gesehen worden sind. Zu diesen Sagen hat die Hügelschnecke, oder wohl noch mehr der Heidewurm*) den Grund gelegt. Von der Hügelschnecke**) wird allgemein gesagt, wenn man mit den Fingern das Horn ergreifen könne, welches aus ihrem Kopfe mitten zwischen den vier Hörnern, die am meisten sichtbar sind, hervor steht, so gehe alles in Erfüllung, was man sich wünscht, indem man das Horn hält. Um aber die Hügelschnecke dahin zu bringen, daß sie das Mittelhorn herausstreckt, denn sie thut das sehr ungern, soll man einen goldenen Ring auf ihren Kopf halten und dabei folgenden Spruch sagen:

„Hügelschnecke, Hügelschnecke,
Streck' aus das Mittelhorn.
Ich gebe dir einen Goldring
Auf jedes einzige Horn."

Manche sagen auch, wenn man einer Hügelschnecke oder einem Heidewurm Gold unterlege, so wachse sowohl der Wurm wie das Gold, bis der Wurm entsetzlich groß und verderbenbringend werde, wenn man nicht bei Zeiten aufpasse und ihn töte. Der Wurm liebt aber das Gold so sehr, daß er sich eher auf demselben töten als sich davon vertreiben läßt; daher sagt man auch von einem Geizhalse, der sein Gold nicht loslassen will, er liege wie ein Wurm im Halbschlaf auf seinem Golde. Werden solche Würmer am Leben gelassen, so ist das Ende oftmals gewesen, daß sie in fließendes oder stehendes Wasser geworfen worden und darin für immer geblieben sind. Und nicht nur im Wasser, sondern auch auf trockenem Lande, nämlich in der Höhle Surtshellir, soll ein solcher Wurm sich aufhalten.

*) Heidewurm (lyngormur) ist eine allgemeine Bezeichnung für eine im Heidekraut lebende Larve, in der älteren Literatur aber wahrscheinlich eine Benennung für eine Schlange.

**) Damit ist die gewöhnliche nackte Landschnecke gemeint.

Der Wurm im Lagarfljot.

In alten Zeiten trug es sich einst zu, daß eine Frau auf einem Gehöft im Herad (Distrikt) am Strome Lagarfljot wohnte. Sie hatte eine erwachsene Tochter. Dieser schenkte sie einen goldenen Ring. Da sagt das Mädchen: „Wie kann ich von diesem Golde den größten Nutzen haben, liebe Mutter?" „Lege es unter einen Heidewurm," sagt die Mutter. Da nahm das Mädchen einen Heidewurm, legte ihm das Gold unter und that das Ganze in ihre Linnentruhe. Dort liegt nun der Wurm einige Tage. Wie aber das Mädchen wieder an ihre Truhe gehen will, ist der Wurm so groß geworden, daß die Truhe beginnt aus den Fugen zu gehen. Das Mädchen erschrickt, ergreift die Truhe und wirft sie mit ihrem ganzen Inhalt in den Strom.

Es verging darauf eine lange Zeit und die Leute fingen an, von dem Wurme im Strom etwas zu merken, denn er begann Menschen und Vieh zu verderben, die über das Wasser fuhren. Manchmal streckte er sich an den Flußufern in die Höhe und spie Gift auf eine gräßliche Art. Daraus drohte eine schreckliche Plage zu werden, keiner aber wußte ein Mittel, um dem abzuhelfen. Endlich ließ man zwei Finnen kommen, die sollten den Wurm töten und sich des Goldes bemächtigen. Sie stürzten sich in den Strom, kamen aber bald wieder herauf. Die Finnen sagten, man habe es hier mit einer großen Übermacht zu thun und es sei nicht leicht, den Wurm zu töten oder des Goldes habhaft zu werden. Ein zweiter Wurm, sagten sie, sei unter dem Golde, und der sei viel schlimmer als der erste. Sie banden nun den Wurm mit zwei Fesseln, die eine legten sie ihm unter dem Bauche an, die andere hinten am Schwanz. Der Wurm kann daher keinem mehr schaden, weder Mensch noch Tier, doch geschieht es mitunter, daß er seinen Rücken zu einem Buckel empor bäumt, und wenn man das sieht, hält man es für den Vorboten eines wichtigen Ereignisses, z. B. teurer Zeit oder Grasmangels. Diejenigen, die an diesen Wurm nicht glauben, sagen, es sei nur ein schäumender Wirbel und es

sei ihnen berichtet worden, irgend ein Geistlicher sei vor gar nicht langer Zeit dort quer hinüber gerudert, wo der Wurm zu sein scheine, und damit wollen sie beweisen, daß gar keiner vorhanden ist.

Der Seehund und der Roche im Lagarfljot.

Ein Gehöft am nördlichen Ufer des Lagarfljot im Kirchspiel von Kirkjubær heißt Straumur. Draußen vor dem Gehöft liegt im Strome ein Roche. Er hat neun Schwänze und ist der ärgste Unhold. Dieser Roche fügte vielen Menschen Schaden zu, denn er lag an der Überfahrtsstelle. Endlich kam ein Kraftskalde dorthin und bannte durch seine Verse den Rochen fest auf den Grund des Stromes. Seitdem hat er niemandem mehr Schaden gethan. — Wie giftig dieser Roche ist, wird durch folgendes bewiesen. Einstmals, nachdem er schon festgebannt war, trug es sich zu, daß ein Verbrecher den Strom hinauf schwamm. Da berührte er den Rochen mit der großen Zehe und dabei wurde ihm ganz seltsam. Er ging sogleich ans Land und sah, daß die Zehe schwarz und aufgeschwollen war. Da hieb er sich die Zehe ab. — Von diesem Rochen wurde folgende Weise gesungen:

„Der Roche liegt mit breiter Brust
Im Wellenbrausen,
Den Rücken sträubt er, schonet nichts
Bei Straumur draußen.“

Noch ein anderer Unhold hat im Lagarfljot viel Arges verübt. Das ist ein großer gewaltiger Seehund. Er liegt unter dem Wasserfall im Lagarfljot, weiter seewärts als der Roche. Auch er wurde schließlich durch Sprüche an den Felsen unter dem Wasserfall festgebannt; dort liegt er und kann sich nicht mehr rühren, um jemandem ein Leid zu thun.

Die Ungeheuer im Lagarfljot.

Diese Ungeheuer sind oft gesehen worden, besonders aber 1749 und 1750. Vom Frühjahr 1749 bis zum Herbst 1750 sind sie wiederholt von vertrauenswürdigen Leuten gesehen worden. Petur der Gesetzsprecher im nördlichen Teile der Mulasysla und zwei andere Männer sahen eines von Ketilstadir in der Landschaft Vellir, konnten sich aber kein klares Bild davon machen. An demselben Tage, da dieses dem Petur und seinen Gefährten begegnete, wanderten zwei andere Männer die Landschaft Fell aufwärts. Da sahen sie unterhalb des Gehöftes Arneidarstadir irgend ein Tier den Strom hinan schwimmen; es glich an Gestalt einem großen Sechsruderer und fuhr sehr schnell dahin. Das nämliche erblickten auch alle Leute auf dem unfern gelegenen Hofe Hafursgerdi. Ein dritter Mann zog allein desselben Weges wie jene beiden; er erzählte gleichfalls, er habe nicht weit vom Ufer ein Ungeheuer gesehen, welches einem Seehunde glich, mit einer Haut wie ein Roche, wenn er aus der See gezogen ist; dieses Tier tauchte sogleich wieder unter, wobei es gewaltige Sturzwellen gab.

Die drei Männer kamen am Abend nach Arneidarstadir und erzählten, was ihnen begegnet war. Indem sie aber ihren Bericht hören ließen, erblickten sie alle auf einmal unten vor dem Gehöft ein Ungeheuer; es war gewiß dreißig bis vierzig Faden lang; aus dem Rücken ragte ein hoher Buckel auf und einem von ihnen war es, als sähe er aus diesem und weiter hinten Äste ausgehen, die weit hinaus in den Strom lagen. Es waren lauter wahrheitsliebende und rechtschaffene Männer. Außerdem hatten alle Bewohner von Arneidarstadir das Ungeheuer gesehen, sowohl fern wie nahe dem Ufer beim Gehöft, doch konnten sie niemals seine Gestalt so erkennen, daß sie es deutlich hätten beschreiben können. — Darauf sahen alle Leute zu Hrafngerdi fast den ganzen Tag lang drei Buckel aus dem Strom aufragen und nach der Beschreibung des Bauern war zwischen ihnen allen eine viele hundert Faden weite Wasserfläche. — Einmal war der Syffelmann Hans Wium eine Nacht zu Arneidarstadir, am Morgen aber waren auch die Pfarrer

Sera Hjörleifur, Sera Magnus und Sera Grimur dort anwesend und da sahen sie alle bei ganz windstillem und freundlichem Wetter draußen im Strome einen Wasserstrahl gerade aufsteigen wie der Wasserstrahl eines Walfisches, nur viel stärker. Einige Leute waren gerade mit einem Transport den Strom hinab gefahren; nicht weit von der Stelle, wo der Wasserstrahl war, sahen sie etwas einer Warte Ähnliches aus dem Strome ragen. Als sie es eine Weile betrachtet hatten, setzte es sich dem Lande zu in Bewegung.

Zu keiner Zeit hat man indessen diesen Anblick öfter gehabt, als im Frühling und Sommer 1750, denn da wurden die Ungeheuer in den Flüssen oberhalb des Stromes gesehen, drei bei Hrafukelsstadir, zwei in Pferdegestalt mit Haarbüscheln am Nacken und einem Buckel auf dem Rücken; von Ansehen waren sie schwarz. Eines von ihnen streckte zwei Rüssel empor, zwischen denen das Wasser sich breitete. — Außerdem kam eines bei Bidivellir ans Land geschwommen, wo drei Männer es sahen. Das andere kam bei Hridarstadir ans Land und der dort wohnende Bauer beschrieb es so groß wie das größte Haus.

Noch viel öfter sind solche Ungeheuer im Lagarfljot gesehen worden, zum Beispiel im Frühjahr 1819. Zuerst sah man eines bei dem Eisrande, wo der Strom am Ufer bei Hafursau ledig war. Nach der Schätzung derer, die es sahen, befand es sich ungefähr zwei bis drei Äcker weit vom Ufer, grau anzusehen und von Gestalt so, als stände ein Pferd auf dem Kopf mit den Lenden nach oben, doch sahen sie weder Füße noch irgend welche Äste daran. Es wurde zuerst am Sonnabend erblickt; darauf zog es in sehr langsamer Fahrt, dem Strome und leichten Winde entgegen, nach Hallormsstadur hinauf, wo es endlich am nächst folgenden Sonntage verschwand. Während dies geschah, trieb das Eis fortwährend den Strom hinab. Augenzeugen hierbei waren Sera Gunnlaugur zu Hallormsstadur, Hinrik zu Hafursau und viele andere. Einer von denen, die es sahen, wollte danach schießen; die andern wollten ihm das nicht erlauben. Ein Boot war nicht bei der Hand, auch würden wohl wenige von denen, die das Ungeheuer sahen, sich zu ihm hinaus gewagt haben; denn sie waren keine Helden, höchstens vielleicht der, welcher danach schießen wollte.*)

*) Der Bericht über die Ungeheuer, die 1819 im Lagarfljot gesehen wurden, ist einem Briefe aus der Mulasysla, datirt vom 16. Juni desselben Jahres, entnommen.

Das Wurmbett.

Eine flache Schäre östlich von der Insel Papey vor der Küste der Sudur=Mulasysla heißt Ormsbeli (Wurmbett). Es wird erzählt, dort habe in der Vorzeit ein Wurm oder Drache auf Gold gelegen, bis ein Holländer namens Kumper mit einer Büchse nach dem Lager schoß, um den Wurm vom Golde zu vertreiben und es sich selber anzueignen. Wieviel Gold Kumper im Wurmbett fand, wird nicht berichtet, doch soll der Wurm zuerst nach der Schäre Ormssker und dann in den Hamarsfjördur geschwommen sein und die Leute glauben, er habe in diesem Fjorde seinen dauernden Aufenthalt genommen und sei vor großen Ereignissen zum Vorschein gekommen, wie der Wurm im Lagarfljot und das Ungeheuer im Hvammsfjördur im Westen; deshalb sollen die Leute an diesen Orten nicht auf den Fischfang zu rudern wagen.

Der Vogelbeerbaum.

Der Vogelbeerbaum wurde früher als der untrüglichste Zeuge der Schuldlosigkeit angesehen, wenn er auf den Gräbern solcher Menschen emporwuchs, die eines Verbrechens beschuldigt und hingerichtet worden waren, ohne bei Lebzeiten ihre Unschuld haben beweisen zu können. Man erzählt davon folgende Geschichte.

In früheren Zeiten lebten zwei Geschwister aus guter Familie auf den Vestmannaeyjar (Westmännerinseln). Es geschah aber, daß sie von bösen Zungen verlästert und einer argen Schandthat beschuldigt wurden. Dieses Gerücht kam auch dem Richter auf den Inseln zu Ohren und er begab sich sogleich an Ort und Stelle, um die Sache zu untersuchen. Es half nichts, daß der Bruder die Anklage von sich wies und hoch und teuer versicherte, er sei schuldlos, und auch das nützte nichts, daß die Schwester ihn und sich von dieser Sünde frei sprach. Es wurden aber dazumal viele

Menschen auf einen bloßen Verdacht hin bestraft, und so ging es auch hier. Die Geschwister wurden zum Tode verurteilt und das Urteil an ihnen vollstreckt. Man sagt aber, beide hätten auf der Richtstätte weinend Gott gebeten, er möge nach ihrem Tode ihre Unschuld an das Tageslicht bringen, wenn nun auch bei ihren Lebzeiten die Menschen nicht hätten daran glauben wollen; ebenso sollen sie ihre Eltern gebeten haben, dafür zu sorgen, daß sie auf dem Gottesacker von Landakirkja zusammen liegen dürften. Darauf wurden sie hingerichtet, und nach langen Bemühungen und wahrscheinlich großen Geschenken an Kirche und Geistlichkeit, wie es damals gebräuchlich war, wurde den Eltern für ihre Kinder eine Stelle auf dem Kirchhofe bewilligt. Doch sollten sie nicht zusammen in einem Grabe liegen, sondern eines sollte südlich, das andere nördlich von der Kirche begraben werden, und so geschah es.

Im Laufe der Zeit nun begannen die Leute zu bemerken, daß aus jedem der beiden Gräber der Geschwister ein Vogelbeerreis erwuchs. Dieselben wurden immer höher und größer, bis ihre Zweige über dem Kirchendache zusammen trafen. Das wurde so gedeutet, daß Gott, indem er diese Vogelbeerbäumchen auf ihren Gräbern wachsen ließ, ohne daß, soviel man wußte, eines Menschen Hand sie gepflanzt hatte, damit den Lebenden die Unschuld der Geschwister beweisen wollte. Daß aber die Stämmchen sich über dem Kirchendache zu einander bogen und ihre Blätter und Zweige vereinigten, schien auf das unschuldige und innige Zusammenleben der Geschwister bei ihren Lebzeiten hinzudeuten und auf ihr Verlangen, nach dem Tode beide in einem Grabe liegen zu dürfen.

So wuchsen und standen diese Vogelbeerbäume eine lange Zeit, bis im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts der Türke auf einem Kriegszuge nach dem Vestmannaeyjar kam, dort Vieh und Menschen raubte und große Verheerungen anrichtete, wie ja bekannt ist; unter anderm haben die Türken, wie die Saga berichtet, die beiden Vogelbeerbäume auf dem Friedhofe von Landakirkja abgehauen und gedroht, sie würden wiederkommen und auf den Inseln nicht weniger Raub und Plünderung verüben als diesmal, sobald diese Bäume wiederum die frühere Höhe erreicht hätten. Es wird jedoch nicht berichtet, daß die Bäume danach jemals wieder

ausgeschlagen haben, und das hält man für eine große Gnade von Gott; denn wäre es geschehen, so würden die Türken ihr Wort gehalten haben.

Wachholder und Vogelbeerbaum.

Vom Vogelbeerbaume gehen noch viele andere Sagen. Man nennt ihn einen heiligen Baum und erzählt, in früherer Zeit, wenn man in der Weihnachtsnacht zu einem Vogelbeerbaum gekommen sei, hätten auf allen seinen Zweigen Lichter gebrannt und wären nicht erloschen, wie sehr auch der Wind geblasen habe. Dies sieht beinah wie ein Sinnbild des Weihnachtsbaumes aus, den man in anderen Ländern, mit Früchten und anderem Schmuck ausgeputzt, anzuzünden pflegt, Jungen und Alten zum Ergötzen, und zwar ganz besonders in der Christnacht, eine Sitte, die sich auch hier in Island in den Kaufstädten einzubürgern beginnt.*)

Den Vogelbeerbaum darf man fast zu keiner Sache verwenden. Benutzt man ihn als Brennholz, so erweckt er Feindschaft zwischen denen, die um das Feuer sitzen, wenn sie auch vorher die besten Freunde gewesen sind. Wird das Holz zum Schiffsbau oder irgend welchen Schiffsgeräten genommen, so geht das Schiff unter; verwendet man es zu den Ruderstücken auf einer Seite des Fahrzeuges, aber nicht auf beiden, so schlägt letzteres um. Ohne Gefahr darf man aber das Holz des Vogelbeerbaumes zum Schiffsbau benutzen, wenn Wachholder in demselben Schiffe verwendet wird. Die Sache ist nämlich die, daß Wachholder und Vogelbeerbaum die größten Feinde sind; der Wachholder will mit dem Schiffe in die Luft empor, der Vogelbeerbaum aber will es in die See hinab ziehen, und so ist es auch gut; denn wenn der Wachholder allein die Macht hätte, so würde das Schiff zu leicht sein und auf den Wellen hin und her schwanken; der Vogelbeerbaum jedoch beschwert es und hält es gehörig fest in den Wogen, wenn der Wachholder

*) Die Nadelbäume werden zu diesem Zwecke aus Dänemark eingeführt, da in Island keine wachsen.

es nach oben zieht. Deswegen soll man Wachholder zum Dahlbord nehmen, Vogelbeerbaum aber zum Kiel oder zum Schiffsboden nächst dem Kiel.

Als ein anderes Beispiel von der Unverträglichkeit dieser beiden Hölzer wird berichtet, daß, wenn man sie, jedes auf einer Seite, in einen großen Baum setzt, sie denselben zwischen sich auseinander reißen und ihn der Länge nach spalten, so schlecht vertragen sie sich. Sind Wachholder und Vogelbeerbaum in dem nämlichen Hause, so brennt dieses ab, und ladet man sie einem Pferde auf beiden Seiten auf, so werden sie abgeworfen.

Der Tarnkappenstein.

Der Tarnkappenstein*) hat seinen Namen von der Tarnkappe, über die man sowohl in der nordischen wie in der deutschen Götterlehre Sagen hat. Schon sehr frühzeitig war es in den nordischen Ländern gebräuchlich, die Tarnkappe zu allerlei Zauberkünsten zu gebrauchen, um Menschen und Dinge unsichtbar zu machen, d. h. Wolken damit hervorzuzaubern, die alles, was verborgen sein sollte, in Dunkel oder Nebel hüllten. — Der Tarnkappenstein ist dunkelleberfarben; man soll ihn unter dem linken Arme verwahren. Will man ihn aber gebrauchen und sich unsichtbar machen, so soll man ihn in der linken Hand verbergen, und zwar muß er in eine Haarlocke oder ein Blatt so eingewickelt sein, daß er nirgend zum Vorschein kommt; während man ihn so hält, ist man unsichtbar, sieht aber selber alles, was um einen her geschieht. Verschiedene Berichte hat man darüber, wie man sich den Tarnkappenstein verschaffen muß; dasjenige Verfahren, welches am allgemeinsten angewendet worden sein soll, ist folgendes: Man muß ein ganz frisches Rabenei aus dem Neste nehmen, dasselbe kochen und warm wieder in das Nest tragen. Wenn der Rabe zum Neste zurück kehrt und die Veränderung bemerkt, die

*) Isländisch: hulinhjálmssteinn = Bergenderhelmstein.

geschehen ist, so macht er sich auf, um sich den Stein zu verschaffen, der die Eier wieder roh macht — dieser zauberkräftige Stein soll auf einer Insel im roten Meere zu finden sein — und dann wird aus diesem Ei niemals ein Tarnkappenstein. Gelingt es einem aber, das Ei zu nehmen, zu kochen und es wieder in das Nest zu bringen, ohne daß Krummi dessen gewahr wird, so liegt er unverdrossen nach wie vor auf demselben. Wenn er aber das Ei nicht auszubrüten vermag, so gräbt er es ein oder trägt es fort, und da muß man es vorher wegnehmen. In demselben befindet sich dann etwas, das wie ein Stein ist, und das ist gut zum Unsichtbarmachen. Andere aber sagen, aus dem ganzen Ei werde ein schwarzer Stein.

Helga, die Großmutter des Sera Jon Nordmann, war einst mit mehreren Kindern dabei, Steine zu suchen. Da fand sie einen, der ihr gut gefiel, und steckte ihn in den Mund. Da sahen die anderen Kinder sie nicht und fragten, wo sie denn wäre; sie antwortete, sie wäre ja bei ihnen und sähe sie; aber sie gewahrten sie noch immer nicht, bis sie endlich den Stein fortwarf. — Irgendwo war ein Mann auf der Reise, fand einen Stein und hob ihn auf. Da wurde sein Hund wie toll und begann nach ihm zu suchen, weil er den Mann nirgend sah. Dieser ging nun weiter, bis er seinen Schuh in Ordnung bringen mußte, und dabei legte er den Stein neben sich. Als er aber fertig war mit seinem Schuh, war der Stein verschwunden, der Hund aber konnte den Mann nun wieder sehen.

Der Wunschstein vom Tindastoll.

Einstmals war ein Mädchen im Gebirge Tindastoll unterweges und fand einen schönen Stein. Sie dachte gerade bei sich, daß sie gern zu dem besten Festmahl, daß in der Welt gehalten werde, hin versetzt sein möchte. Da ward sie plötzlich in die Luft hinaus entrückt und ehe sie sich dessen versah, stand sie in einer prächtigen Halle; einen solchen Glanz hatte sie sich niemals träumen lassen. Dort reichte ihr ein Mann einen goldenen Becher. Sie

nahm den Becher, war aber von allem, was sie umgab, so in Angst versetzt, daß sie wünschte, sie wäre wieder im Tindastoll auf der nämlichen Stelle wie zuvor, und das geschah. Darauf schleuderte sie den Stein von sich und sagte, er solle sie nicht öfter irre leiten, und ging dann mit dem Becher nach Hause. Den goldenen Becher fanden alle außerordentlich kostbar und man brachte ihn dem Pfarrer; dieser aber sagte, er wisse nicht, was damit anzufangen sei. Der Becher wurde nun dem Könige geschickt, welcher dem Mädchen drei Güter im Distrikt Skagafjördur dafür gab.

Der Lebensstein.

Der Lebensstein ist in alter Zeit viel besprochen worden, wie man aus der Kormakssaga und anderen alten Dichtungen ersehen kann; es ist daher nicht wunderbar, daß man später viele Geschichten von ihm gehabt hat. Seinen Namen hat er davon, daß er nicht nur alles Tote und Sterbende wieder belebt und das Leben des Menschen verlängert, sondern auch Wunden schneller und besser heilt als irgend ein anderes Mittel. Wenn jemand sich den Lebensstein verschafft hat, braucht er, um ihn aufzubewahren, sich nur in der linken Seite einen Einschnitt in die Haut zu machen und ihn dort hinein zu stecken, denn er heilt dann selbst die Wunde über sich wieder zu; man kann ihn aber auch in einem Goldringe am dritten Finger vom Daumen aus tragen. Man hat Beispiele davon, daß Raben ihre Jungen mit ihm wieder lebendig gemacht haben; letztere hatten ihn dann in ihrem Schnabel und man erhielt ihn auf diese Weise. Der Lebensstein findet sich auch auf hohen Bergen und da, wo Erdbeben sind und der Blitz einschlägt; er ist von roter Farbe und sehr klein. Wo ein Lebensstein hinein getragen wird, thut das Feuer keinen Schaden.

Es war einmal ein Mann, der einen Lebensstein in der Achselgrube bei sich hatte, damit er nicht stürbe. Dieser Mann verschwand bei einem Schiffbruch und viele Jahre hörte man nichts von ihm. Endlich wurde er an irgend einem Orte ganz kraftlos

ans Land geschwemmt. Es waren Leute am Seestrande, die trugen ihn auf das Trockene und da fragte er sie, ob sie kein Messer bei sich hätten, und bat sie, ihm unter dem Arme die Haut aufzuschlitzen. Das thaten sie; da starb der Mann sogleich und wurde zu einem hellen Schimmer.

Der Bischof Oddur Einarsson war auf einer Visitationsreise einst über Nacht in Kalmannstunga, und zwar war es die Nacht vor dem Tage Johannes des Täufers. Am Morgen vor Sonnenaufgang wollte der Pferdeknecht seine und des Bischofs Pferde zusammen treiben. Er ging nordwärts über die Wiesen, dann über den Fluß Nordlingafljot und stieg an dem Bergrücken östlich von Fljotstunga empor. Da kam er zu einem flachen Stein; auf demselben waren einige kleine Steinchen, die fortwährend auf der großen Platte umher liefen. Sie hüpften über einander weg und rannten um einander herum, wie wenn Lämmer im Stall zusammen spielen. Sie waren alle hell, doch von verschiedener Farbe und Größe. Der Bursche war ganz starr beim Anblicke dieses Wunders. Nachdem er es ein Weilchen betrachtet hatte, nahm er eines der kleinsten Steinchen, ging damit heim und zeigte es dem Bischofe. Der Bischof war sehr erfreut über den Stein und sagte, es wäre ein Lebensstein und die Platte eine Lebenssteinplatte. Wie sehr er den Stein schätzte, ist aber daraus zu ersehen, daß er dem Burschen ein Gut im Wert von zwanzig Hunderten*) dafür gab und dazu äußerte, es wäre ihm lieb gewesen, wenn dieser ihm die Steinplatte mit allem Zubehör gebracht hätte, dann würde er den König haben bitten können, um was er wollte. Der Bursche wollte nun wieder fortlaufen und den flachen Stein suchen, allein der Bischof sagte, das würde vergeblich sein, denn nun sei die Steinplatte natürlich bereits entwichen und verschwunden, da sie eines der Steinchen verloren habe. Er fügte noch hinzu, die Lebenssteinplatte sei stets nur am Morgen des Johannistages zu sehen.

---

*) Eine alte Wertbestimmung, wobei die Elle Vadmel, (grobes wollenes Zeug) als Einheit zu Grunde lag.

Nebensonnen.

Nebensonnen — das sind Lichtflecke um die Sonne herum — werden im Südlande nicht selten gesehen. Wenn zwei Nebensonnen gleichzeitig gesehen werden, jede auf einer Seite der Sonne, die andere vor, die andere hinter ihr her, so sagt man, die Sonne sei in einer „Wolfsklemme“ (úlfakreppa) oder „es werde der Sonne voraus- und nachgefahren“, und beide Redensarten beziehen sich auf die Wölfe Sköll, der die Sonne, und Hati, der den Mond packen wollte. Zuweilen spricht man auch von einer Gíla-Fahrt und nennt die Nebensonne, die vor der Sonne hergeht, Gill (?). Dies soll schlechtes Wetter bedeuten, wenn nicht zugleich eine Nebensonne der Sonne folgt, und letztere Nebensonne wird dann Wolf (úlfur) genannt, woher das Sprüchwort stammt: „Selten ist Gill zu etwas gut, wenn nicht der Wolf hinterher fährt.“

Wenn man gut acht giebt, kann man sehen, daß der Mond einem menschlichen Antlitz gleicht mit Stirn, Nase, Augen, Mund u. s. w.; dasselbe ist von der Sonne zu sagen, doch sieht man es an ihr nicht ebenso deutlich, weil sie glänzender und schöner ist. Das Gesicht auf dem Monde ist das des Adam, das auf der Sonne das der Eva.

Meer und Wellen.

Es besteht, besonders an den Landungsplätzen, die von Brandung umgeben sind, die ebenso wahre wie allgemeine Behauptung, daß stets drei große Wellen dicht auf einander folgen. Diese drei Wellen nennt man ein Olag, die Zwischenpausen aber heißen Lag*). Die erste der drei Wellen ist immer die größte, die beiden andern sind kleiner. Niemand sollte daran denken, mit der ersten Olagswelle zu landen oder, wenn er zum Landen das Lag (die Ruhepause) benutzt, dabei so langsam sein, daß ihn die erste Olagswelle erreicht. Auch ist es nicht gut, mit der zweiten Olagswelle anzulegen, denn alsdann hat man noch die dritte zu erwarten. Der dritten Olagswelle aber soll man sich beeifern zu folgen und da rudern was man nur kann, um das Lag hinterher noch vor sich zu haben; man kann dann stets hoffen, mit dem Leben davon zu kommen und daß das Lag ausreicht, um während desselben zu landen und das Schiff zu bergen. Wie im Olag, so sind auch im Lag drei Wellen, alle jedoch kleiner; manchmal sind ihrer sogar vier, dann heißt die vierte die „überzählige Welle." Manchmal tritt lange Zeit gar kein Lag oder Stillstand ein, so daß dann vierundzwanzig, achtzehn, zwölf oder sechs Olagswellen aufeinander folgen.

Eine andere Sage berichtet: wenn ein Schiff beim Landen — sei es durch ein Olag oder aus anderen Ursachen — verunglückt ist, so tritt danach auf eine kurze Zeit eine Stille in der See ein und diese Stille heißt Daudalag (Todespause); daher glückt denen,

*) Das Wort „Lag" bezeichnet das Niederliegen der Wellen, „Olag" = Unlag, also das Gegenteil. „Lag" heißt außerdem Gesetz, Ordnung u. s. w. Vergl. auch Band I. S. 183.

die gleich darauf landen, wenn die See das ihrige bekommen hat, das Anlegen sehr gut; man nennt dies „in der Todespause der Ertrunkenen landen.“ — Man spricht auch von Totenseen; man sieht sie manchmal, wenn man auf der See ist, und sie scheinen immer einen Schiffbruch vorherzusagen. Ihrer sind stets drei, sechs oder neun, die einander auf dem Fuße folgen; an der Farbe kann man sie leicht erkennen, denn entweder sind sie (im Westen) röter oder (im Osten) blauer als die See gewöhnlich ist. Auch von Totenwellen ist die Rede; sie sollen stets paarweise kommen und die eine vom Lande her, die andere darauf zu fallen, und wenn sie sich begegnen, entsteht ein starkes Krachen, welches Totenkrach heißt; es bedeutet Schiffbruch. — Außerdem redet man noch vom „Totenschrei“ auf der See, doch ist dies ein anderer als der, den man auf dem Kirchhofe hört*). Die Westfirdinger sagen, er begleite die Totenseen; es ist ein wimmernder Ton in der See, ähnlich dem Stöhnen eines Sterbenden. Der Todtenschrei wird oft am Lande gehört und verkündet ebenso wie das vorige, daß Menschen durch Ertrinken den Tod finden werden.

Die Gespensterquelle.

Bei Grafarbakki im Hrunamannahreppur sind viele heiße Quellen. Unweit davon ist ein Gehöft, welches Reykjadalur heißt; dort wohnte eine zauberkundige Frau. Sie beneidete die Frau zu

*) Diesen lassen die Toten in ihren Gräbern hören, entweder weil sie lebendig begraben sind oder weil einer ihrer Feinde auf demselben Kirchhofe beerdigt wird, auch wohl aus anderen Ursachen.

Grafarbakki um die heißen Quellen, welche ihr Brennholz ersparten. Da erweckte sie ein Gespenst und trug ihm auf, eine recht gute Quelle von Grafarbakki wegzuholen und sie ihr nach Reykjadalur zu bringen. Das Gespenst ging, nahm eine der Quellen auf und trug sie in den Armen davon wie ein Butterfaß. Als es aber ein Stück Weges zurückgelegt hatte, wurde es vom Tageslicht überrascht; da ließ es die Quelle fallen und seitdem befindet sich dieselbe ein gutes Ende von den übrigen Quellen entfernt und heißt Gespensterquelle.

Die Höhle Surtshellir*).

Bei weitem die größte aller Höhlen auf Island ist der Sage nach die Höhle Surtshellir und Eggert Olafsson**) berichtet, nach seiner Messung sei sie 839 Faden lang. Allgemein wird erzählt, ihr eines Ende sei auf Langanes, der nordöstlichsten Landspitze Islands, gelegen. (Dr. Maurer aber hat gehört, diese Höhle habe noch zwei andere Arme, der eine reiche hinaus bis auf Reykjanes, die südwestliche Halbinsel, der andere bis zum Kap Horn, dem nordwestlichsten Punkt des Landes.***) — Man erzählt auch, einst habe ein schutzloser Verbrecher sein Leben dadurch gerettet, daß er sich vor seinen Feinden, die ihn verfolgten, in die Höhle Surtshellir geflüchtet habe. Er sei immerzu Tag und Nacht gelaufen

*) Nach dem aus der Edda bekannten Feuerriesen Surtur benannt; sie befindet sich im südwestlichen Island.

**) Eggert Olafsson = ein berühmter isländischer Dichter und Gelehrter des vorigen Jahrhunderts.

***) Dr. Maurer's „Isländische Volkssagen der Gegenwart" S. 188.

und zuletzt im Osten auf Langanes herausgekommen; da waren seine Schuhe voller Sand, und als man genauer zusah, war es Goldsand. Der Mann sagte, er sei lange bis an die Knöchel in schwerem Sande gewatet, beinah wie im Meeressande am Seestrande.

XI.

Legenden.

Das Teufelchen auf dem Kirchenbalken.

Es war einmal ein Pfarrer; wo er gelebt hat, wird aber nicht erzählt. Eines Sonntags hielt er wie gewöhnlich Gottesdienst, wobei alles ganz ordentlich verlief, wie es immer zu gehen pflegte, und nichts Außergewöhnliches sich zutrug, bis er auf die Kanzel gestiegen war und seine Predigt begonnen hatte; da war ein Mann vorne in der Kirche, der während der Predigt ein schallendes Gelächter aufschlug. Dadurch ließ sich jedoch keiner in seiner Andacht stören, weder der Pfarrer noch sonst jemand, auch trug sich dieser Vorfall nur dieses eine Mal zu. Der Pfarrer beendigte seine Predigt, verließ alsdann die Kanzel, trat vor den Altar und verrichtete alle geistlichen Obliegenheiten, wie es sich gehörte, und nach dem Schlusse des Gottesdienstes ging er aus der Kirche.

Draußen begann der Pfarrer sich nach dem Manne zu erkundigen, welcher der Gemeinde während der Kirche ein solches Ärgerniß gegeben hatte, und da wurde ihm gesagt, wer das gewesen sei. Der Pfarrer ließ den Mann nun vor sich rufen und fragte ihn, ob ihm das, was er heut auf der Kanzel gesprochen habe, so lächerlich erschienen sei, daß er sich nicht habe enthalten können zu lachen und damit die Gemeinde zu beleidigen, oder was ihm sonst in den Sinn gekommen sei. Der Mann antwortete, es sei ihm nicht im entferntesten eingefallen, über die Predigt des Pfarrers zu lachen. „Aber ich sah etwas," sprach er, „was ihr wahrscheinlich nicht gesehen habt, guter Pfarrer, und kaum irgend ein anderer in der Gemeinde." „Was war das?" fragte der

Pfarrer. „Als ihr, lieber Pfarrer, eben auf die Kanzel gestiegen waret," sagte der Mann, „da fingen zwei alte Weiber, die auf der Frauenseite auf der Eckbank saßen, sich zu zanken an und überschütteten einander mit den schmählichsten Schimpfwörtern. In dem Augenblick sah ich zufällig nach dem Querbalken der Kirche empor und da sah ich, daß ein kleiner Teufel darauf saß. In der einen Hand hielt er einen verschrumpften ledernen Lappen, in der andern einen Pferdeknochen. Bei jedem groben Wort, das den Weibern entfuhr, bog das Teufelchen sich neugierig vor und horchte eifrig hin und schrieb alles, was sie sagten, mit dem Pferdeknochen sogleich auf den Schuhflicken nieder, so lange dieser ausreichte. Aber zuletzt kam es so weit, daß das Stück Leder nicht mehr langte; da war jedoch der Teufel um einen Ausweg nicht verlegen, sondern begann es zu dehnen, indem er es an dem einen Ende mit den Zähnen und am andern mit den Fäusten packte, und da reichte es noch ein Weilchen aus. Nun fuhr er mit rasendem Eifer in der Arbeit fort, bis der Schuhflicken vollgeschrieben war. Dann machte er es wieder wie zuvor, daß er den Lappen in die Länge zog und von neuem zu schreiben begann. Und so ging es einmal übers andere, indem der kleine Teufel den Lappen nach allen Seiten ausdehnte, sobald der Raum darauf zu Ende ging. Zuletzt aber war es doch so weit, daß er den Flicken bis an die Ränder beschrieben und ihn so ausgezogen hatte, daß er gar keine Dehnbarkeit mehr besaß. Da nun aber die Weiber noch immer ihrer Zunge freien Lauf ließen und das Teufelchen um keinen Preis etwas von ihren Schmähreden einbüßen wollte, griff es noch einmal zu und zerrte, was es nur konnte. Wie es nun aber aus Leibeskräften mit den Zähnen zupackt, reißt der Lappen, und dadurch fällt der Teufel hintenüber und vom Querbalken herab und würde wahrscheinlich der Länge nach auf den Fußboden herunter geplumpst sein, hätte er nicht, indem er stürzte, die Krallen in den Kirchenbalken geschlagen. Und da geschah es mir, guter Pfarrer, daß ich lachte, und ich bitte nun euch sowohl als die Gemeinde demütigst um Verzeihung dafür, wenn durch mich ein Ärgernis geschehen ist."

Der Pfarrer fand, der Mann könne nicht viel dafür, daß ihm solches widerfahren war, und erlegte ihm nur zur Warnung für andere eine leichte Buße auf; doch sagte er, er wolle darauf

sehen, daß jene Weiber das nächste Mal in der Kirche anderes zu besorgen hätten, als den Teufel während des Gottesdienstes mit ihren Schimpfreden zu unterhalten.

Der Tanz zu Hruni.

Einstmals in früheren Zeiten war zu Hruni in der Arnessysla ein Pfarrer, welcher sehr der Freude und dem Vergnügen ergeben war. Dieser Pfarrer pflegte stets in der Christnacht, wenn die Leute zur Kirche gekommen waren, in der ersten Hälfte der Nacht keinen Gottesdienst zu halten, sondern mit der Gemeinde in der Kirche ein großes Tanzvergnügen zu veranstalten, wobei getrunken, gespielt und andere unziemliche Ergötzlichkeiten bis tief in die Nacht hinein betrieben wurden. Der Pfarrer hatte eine alte Mutter mit Namen Una; dieser war das Betragen ihres Sohnes sehr zuwider und sie stellte ihn oft deshalb zur Rede. Er kehrte sich jedoch nicht daran und trieb es viele Jahre lang in der einmal begonnenen Weise.

In einer Weihnachtsnacht verweilte der Pfarrer bei diesem Tanzvergnügen länger als gewöhnlich; da ging seine Mutter, welche die Zukunft vorher sagen konnte und auch hellsehend war, hinaus in die Kirche und bat ihren Sohn, die Lustbarkeit einzustellen und den Gottesdienst zu beginnen. Der Pfarrer aber meinte, dazu sei noch immer Zeit, und sagte: „Noch einen Rundtanz, liebe Mutter!" Da ging die Mutter aus der Kirche wieder in das Haus. Dreimal wiederholt es sich nun, daß Una zu ihrem Sohne hinausgeht und ihm sagt, er solle sich vor Gott in acht nehmen und lieber aufhören, bevor sich etwas Schlimmes ereigne. Er aber erwidert jedesmal das nämliche wie früher. Wie sie jedoch das dritte Mal von ihrem Sohne hinweg durch die Kirche dem Ausgange zu schreitet,

hört sie, wie folgende Weise, die ihr im Gedächtnis blieb, gesungen wird:

„Laut geht es in Hruni her,
Die Hirten eilen daher;
Der Tanz soll toben so sehr,
Daß ihr sein vergeßt nicht mehr.
Wenn nur die Una nicht wär',
Und wenn nur die Una nicht wär'!"

Als Una aus der Kirche heraus kommt, sieht sie draußen vor der Thür einen Mann stehen; sie kannte ihn nicht, doch gefiel er ihr sehr übel und es schien ihr gewiß, daß er jene Weise gesungen habe. Una wurde über alles dies von einer großen Bangigkeit befallen und glaubte zu erkennen, daß die Sache bedenklich zu werden drohe und daß dies der Teufel selber sei. Schnell nimmt sie das Reitpferd ihres Sohnes und reitet zum nächsten Pfarrer, den sie bittet zu kommen und zu versuchen, ob er nicht dieser Bedrängnis abhelfen und ihren Sohn aus der ihm drohenden Gefahr erretten könne. — Der Pfarrer macht sich zugleich mit ihr auf den Weg und nimmt viele Leute mit, denn seine Kirchgänger hatten ihn noch nicht wieder verlassen. Als sie aber nach Hruni kamen, war der Kirchhof mitsamt der Kirche und den Menschen darin versunken und sie hörten Heulen und Schreien unten in der Erde.

Noch sieht man die Spuren davon, daß ein Haus auf Hruni gestanden hat; so heißt nämlich eine Anhöhe, von der ein Gehöft seinen Namen hat, welches an ihrem Fuße liegt. Nach jenem Ereignis aber ist, wie die Sage berichtet, die Kirche unterhalb Hruni, wo sie jetzt steht, hin verlegt worden; auch soll seitdem in der Christnacht nie wieder in der Kirche zu Hruni getanzt worden sein.

Die Sprache der Schiffe.

Manchmal hört man ein Knarren im Schiff, selbst bei Windstille und wenn es im Schuppen steht. Dies ist die Sprache der Schiffe, die wenige Menschen verstehen können.

Es war einmal ein Mann, der die Schiffssprache verstand. Er kam an den Seestrand, wo zwei Schiffe standen, und da hört er, wie das eine Schiff sagt: „Lange sind wir nun zusammen gewesen, aber morgen müssen wir uns trennen.“ — „Das soll nie geschehen, daß wir uns trennen,“ sagte das andere Schiff, „wir sind nun dreißig Jahre zusammen gewesen und sind jetzt alt geworden; wenn aber eines untergeht, so müssen wir beide untergehen.“ — „Das wird aber nicht geschehen. Heute abend ist das Wetter gut, aber morgen wird es anders sein, und da wird niemand hinaus rudern außer deinem Vormann, ich aber werde zurück bleiben und ebenso alle anderen Schiffe. Du wirst dann abfahren und niemals zurück kehren, und wir werden von nun an hier nicht mehr zusammen stehen.“ — „Das soll nicht geschehen, ich werde mich nicht von der Stelle rühren.“ — „Du wirst dich aber rühren müssen; diese Nacht ist die letzte, die wir beisammen sind.“ — „Niemals werde ich mich vorwärts bewegen, wenn du nicht auch fährst.“ — „Es wird aber dennoch so kommen.“ — „Gewiß nicht, wenn nicht der Teufel selber hinzu kommt.“ — Hierauf redeten die Schiffe so leise, daß der Lauscher ihr Geflüster nicht hören konnte.

Am Morgen danach sah das Wetter sehr drohend aus und niemandem schien es ratsam auszurudern, außer einem einzigen Vormanne und seiner Besatzung. Sie gingen an die See mit vielen anderen, die aber zu guter Letzt nicht fuhren. „In eure Lederkleidung in Jesu Namen,“ sprach der Vormann, wie es Sitte ist. Die Seeleute gehorchten. „Setzen wir das Schiff aus in Jesu Namen,“ sagte der Vormann, wie es gleichfalls gebräuchlich ist. Sie greifen zu, allein das Schiff geht nicht vorwärts. Da rief der Vormann einige andere Seeleute, die dabei standen, herbei um ihnen zu helfen, aber das nützte nichts. Er forderte nun alle

Anwesenden auf, das Schiff fort zu rücken; es stellte sich einer neben den andern und der Vormann rief: „Setzen wir das Schiff hinaus!“ mit demselben Zusatz wie vorhin. Das Schiff rührte sich aber auch jetzt nicht. Da ruft der Vormann laut: „Rückt das Schiff hinaus in des Teufels Namen!“ Da lief das Schiff vorwärts, so gewaltsam, daß es nicht zu regieren war, und hinaus auf die See. Die Schiffsleute hatten schwer damit zu thun; endlich ruderten sie ab. Man hat aber das Schiff nie wieder gesehen noch irgend etwas von denen gehört, die darauf waren.

„Mahle du weder Malz noch Salz“.

Es war einmal ein reicher Mann, der besaß einen der größten Herrenhöfe, auf dem er selber wohnte. Er hatte eine Frau und mit ihr zwei Söhne, welche erwachsen und verheiratet waren, als diese Geschichte sich zutrug. Der eine von ihnen war, wie sein Vater, reich mit Glücksgütern gesegnet und hatte vier Kinder; der andere war arm und lebte fast nur von dem, was er aus dem väterlichen Hofe bekam. Als der Vater starb, begannen die Brüder das Erbe unter sich zu teilen. Bei dieser Teilung aber ging es so zu, daß der reiche Mann den großen Hof und beinahe alle anderen Besitztümer an sich riß, denn er war der Ansicht, sein Bruder habe schon im voraus sein Erbe in Bissen und Schlucken heraus bekommen. Danach ließ sich der reiche Bruder auf dem Herrenhofe nieder und dorthin kam sein Bruder oft aus dem Vorwerk, um ihn zu besuchen und bat ihn, wie früher seine Eltern, um dies und jenes, was ihm im Augenblick gerade mangelte. Gewöhnlich ließ ihm sein Bruder dann etwas zukommen, wenn auch stets widerwillig, und fristete ihm und seiner Frau so das Leben.

Einmal schlachtete der reiche Bruder einen prachtvollen fetten Ochsen; da dachte der andere, diesmal werde sein Bruder gewiß gern bereit sein, ihm einen Bissen davon zu geben, wenn er ihn darum bitte. Seine Frau verlachte ihn deswegen und sagte, er

werde von ihm nichts als Schimpfworte bekommen. Er versetzte, darum kümmere er sich nicht, und ungeachtet ihrer Worte ging er hin, als man soeben damit fertig war, den Ochsen zu zerlegen und die Stücke am Schlachtorte auf Brettern dalagen. Der reiche Bruder schlenderte dort umher, als der andere anlangte. Der arme Bruder bittet ihn nun, ihm ein wenig Fleisch zu einer Suppe zu geben, denn er habe ja gerade solchen Vorrat und es könne ihm nicht schwer werden. Der reiche Bruder wird darüber sehr ärgerlich und sagt, er werde ihm nicht das geringste geben, davon könne gar nicht die Rede sein; dazu habe er seinen Ochsen nicht geschlachtet, um ihm damit das Maul voll zu stopfen. Jener aber quält ihn mit Bitten so lange, daß er zuletzt die eine Ochsenkeule nimmt, sie ihm zu schlendert und sagt: „Geh zum Teufel mit der Keule da!"

Der andere nimmt die Keule und geht damit nach Hause. Als seine Frau dieselbe erblickte, war sie sehr erfreut darüber, konnte jedoch nicht begreifen, daß sein Bruder so freigebig geworden war, und wollte nun vor allen Dingen schnell daran gehen, dieselbe in den Kochtopf zu bringen. Allein ihr Mann bat sie, damit noch ein wenig zu warten; sein Bruder habe ihm die Keule nicht geschenkt, sondern ihm aufgetragen, damit zum Teufel zu gehen, und er trage kein Verlangen danach, sie aus seiner eigenen Hand dem Teufel fort zu stehlen. Er bat sie darauf, ihm etwas Reisekost und ein Paar neue Schuhe zu reichen, denn er wolle sich mit der Keule sogleich zum Teufel auf den Weg machen. Die Frau sagte, er solle doch solche Thorheit bleiben lassen; gewiß habe sein Bruder ihm die Keule geschenkt, wenn er auch derartige Reden dabei geführt habe, weil er über sein dringendes Bitten erzürnt gewesen sei. Der Bauer sagte, sie möge das nun auslegen wie sie wolle, er wolle mit der Keule abwandern, wie ihm aufgetragen sei. Da rüstete sie denn ihren Mann aus, so gut sie nur konnte, und er machte sich auf den Weg.

Lange, lange wandert er, ohne zu wissen, welche Richtung er einschlagen soll, um den Teufel zu finden. Endlich begegnet ihm ein Mann auf dem Wege und fragt ihn, wohin er denn mit der Ochsenkeule da auf dem Rücken hin wolle. Jener sagt, er müsse damit zum Teufel gehen. Der Unbekannte fragt, ob er denn wisse, wo der Teufel sich aufhalte. Der andere sagt nein und bittet ihn

hoch und teuer, ihn doch zurecht zu weisen, wenn er des Weges kundig sei. Der Weg sei ihm zwar nicht bekannt, sagt der Fremde, doch wolle er ihm damit aushelfen, daß er ihm einen Knäuel gebe; den solle er am Fadenende festhalten, dann werde er vor ihm her laufen, bis er zu einem Hügel komme; an diesen solle er mit der Gerte, die er ihm hier reiche, schlagen, alsdann werde der Hügel sich aufthun, und in die Öffnung, die darin entstehe, solle er die Keule hinein werfen, sich jedoch hüten, daß er dem Abgrunde nicht zu nahe komme. Dann werde er in der Öffnung zwei Handmühlen, eine weiße und eine schwarze, herauf kommen sehen; die weiße solle er nehmen und sich um die andere gar nicht kümmern; darauf solle er den Knäuel nehmen und ihn wieder wie vorher vor sich her laufen lassen und mit der Mühle heimwärts gehen. Der arme Bruder dankte dem Manne für seine Ratschläge, sagte ihm lebewohl und wanderte fürbaß.

Es ging alles so, wie der Mann ihm vorhergesagt hatte: er fand den Hügel, öffnete ihn mit der Gerte, schleuderte die Ochsenkeule hinein und sagte: „Nimm dies hin, Satan; mein Bruder schickt dir die Keule da!" Nun kamen die Mühlen herauf und er bemächtigte sich der weißen und ging dann wieder von dannen und dem Knäuel nach bis dahin, wo er zuvor dem Manne begegnet war. Dieser stand noch da und der arme Bruder begrüßte ihn und fragte, was er mit der Mühle machen solle. Jener sagt, er solle um dieselbe ein gutes und geräumiges Gehäuse zimmern und sie auf einer passenden Stelle gut unterbringen, dann werde sie ganz von selbst alles mahlen, was er ihr anbefehle; er brauche dazu einzig und allein diese Formel zu sprechen:

„Mahle du weder Malz noch Salz,
Und mahle du im Namen des Herrn!"

Darauf trennten sie sich und der arme Bruder dankte jenem*) noch innig für den ihm erteilten Rat.

Er kam nun heim und erzählte seiner Frau alles, was ihm auf seiner Reise begegnet war. Dann ging er ans Werk und

*) Im Original stehen als Anmerkung hierzu die Worte: „Dieser Mann war ein Engel."

zimmerte ein schönes Mühlengehäuse, ein wahres Prachtstück in der Wirtschaft, und stellte die Mühle auf. Sie mahlte nun alles, was er verlangte, Lebensmittel und alles zum Unterhalt Notwendige, so daß die Eheleute an nichts Mangel litten. Da denkt einmal der Bauer bei sich, es müßte doch ein Vergnügen sein, ein wenig Geldvorrat zu besitzen, wenn sie dessen auch nicht bedürften, da sie ja von allem genug hätten. Er befiehlt also, die Mühle solle Gold mahlen, und sagt dabei denselben Spruch, der vorher mitgeteilt ist. Die Mühle fängt zu mahlen an und mahlt lauter pures Gold. Dieses Vergnügen machte er sich immer wieder von neuem, so daß er in kurzer Zeit ein reicher Mann wurde und Gold in Menge besaß. Endlich sagt er zu seiner Frau, er möchte doch eigentlich gern wissen, wieviel Gold sie wohl hätten. Sie sagt, das finde sie ganz unnötig, denn sie wüßten ja, daß sie daran wie an allem andern großen Überfluß besäßen. Dem Bauern aber ließ es keine Ruhe, bis er auf einen Ausweg verfiel, wie er es erfahren könnte; er wollte nämlich das Gold in einem Scheffelmaß messen. Weil sie aber selber keines besaßen, begab er sich zu seinem Bruder und bat ihn, ihm ein Scheffelmaß zu leihen. Der Bruder sagt zu seiner Frau, sie solle es ihm geben. Sie nimmt das Scheffelmaß, denkt aber bei sich, was das wohl sein könne, was er zu messen habe; deswegen nimmt sie etwas Harz und läßt es inwendig in die Ritzen des Gefäßes laufen und bringt dieses dann ihrem Schwager. Er geht und mißt die Goldkörner und als er damit fertig ist, bringt er das Scheffelmaß zurück. Seine Schwägerin betrachtet es genau, sobald er wieder gegangen ist, und findet, daß in allen Ritzen desselben Goldsand hängen geblieben ist; sie geht damit sofort zu ihrem Manne, zeigt es ihm und sagt, sein Bruder messe Gold ebenso wie sie Korn mäßen. Da sagt er, es sei ihm auch schon aufgefallen, daß sein Bruder ihn nun schon seit langer Zeit nicht mehr um etwas gebeten habe, nachdem er von ihm die Ochsenkeule erhalten habe, und irgend etwas müßten die da im Vorwerk haben, denn sie sähen wohlgenährt aus und hätten auch ihre Schafhürden schon erweitert. Die Hausmutter bittet nun ihren Mann, er möge doch nachforschen, was dahinter stecke, denn mit dem Wohlstande seines Bruders müsse es eine eigene Bewandtnis haben. Der reiche Bruder macht sich auch wirklich auf den Weg,

denn ihm lag viel daran, zu erfahren, auf welche Weise sein Bruder zu solchem Reichtum gekommen sei. Bei diesem angelangt, fragt er ihn, was er denn gemessen habe, und der andere giebt ihm der Wahrheit gemäß Auskunft darüber. Der reiche Bruder fragt, wie das zugehe. Jener sagt, der Teufel habe ihm eine Mühle gegeben, die alles mahle, was man mit Namen nennen könne, wenn man vorher einen Spruch spreche, den er ihm auch vorsagt; und die Mühle habe er vom Teufel dafür bekommen, daß er ihm die Ochsenkeule gebracht habe, mit der ihn sein Bruder vor einiger Zeit zu ihm gesandt. Der reiche Bauer konnte sich nicht erinnern, jemals seinen Bruder zum Teufel geschickt zu haben, vielmehr habe er ihm die Keule geschenkt. „Nein, nein," sagt jener, „du trugst mir auf, damit zum Teufel zu gehen, und das that ich; dafür gab er mir die Mühle, und seitdem bin ich weder dir noch andern mehr zur Last gefallen." Darauf trennten sie sich und der Bauer ging ziemlich nachdenkich nach Hause und erzählte alles seiner Frau.

Sie beneideten nun den Vorwerksbauern um die Mühle und überlegten lange bei sich, wie sie es anfangen sollten, dieselbe in ihren Besitz zu bringen; zuletzt kamen sie auf den Einfall, dem Vorwerksbauern all ihr Eigentum dafür zu bieten, alsdann wollten sie sich ein Schiff kaufen und mit der Mühle außer Landes gehen. Der Bauer geht nun hin und begehrt von seinem Bruder die Mühle zu kaufen; letzterer jedoch zeigt zu dem Handel wenig Lust. Sein Bruder bietet ihm nun alle seine Besitztümer und den Herrenhof dazu; aber jener sagt, ihm liege gar nichts daran, den Herrenhof zu bekommen, denn er könne sich, sobald er nur wolle, ein ebenso gutes Gehöft kaufen; weil indessen sein Bruder so großen Wert auf die Mühle lege und er auch so schon reich genug zu sein glaube, wolle er seinem Bruder das zuliebe thun und ihm dieselbe für alle seine Besitztümer hingeben. Sie schließen darauf den Handel ab und der Vorwerksbauer zieht nach dem Herrenhofe hinüber und übernimmt alles, was sein Bruder besessen hat, ganz so wie es liegt und steht. Der andere Bruder aber kauft sich ein Schiff, besteigt es mit Frau und Kindern und hat nichts bei sich als die Mühle, glaubt aber doch, sehr glücklich daran zu sein. Sobald sie sich ein Stück vom Lande entfernt haben, will er die

Mühle einiges Notwendige zu ihrem Lebensunterhalt mahlen lassen, und hebt mit der Formel an:

„Mahle du weder Malz noch Salz,
Und mahle du im Namen des Herrn!“

Die Mühle aber stand still, was er auch angab und was er sagte. Da wurde er zornig über die Mühle und sprach in seiner Wut:

„Mahle du beides, Malz und Salz,
Und mahle du in des Teufels Namen!“

Da setzte sich die Mühle in Bewegung und mahlte beides, Malz und Salz, so daß das Schiff zum Sinken belastet wurde; und weil es kein Mittel gab, der Mühle Einhalt zu thun, war das Ende vom Liede, daß das Schiff mit Mann und Maus unterging, und nie wieder ist etwas davon gesehen worden.*) Vom Teufel aber wird behauptet, er sei über den Wechsel der Mühlenbesitzer sehr erfreut gewesen; denn dadurch habe er sechs Seelen statt einer bekommen.

Vom vorigen Besitzer der Mühle ist noch zu berichten, daß er, nachdem er die Mühle hergegeben, stets genug Reichtümer besaß; er begann nun an die Zukunft und das Heil seiner Seele zu denken, nahm sich zwei hülflose Pflegekinder, erzog und unterwies sie und setzte sie als seine und seiner Frau einzige Erben ein. Die Eheleute aber waren ihr ganzes Leben lang die glücklichsten Menschen.

---

*) Vergleiche Skáldskaparmál c. 43. (Simrocks Edda-Uebersetzung S. 313. „Menja und Fenja“) und was Simrock (Deutsche Mythologie S. 326) darüber sagt.

Die arme Alte.

Einst lebte auf einem Gehöft eine alte Frau, die von dem Armenvorstande dort in Pflege gegeben war. Sie war aber mit diesem Unterkunftsort so unzufrieden, daß sie es nicht lassen konnte, immerfort vor sich hin zu brummeln, wie schlecht sie es habe. — Eines Abends trug es sich zu, daß die Alte allein im Hause war, da alle Leute draußen mit dem Vieh zu thun hatten. Es war zur Winterzeit und starker Frost. Als nun die Alte wieder dabei ist, vor sich hin zu murren und zu schelten, kommt zu ihr ein Mann von hohem Wuchse. „Du hast es recht schlimm, armes Weib," sagt er. „Ich kann gar nicht sagen, wie sehr," antwortet sie. „Hier sind sie alle böse zu mir, ich bekomme wenig und schlecht zu essen, fortwährend friere ich und bin ganz elend," spricht das Weib. „Das ist häßlich zu hören," sagt der Fremde, „ich möchte gern deiner Mühsal abhelfen können. — Ich will dir anbieten, zu mir zu ziehen," setzt er dann hinzu, „denn du jammerst mich, und an wenigen Orten wirst du ein besseres Unterkommen finden als bei mir, wenn du kommen willst." „Du bist ein ganz ausgezeichneter Mann," sagt das Weib, „ich will gern zu dir ziehen, aber es ist nur schlimm, daß ich nicht gehen kann." „Das thut nichts," spricht er, „denn es ist ja leicht, dich auf dem Rücken zu tragen." — „Ein rechter Ehrenmann ist dies," meint sie, „und ein recht starker Mann muß er sein; die Sache ist nun aber die," fügt sie hinzu, „daß ich hier nicht fort kann, wenn ich nicht meinen Topf mitnehmen darf, denn den kann ich nicht entbehren." „Nichts leichter als das," sagt er, „den kann man ja in der Hand halten."

Der Fremde schleicht sich nun wirklich mit dem Weibe auf dem Rücken und dem Topf in der Hand aus dem Hause, ohne daß jemand es merkt. Er schreitet tüchtig zu und wandert lange; die Kälte war groß und die Alte fragt nun, ob er nicht bald zu Hause angelangt sei. „Ich bin bald angelangt," sagt er. Wieder geht er eine weite Strecke über Berg und Thal, und das Weib fragt ihn zum zweiten Male, ob er nicht bald daheim sei. „Nur

noch ein kurzes Stückchen," antwortet er. — Nun friert die Alte, so daß sie nicht anders denkt, als daß sie vor Kälte sterben muß; da ruft sie mit lauter Stimme zu Gott und bittet ihn, sie aus diesen Qualen zu erretten. Indem sie aber diese Worte spricht, sieht sie, wie die Erde sich öffnet und wie der Mann, der sie getragen hat, dort in den Boden versinkt; sie aber sitzt am Rande dieses fürchterlichen Spalts und sieht ihn mit dem Topf in der Hand versinken. Da schreit sie auf und sagt: „Der Verfluchte! mit meinem Topf abzufahren!" —

Man sagt, das Weib habe ein Gehöft nicht weit von dort erreicht und da von ihrem Unglück erzählt.

Johann Faust.

Ein Mann draußen in Deutschland hieß Johann Faust. Er schloß einen Pakt mit dem Teufel, daß dieser ihn am Ende bekommen sollte, wenn er ihm alle die Dinge verschaffte, die er von ihm fordern würde. Johann verlangte nun von dem Teufel die kostbarsten Leckereien und allerlei Kleinodien; auch ließ er sich vom Teufel ein gläsernes Schloß bauen, um darinnen zu wohnen, und die schönste Frau dorthin bringen, die ebenso holdselig war wie die schöne Helena. Der Teufel aber narrte Johann oft mit Blendwerk, und so war die schöne Jungfrau nichts anderes als das Hüftbein eines Pferdes. Endlich schloß sich Johann beständig in dem gläsernen Schlosse ein, und da fing ihn der Teufel zuletzt durch das Schlüsselloch heraus und es fanden sich nachher nur drei Blutstropfen vor.

Das Schneehuhn.

Einstmals entbot die Jungfrau Maria sämtliche Vögel zu sich. Als sie bei ihr erschienen, befahl sie ihnen, über einen brennenden Scheiterhaufen zu schreiten. Die Vögel wußten, daß sie die Himmelskönigin war und große Macht hatte; daher wagten sie nicht, ihrem Gebot ungehorsam zu sein, und sprangen sogleich alle in das Feuer hinein und hindurch, nur das Schneehuhn nicht. Als sie aber aus dem Feuer heraus kamen, waren ihrer aller Füße federlos und bis auf die Haut versengt und sind von da an bis zum heutigen Tage so geblieben, und das haben sie davon, daß sie für die Jungfrau Maria durch das Feuer gegangen sind. Nicht besser aber erging es dem Schneehuhn, dem einzigen Vogel, der sich geweigert hatte, durch's Feuer zu gehen; denn Maria zürnte ihm und verhängte über dasselbe, es solle von allen Vögeln der unschädlichste und wehrloseste werden, aber dabei so verfolgt, daß es beständig, außer während des Pfingstfestes, in Furcht schweben müsse, und zwar solle der Falke, der ursprünglich der Bruder des Schneehuhnes gewesen sein soll, es sein Leben lang verfolgen und töten und von seinem Fleische leben. Eine Gnade jedoch gewährte die Jungfrau Maria dem Schneehuhn, die nämlich, daß es je nach den Jahreszeiten solle die Farbe wechseln und im Winter ganz weiß, im Sommer braungrau sein dürfen, damit der Falke es nicht so leicht im Winter vom Schnee und im Sommer von den Heidekrautflächen unterscheiden könne. An dieser Bestimmung hat sich nichts wieder geändert, und ebenso wenig daran, daß der Falke es verfolgt und tötet und frißt; nicht eher aber, als bis er an das Herz des Schneehuhnes gekommen ist, merkt er, daß es seine Schwester ist. Er wird dann jedesmal, wenn er ein Schneehuhn getötet und bis zum Herzen aufgefressen hat, von so großem Kummer befallen, daß er noch lange danach furchtbar schreit und klagt.

Die Goldmünze.

Es war einmal ein Mann, der war sehr habgierig, so daß er vor keinem Unrecht zurück schreckte; dazu war er auch noch so geizig, daß er keinem Menschen Gutes that. Sein Pfarrer erteilte ihm beständig Ermahnungen und hielt ihm oft vor, wohin es noch einst mit ihm kommen werde.

Als nun der Pfarrer erfuhr, daß dieser Mann gestorben sei, verursachte ihm dies so großen Kummer, daß es ihn am Schlafen hinderte, denn er zweifelte, daß jener selig werden könne. Da träumte der Pfarrer in der Nacht, er sähe in der Luft über dem Gehöft des Verstorbenen eine große Wage; an ihrer einen Schale standen Engel und legten die guten Werke des Toten hinein; auf der anderen Seite aber standen Teufel und legten in ihre Wageschale alle seine übeln Thaten. Diese waren zahlreich und schwer, und ihnen als Gegengewicht sollte nur ein Bissen Brot dienen, den der Geizhals einst aus Mitleid einem armen hungrigen Menschen gereicht hatte. Da begannen die Teufel zu triumphieren; allein die Engel sprachen: „Laßt uns die Entscheidung des Richters abwarten!“ — Danach entstand eine große Stille; und dann sah der Pfarrer, wie vom Himmel herab eine Goldmünze in die Schale mit dem Brotstückchen fiel; dadurch wurde diese Schale um vieles schwerer und die Teufel schlichen sich davon; die Engel aber erhoben einen Siegesruf und davon erwachte der Pfarrer. Er glaubte nun zu wissen, daß die Goldmünze Christi Verdienst bedeute, und ward danach viel ruhiger.

Der Menschenknochen-See.

Oben auf den Hochebenen, im Südwesten des Distriktes Skagafjördur (an das mächtige Gletschergebiet des Hofsjökull grenzend) heißt eine Gegend Asgeirstungur. Hier ist ein gewaltig

großer See, welcher Mannabeinavatn (Menschenknochensee) heißt. Die Sage erzählt, in einem Herbste seien einige Skagfirdinger auf diese Hochebenen gezogen, um die Schafe von den Sommerweideplätzen wieder einzusammeln. Am Abend schlugen sie ihr Zelt in der Bodensenkung auf, in welcher jetzt der See ist; damals war es eine moosbewachsene Fläche, aber noch kein See. Sie hatten ziemlich viel getrunken und führten häßliche Reden und trieben mit Gott und allen göttlichen Dingen Spott. Nur einer that dies nicht; dieser war aus Mælifell im Skagafjördur. Der Pfarrer zu Mælifell, bei dem dieser Mann diente, hatte ihn vor diesem Abende gewarnt und ihn gebeten, da recht verständig und gewissenhaft in seinen Worten zu sein. Als der Mann nun die garstigen Reden seiner Gefährten hörte, begann ihm dies unbehaglich zu werden; er nahm daher sein Pferd und ritt heim nach Mælifell.

Unweit der Senkung, in welcher die Schafsammler rasteten, rann ein Bach, welcher Strangakvisl heißt; es ist ein Gletscherwasser. In der Nacht kam ein Gletscherlauf*) in diesen Bach, so daß er stieg und sich in die Senkung ergoß, in der die Skagfirdinger lagen, und dieselbe fast ganz erfüllte. Da kamen alle Menschen im Zelte um. Es bildete sich nun der See, an dem später menschliche Gebeine gefunden worden sind, und deswegen ist er seitdem Mannabeinavatn genannt worden.

Der Schärenpfarrer.

Im Süd-Südwesten der Inselgruppe Vestmannaeyjar (Westmännerinseln) liegt eine Schäre; sie wird entweder Sulnasker oder Almenningssker oder einfach „die Schäre" genannt. Sulnasker heißt sie, weil es dort viel Rotgänse (Sulur) giebt, Almenningssker (Gemeingutschäre) weil alle Höfe auf der „Insel" (d. h. der Hauptinsel der Vestmannaeyjar) das gleiche Recht haben, sie auszubeuten; und „die Schäre", manchmal auch „die gute Schäre" ist eine Art

*) Ein plötzliches, meist durch vulkanische Thätigkeit verursachtes Schmelzen des Gletschereises.

Kosename. Die Schäre verdient auch, daß ihr Ehre erwiesen werde, denn die Leute auf den Westmännerinseln erbeuten auf ihr jährlich ungefähr vier- bis fünftausend Sturmvögel und vier- bis fünfhundert Rotgänse, auch ist sie die bedeutendste Eierquelle der Inselbewohner. — Die Schäre selbst erhebt sich auf vier Felspfeilern so hoch aus der See, daß man bei günstigem Wetter unter dieselbe rudern kann. Einmal im Jahre besucht man die Schäre der Vögel wegen; man muß dazu einen Tag mit guter Witterung wählen, denn die Brandung ist hier stark und auch der Aufstieg auf die Schäre ist einer der gefährlichsten und schwierigsten. Der Tag, an welchem nach der Schäre gefahren wird, ist für die Inselbewohner eine Art Feiertag; gewöhnlich fahren die vornehmeren Leute auf einem besonderen Schiffe und unterhalten sich damit, den anderen zuzuschauen, die nach Vögeln auf die Schäre klimmen. Auf dem Abhange geht es dann immer sehr lustig zu, denn alle sind bei froher Laune, wenn die Ausbeute reich ist und niemand zu Schaden kommt.

Die Schäre senkt sich bedeutend nach Südwesten zu; über die Ursache hiervon berichtet die Sage folgendermaßen. Es kam anfänglich keinem Menschen in den Sinn, zu versuchen, ob man die Schäre ersteigen könne; denn nur dem Vogel in der Luft hielt man sie für zugänglich. Endlich unternahmen aber dennoch zwei beherzte Männer den Versuch und er gelang ihnen, obwohl es ein gefahrvolles Unternehmen war. Derjenige von ihnen, der zuerst oben auf der Schäre anlangte, sagte: „Hierher bin ich durch Gottes Gnade gekommen.“ Der andere aber sprach: „Ich bin hierher gekommen, ob Gott es will oder nicht.“ Bei diesen Worten geschah es, daß die Schäre sich zur Seite neigte und den Gottlosen von sich in den Abgrund schüttelte, wo er umkam. Gleichzeitig aber kam ein großgewachsener Mann zum Vorschein, ergriff den anderen Gesellen und stützte ihn, damit er nicht desselben Weges fahren solle. Seit jenem Tage ist die Schäre geneigt, der großgewachsene Unbekannte aber war der Schärenpfarrer; er half dem Manne nicht nur herabzusteigen, sondern auch, einen Weg auf die Schäre hinauf anzulegen, der lange benutzt wurde, jetzt aber gar nicht mehr betreten wird, weil ein neuer Pfad gefunden ist.

Früher sagte man, der Schärenpfarrer trete auf die Schäre hinaus und winke den Inselbewohnern, die dort anlegen wollten,

umzukehren und nach den Inseln zurück zu rudern, wenn er schlechtes Wetter im Anzuge wisse. Beachteten sie seine Zeichen und Winke nicht, so befiel sie regelmäßig ein Unglück, das Schiff wurde beschädigt oder einen von ihnen traf ein Unfall, und dergleichen mehr. Manchmal trug es sich auch zu, daß er, obgleich es bei der Schäre arg brandete, ihnen trotzdem winkte anzulegen, und in diesem Fall konnte man ganz sicher erwarten, daß See und Wind sich zum Besseren verändern würden. — Für alles dies waren die Inselbewohner dem Schärenpfarrer stets dankbar, und noch heutigen Tages erhält sich die Sitte, daß jeder, der zum ersten Mal auf die Schäre kommt, einige wenige Schillinge in einen Steintrog legt, der oben auf der Schäre ist. Dieses soll eine Gabe an den Schärenpfarrer sein, und immer sind die Schillinge verschwunden, wenn man das nächste Mal hin kommt. — Außer dem, was bisher über den Schärenpfarrer gesagt wurde, ist er auch der beste Prediger vor dem Altar und auf der Kanzel und trägt eine unverdorbene Lehre vor, sonst könnte er nicht ein so guter Freund des Pfarrers zu Ofanleiti*) sein, wie er einer ist. Der Schärenpfarrer besucht den Pfarrer zu Ofanleiti einmal im Jahre; in einem steinernen Boote kommt er mit zwei Rudern am Sylvesterabend nach Ofanleiti gerudert und der Pfarrer von Ofanleiti streckt ihm beide Hände entgegen, führt ihn in die Stube und setzt ihm Kaffee, Branntwein, Hängefleisch und verschiedene Leckerbissen vor. Wenn dann der Schärenpfarrer wieder von Ofanleiti aufbricht, begleitet ihn der einheimische Geistliche um Mitternacht hinab in die Bucht, wo jener mit seinem Nachen zu landen pflegt, und hilft ihm das Fahrzeug flott zu machen.

In den letzten Jahren ist man jedoch des Schärenpfarrers nicht mehr gewahr geworden und es ist wahrscheinlich, daß er entweder gestorben oder so altersschwach geworden ist, daß er nicht mehr reisen kann, doch hat man nicht erfahren, daß die Stelle einem andern übertragen wäre oder daß der alte Pfarrer sich einen Kaplan genommen hätte.

*) Die Hauptinsel der Gruppe Vestmannaeyjar hat zwei Pfarren, Landakirkja und Ofanleiti.

XII.

Geschichtliche Sagen.

Der Zwergstein.

Der Pfarrort am Seydisfördur war in früherer Zeit westlich oder südlich vom Fjorde gelegen, es ist aber unbekannt, wie er damals geheißen hat. In seiner Nachbarschaft war ein großer Stein und die Leute glaubten fest und sicher, daß Zwerge in ihm wohnten, weshalb er Zwergstein (Dvergasteinn) genannt wurde. Im Laufe der Zeit fand man, der Wohnsitz sowie die Kirche hätten auf jener Seite des Fjordes eine ungünstige Lage, deshalb verlegte man beide dorthin, wo sie jetzt sind, auf die andere Seite des Fjordes. Der große Stein blieb zurück, wie man sich wohl denken kann. Als der Kirchenbau zum größten Teil beendet war, standen die Leute starr vor Erstaunen, als sie von jenseits des Fjordes ein Haus angesegelt kommen und gerade dahin steuern sahen, wo die Kirche stand. Es setzte seinen Weg fort, bis es Grund unter sich fühlte, und setzte sich dann am Vorstrande fest. Da überzeugten sich die Menschen, daß der Zwergstein mit seinen Bewohnern, den Zwergen, angekommen war. Es hatte ihnen, nachdem die Kirche fortgenommen war, drüben nicht mehr gefallen und deshalb waren sie ihr nachgezogen. Zum ewigen Angedenken an die Frömmigkeit der Zwerge wurde aber der Pfarrort Dvergasteinn genannt.

Die Glocke Líkaböng.

In der Kirche zu Holar im Hjaltadalur hängt noch, wie man sagt, die Glocke Líkaböng (Leichengeläut). Von dieser Glocke erzählt man im Nordlande die Sage, sie habe ganz von selbst an zu läuten gefangen, als die Leichen des Bischofs Jon Arason*) und seiner Söhne von Skalholt hierher nach dem Norden gebracht wurden. Man sagt, sie habe mit dem Läuten begonnen, als das Leichengefolge auf den Paß Vatnsskard, wo man zuerst in den Skagafjördur hinabsehen kann, angelangt war, und dann aufgehört; zum zweiten Male läutete sie, als der Leichenzug auf den Berg Hrishals kam, von dem man schon den Ort Holar erblickt und den ganzen Hjaltadalur entlang sehen kann, und zum dritten Male, als die Leiche am Gehege des Grasfeldes zu Holar eintraf. Jetzt läutete sie am längsten, nämlich bis die Leichen in die Kirche getragen waren, und mit solcher Gewalt, daß sie zersprang. Dies wird als eine Art Wunder angesehen und als ein Beweis, wie übel im Nordlande selbst tote Dinge mit der Hinrichtung des Bischofs Jon zufrieden gewesen seien.

Das Kloster zu Kirkjubær.

Dieses Kloster liegt östlich in der Landschaft Sida in der Skaptafellssysla. Die Landnama (Buch von der Besiedelung Islands) berichtet, es hätten dort schon, bevor Island von den Norwegern besiedelt wurde, Christen gewohnt, und dem Orte wurde

*) Bischof Jon Arason — ein kühner Verteidiger des katholischen Glaubens — wurde, nachdem er demselben fast ganz Island zurückerobert hatte, überwunden und mit seinen Söhnen 1550 zu Skalholt enthauptet.

bereits zur Zeit der „Landnehmung" (Besiedelung) so große Heiligkeit beigelegt, daß der Glaube herrschte, es dürften hier keine Heiden wohnen. Auch traf es sich so glücklich, daß Ketill der Närrische, der dort Land in Besitz nahm und sich zu Kirkjubær häuslich niederließ, ein christlicher Mann war. Nach Ketill's Tode jedoch wollte ein Heide, der Hildir hieß, seinen Wohnsitz dort hin verlegen und glaubte nicht, daß kein Heide hier leben dürfe. Als er an die Einfriedigung des Grasfeldes gekommen war, wurde er plötzlich aus dem Leben abberufen; er liegt im Hildishaugur (Grabhügel des Hildir) östlich von Kirkjubær. Dieser Hügel ist jetzt sehr verweht. Zu Kirkjubær wurde im Jahre 1186 ein Nonnenkloster erbaut; von diesem hat man u. a. folgende Sage.

Oberhalb Kirkjubær ist ein schöner Bergabhang, bis an die Felswände hinan mit Gras bewachsen; die Wände sind an mehreren Stellen für Menschen gangbar, wenn auch steil. Oben auf diesem Berge ist ein großes schönes Grasland; es umgiebt ein stehendes Gewässer, welches Systravatn (Schwesternsee) genannt wird, weil dorthin zwei Nonnen aus dem Kloster ihre Schritte gelenkt haben, entweder beide zusammen oder jede allein für sich. Man sagt, ein ungewöhnlich schöner goldener Kamm habe aus dem See hervor geschaut; da versuchte zuerst die eine von ihnen, zu ihm hin zu waten; aber das Wasser wurde ihr zu tief und sie kam darin um. Die andere soll auch danach verlangt haben, den Kamm zu besitzen, doch wußte sie nicht, wie sie es anfangen sollte. Endlich fiel ihr Auge auf ein steingraues Pferd, das am See stand, und da beschloß sie, es zu nehmen und darauf zu reiten. Das Pferd war aber so groß, daß sie nicht eher seinen Rücken besteigen konnte, als bis es sich vorne ganz niederduckte oder sich auf die Knie legte. Sie ritt nun auf demselben hinaus in den See und man hat nie wieder etwas von ihnen gesehen, weder von der Nonne, noch dem Pferde, noch dem Kamme. Davon hat der See den Namen Schwesternsee.

Der Fluß Öxarau.

Die Öxarau soll einmal jedes Jahr eine kurze Weile zu Wein werden. Einst trug es sich zu, daß zu Thingvellir zwei Pfarrer in der Neujahrsnacht wachten. Der eine von ihnen war ein junger Mann, er war damit beschäftigt, für den Neujahrstag seine Predigt vorzubereiten. Der andere Geistliche war alt; er saß bei dem jüngeren, um diesem Gesellschaft zu leisten. — Um Mitternacht bekam der jüngere Pfarrer gewaltigen Durst; da lief er mit einer Flasche hinaus an die Öxarau und schöpfte sich Wasser aus dem Flusse. Als er aber wieder ins Haus kam und das Wasser betrachtete, sah er, daß es wie Wein gefärbt war. Er kostete aus der Flasche und fand, daß sie den allerbesten Wein enthielt. Nun tranken beide Pfarrer aus der Flasche und stellten sie dann neben sich ins Fenster. Nach Verlauf einer kleinen Weile nehmen sie die Flasche wieder und gedenken sich nun an dem noch in ihr befindlichen Weine gütlich zu thun. Aber da war reines klares Wasser in der Flasche. Sie wunderten sich darüber sehr und sprachen viel von diesem Vorgange und der jüngere Pfarrer nahm sich vor zu versuchen, wie zur nämlichen Zeit im nächsten Jahre das Wasser im Flusse werden würde.

Die nächste Neujahrsnacht kam heran und die Pfarrer waren wiederum beide auf. Um Mitternacht ging der junge Pfarrer wie das vorige Mal und füllte im Flusse eine Flasche. Als er wieder herein kam, schien ihm das, was in der Flasche war, wie Blut gefärbt zu sein. Er nippt davon und findet, daß die Flasche diesmal Blut enthält. Er setzt nun die Flasche beiseite, nimmt sie aber bald wieder zur Hand. Da war Wasser in der Flasche und kein Blut. Die Pfarrer redeten viel hierüber und fanden die Verwandlung im Flusse jetzt noch viel rätselhafter. Der Glaube unter den Leuten war aber, daß, wenn die Öxarau zu Blut würde, dies auf ein Blutvergießen beim nächsten Althing hindeutete. Auch sagt man, es sei diesmal so gekommen und auf dem nächsten Althing ein Kampf und großer Männermord geschehen.

Bödvar zu Bödvarsdalur.

Die Landnama erzählt, Lytingur Arnbjarnarson habe die ganze östliche Küste des Vopnafjördur nebst Bödvarsdalur und Fagridalur in Besitz genommen, erwähnt jedoch nicht, wer in Bödvarsdalur gewohnt hat. Hier soll mündlichen Überlieferungen zufolge Bödvar gelebt und in einem jetzt verlorenen Abschnitt von ihm die Rede gewesen sein. — Als dieser Bödvar anfing alt zu werden, holte er sich aus den Bergen Surtarbrandur*) und errichtete daraus landeinwärts vom Gehöft zu Bödvarsdalur einen großen Grabhügel, welcher Bödvarshaugur heißt. Dieser Hügel ist hoch und groß und länglich. Südlich am Fuße des Hügels soll ein Weiher gewesen sein; hierher brachte Bödvar sein Schiff und baute den Hügel darüber. Dann ging Bödvar mit seinen zwei Töchtern lebendig in den Grabhügel. — Die beiden nächsten Winter darauf besuchte er den Weihnachtsschmaus daheim in Bödvarsdalur. Der Festsaal war ein Stückchen vom Hause entfernt auf dem Grasfelde erbaut, innen ganz mit Teppichen behängt und der Tisch mit Wein und Speisen besetzt. Keiner erdreistete sich, dort mit Bödvar und den Seinen sich zum Weihnachtsschmause zu setzen, denn das hatte er verboten. Auch im dritten Winter kam er, um das Weihnachtsfestmahl zu besuchen; aber da meinten die Leute, Bödvar müsse nun gestorben und ein Wiedergänger geworden sein, denn ein Mann, der sich hinter dem Wandvorhange verborgen hatte, fand Bödvars Aussehen entsetzlich. Danach kam Bödvar nicht wieder.

Sowohl in alter wie in neuerer Zeit ist versucht worden, Bödvars Grabhügel aufzubrechen, doch sind die Leute davon nicht reich geworden. Zuerst schlug man an dem einen Ende desselben eine Öffnung und traf auf einen Schiffssteven, in welchem eine silberbeschlagene Axt lag. Ein Mann wollte die Axt fassen, aber da wurde ihm die Hand abgehauen. Der Mann ergriff sie nun mit der andern Hand und dann wurde für dieses Mal das Aufbrechen

*) Eine in Island sich findende Braunkohle, nach dem Feuerriesen Surtur benannt.

des Hügels eingestellt. — Ein Knecht, der um vieles später in Bödvarsdalur lebte, hieß Petur mit dem Beinamen Hökulangi (der mit dem langen Kinn). Er war ein sehr unerschrockener Mann und nahm sich fest vor, den Hügel zu öffnen. Allein in der Nacht, bevor er das ausführen wollte, erschien ihm Bödvar im Schlafe mit geschwungener Axt, gebärdete sich sehr feindlich und sprach, er werde die Axt Petur in den Kopf treiben, wenn er sein Vorhaben nicht aufgäbe.

Thordis die Weissagerin.

„Eine Frau hieß Thordis, war übel gesinnt; sie wohnte auf Spakonufell an der Skagaströnd," sagt die Kormakssaga. Die mündliche Überlieferung stimmt hiermit überein. Thordis war sowohl angesehen als kenntnisreich, weise und vorschauend; sie war dafür bekannt, daß sie gern wichtige Dinge entschied, herrschsüchtig, so daß sie am liebsten alles von der Landspitze Skagata bis zur äußeren Laxau allein regiert hätte; sie befahl hier über alle Bezirksgenossen, so daß keiner anders sitzen oder stehen durfte, als Thordis wollte, so groß war ihre Macht. Man kann dies auch daraus erkennen, daß sie verschiedenen Kirchen einen Anteil am Strandgut in diesem Küstenstrich vermachte, sowohl an angeschwemmten Walfischen als Treibholz; dieser Anteil heißt in den Gerechtsamen der Kirchen zu Höskuldsstadir, Holtastadir und Marstadir noch jetzt das „Erbe der Weissagerin." An diesen Orten haben nämlich ihre Freunde gewohnt, denn ebenso wie Thordis gegen manche herrschsüchtig und boshaft war, ebenso erwies sie ihren Freunden Freundschaft, wie z. B. dem Thorkell Krafla in Vatnsdalur, dem sie zu Hülfe kam, als er den Glædur getötet hatte und deshalb verfolgt wurde, ferner dem Thorvardur Eysteinsson aus Fljot, den sie fest machte zum Zweikampf mit Kormakur, und dem Thorvaldur Vidförli Kodransson von Gilja, ihrem Pflegesohne.

Dagegen hatte sie auch viele Feinde, darunter Kormakur, der alle ihre Zauberkünste zu Schanden machte, als sie ihm Hülfe leisten wollte, und ebenso Thorvardur, dem jedoch nicht das Glück beschieden war, ihres Beistandes zu genießen. Doch soll es ihr mi niemandem so übel ergangen sein wie mit dem Pfarrer zu Hof; dies ließ sie die Kirche zu Hof entgelten, indem sie ihr kein Strandrecht vermachte; diese Kirche besitzt ein solches daher nur auf ihrem eigenen Grunde und dazu „einen Centner Walfisch" oder „das Ausschneiden des Speckes aus jedem Walfisch, der zwischen Fossau und Deildarhamarr antreibt," doch ist das nicht „Erbe der Weissagerin".

Zu der Zeit, da Thordis lebte, soll zu Hof ein Pfarrer namens Eirikur gewesen sein; er gehörte durchaus nicht zu den Dummen, war aber doch als Zauberer nicht sehr berüchtigt. Er besaß ein graues Schaf ohne Hörner, das ihm sehr teuer war, doch wird nicht erwähnt, daß es ein Lamm zur Welt gebracht habe, auch wurde es nie in der Hürde gemolken. Es ging ganz selbstständig auf die Weide, wo immer es wollte, und ließ sich von niemandem greifen außer von dem Pfarrer; er ging zu dem Tiere heran, wo es auch war, und manchmal lief es zu ihm hin oder verfolgte ihn, wenn er unterweges war. — Die Örtlichkeit ist so beschaffen, daß ein kleines Stückchen oberhalb des Gehöftes von Spakonufell ein großer hoher Berg ist, der nach oben zu etwas schmäler wird; oben auf demselben erheben sich senkrechte Felsklippen, die aussehen, als könne kein Geschöpf dort hinauf klettern. Die nördliche Seite derselben heißt Leyningsdalir oder Leynidalir (verborgene Thäler). In diesen Thälern oder Vertiefungen ist das beste Weideland des ganzen Berges, so hochgelegen sie auch sind; es wächst dort genug Weidengebüsch und einige Vogelbeersträuche. Es läßt sich nun leicht denken, daß Thordis sich für die alleinige Herrin dieses Berges und seines Ertrages ansah; sie legte großen Wert darauf und nannte ihn nach sich selber, ebenso wie ihr Gehöft, Spakonufell; jetzt aber heißt er Spakonusfellsborg; hier gedachte sie ihre Tage zu beschließen. Jeden Tag pflegte sie auf den Berg zu gehen westlich bis an den Fuß der Klippen, von wo sie ihr Gehöft und die ganze Landschaft Skagaströnd hinaus bis Skogar und hinein in die Thäler übersehen und quer über den Meerbusen

Hunafloi nach den Hornstrandir schauen konnte. Dort saß sie dann lange und strählte ihr Haar mit einem goldenen Kamme.

Die Graukolla*) des Sera Eirikur zu Hof ging, wie schon gesagt, selbständig und unbewacht nicht nur auf dem Grasfelde von Hof sondern auch anderswo umher, wo es ihr immer gefiel, und kehrte sich nicht daran, wem das Land gehörte, auf welchem sie gräste; meist aber kam sie des Abends heim zum Pfarrer und dann streichelte er sie und scherzte mit ihr. Graukolla wanderte daher weit auf den Weideplätzen umher, sowohl in den bewohnten Gegenden wie auf den Bergen, um zu versuchen, wo die grünen Schößlinge am besten wären, und so trug es sich zuletzt zu, daß sie auch in die Leyningsdalir nördlich an die Spakonufellsborg kam; hierher lief sie von nun an jeden Morgen und kehrte erst abends wieder heim. — Nachdem Graukolla die Gewohnheit angenommen hatte, diese Thäler zu besuchen, währte es nicht lange, bis Thordis ihrer gewahr wurde; sie scheuchte nun Kolla stets aus den Thälern fort, wenn sie im Laufe des Tages auf den Berg kam. Das half aber nichts, denn Kolla war hartnäckig und kam, wie Schafe in ihrem Eigensinn zu thun pflegen, wieder und wieder, so oft sie auch vertrieben wurde. Als dies wieder einmal geschehen war, stellte Thordis den Pfarrer hierüber zur Rede und sagte ihm, er solle Graukolla aus ihrem Landeigentume nehmen lassen, damit sie nicht immerfort gelaufen komme und auf ihren besten Weideplätzen im Berge Schaden anrichte; er habe ja genug Land für sie und sein übriges Vieh und brauche sich nicht auf ihre Kosten zu bereichern. Sera Eirikur, der schon früher bei verschiedenen Gelegenheiten genugsam der Thordis Härte und Übelwollen gegen sich empfunden zu haben meinte, schenkte ihrer Anklage wenig Gehör und sagte, der einzige Schaden, den seine Graukolla auf dem Lande der Thordis anrichten könne, werde der sein, daß letzterer kein Übel dadurch geschehe, wenn ein einziges Schaf dort ab und zu grase. Als Thordis diese Antwort des Pfarrers hörte, meinte sie, er selber werde dann das Schicksal seiner Kolla zu verantworten haben, wenn er sie ferner so ohne Aufsicht umher laufen lasse wie bisher. Und damit beendeten sie ihr Gespräch.

---

*) Name für ein graues hornloses Schaf.

Hierauf ging es noch eine Zeit lang in der nämlichen Weise; Graukolla besuchte die Lejningsdalir, obwohl der Pfarrer es ihr verwehren wollte, kam aber des Abends immer von selbst wieder nach Hause wie früher.

So verstrich einige Zeit, bis eines Abends Kolla nicht heimkehrte; die Nacht verging und ein Teil des nächsten Tages und sie kam nicht. Sera Eiríkur ahnte nun, daß mit Graukolla nicht alles in Ordnung sein müsse, und ließ in den Lejningsdalir nach ihr suchen. Da fand man Kolla tot; Thordis hatte ihr das Rückgrat gebrochen, indem sie nördlich von den Klippen auf Spakonufellsborg einen großen Felsblock hinab in die Thäler geschleudert hatte, von dem Kolla getroffen worden war. Die Suchenden gingen darauf nach Hause und sagten dem Pfarrer, was geschehen war. Dem Pfarrer verursachte der Verlust Graukollas so großen Gram, daß er sich sogleich ins Bett legte und sich wenig um andere Menschen bekümmerte. Ein wenig später rief er seinen Hirten zu sich, denn diesem vertraute er am meisten, reichte ihm seinen Handschuh und trug ihm auf, mit demselben südlich auf den Berg Spakonufallsborg zu gehen; dort solle er die richtige Gelegenheit abwarten, um ihn westlich von den Felskanten hinab fallen zu lassen, so daß er der Thordis auf den Rücken falle, wenn sie sich dort nieder gesetzt habe, um ihr Haar zu strählen; dabei solle er ihr bestellen, das sei die Entschädigung des Pfarrers zu Hof an Thordis für das Thun und Treiben der Graukolla.

Der Hirt ging, wie der Pfarrer ihm geboten, und richtete den Auftrag aus. Als er aber den Handschuh fallen ließ, berührte dieser ein klein wenig die Kanten des Felsens, und das verursachte ein leises Geräusch. Da sah der Hirt, wie Thordis, die da am Fuße des Klippengürtels saß und ihr Haar strählte, empor blickte und die Haare zurück warf, um zu sehen, was da vorgehe; und dabei schaute er ihr ins Auge und verlor dadurch oben auf dem Felsrande das Bewußtsein, und so lag er einen großen Teil des Tages in Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam, sah er Thordis tot am Fuße der Klippen liegen; der Handschuh des Pfarrers war auf seinem Wege abwärts zu einem schweren Felsblock geworden und hatte ihr das Rückgrat zerbrochen. Da ging nun der Hirt heim und erzählte dem Pfarrer alles von seinen Fahrten. Der

Pfarrer wurde von dieser Nachricht ganz gesund und stand aus dem Bette auf.

Die Skagstrendinger (Bewohner der Skagaströnd) priesen sich glücklich ob ihrer Befreiung von der Gewaltherrschaft der Thordis, doch wußten sie nicht genau, wem sie dieselbe zu danken hatten. Von Thordis wird erzählt, es habe ihr geahnt, daß sie nicht mehr lange leben werde, nachdem sie Graukalla getötet hatte; deshalb habe sie einen ihrer Kästen genommen, in welchem alle ihre Kleinodien und Reichtümer verwahrt waren, sei mit ihm auf den Berg Spakonufellsborg gegangen und habe ihn dort auf einen Felsvorsprung außen an den Klippen gesetzt mit dem Schlüssel im Schlosse und gesagt, den Kasten mit allen Schätzen, die darinnen seien, solle diejenige Frau bekommen, die aufgewachsen sei, ohne im Namen der heiligen Dreieinigkeit getauft zu sein noch das Geringste aus Gottes Wort gelernt zu haben; einer solchen würden die Kostbarkeiten zugänglich sein und sie ganz leicht die Kiste aufschließen können. Allen anderen jedoch solle der Kasten ein Felsblock und da, wo der Schlüssel stecke, ein hervorspringender Steinhöcker zu sein scheinen und so sieht es auch heutigen Tages noch aus. Auch ist bis jetzt noch keine Frau von den Kostbarkeiten aus dem Kasten der Weissagerin Thordis reich geworden.

Thuridur Sundafyllir.*)

Die Holsau entspringt im Tungudalur in Bolungarvik, läuft eine kurze Strecke und fließt mitten in der Bucht in das Meer. Zu oberst in der Bucht nördlich vom Flusse liegt Tunga, ein Gehöft mit guten Häusern; einige nennen es Thjodolfstunga.

Thuridur Sundafyllir (die Sundfüllerin**) hatte einen Bruder, der Thjodolfur hieß. Er bat Thuridur, ihm Land in Bolungarvik

*) Diese Sage steht bei Jon Arnason unter den Riesensagen. Ich bringe sie nachträglich an dieser Stelle, wo sie ebenfalls am Platze ist.

**) Sie füllte den Sund mit Fischen.

zu geben, und sie gewährte ihm so viel Land, als er an einem Tage einhegen könne. Da machte er sich daran und errichtete einen Wall von Stigi aus und wollte die Thäler Hlidardalur und Tungudalur einhegen, kam aber an diesem Tage nicht weiter, als bis zur Mitte des Tungudalur, und man kann noch sehen, wo er den Wall gebaut hat. Thjodolfur forderte nun beide Thäler, Thuridur aber meinte, das Thal, welches nicht ganz eingehegt worden sei, gehöre ihr, und setzte ihren Willen durch. Dies gefiel Thjodolfur sehr übel; er gedachte sich zu rächen und einen Ochsen zu stehlen, den Thuridur auf Stigahlid hatte. Thuridur nahm wahr, wie er den Abhang hinan ging und eilte ihm sogleich nach; er aber nahm den Ochsen und wollte ihn heimführen. Sie begegneten sich an der Stelle, die jetzt Osæra heißt, zu innerst am Abhange. Da griff sie ihn alsbald an und wollte den Ochsen nehmen, konnte aber nichts ausrichten. Darüber wurde sie so zornig, daß sie ihren Bruder verwünschte, er sollte zu einem Steine werden dort, wo die meisten Vögel ihn beschmutzten, er aber verhängte dafür über sie, daß sie ein Steinbild werde, da, wo der Wind am ärgsten um sie heule, und so steht sie nun zu oberst auf der nördlichsten Ecke der Küste Oshlid.

Thjodolfur wurde zu einem Felsblock und wälzte sich hinaus in die See, bis er auf einer flachen Klippe anlangte, die dort heraus stand. Dieser Felsblock war immer von Vögeln bedeckt und stand dort bis zum Herbst 1836, wo er in einer Nacht bei Windstille und ganz ruhiger See verschwand, ohne daß irgend jemand wußte, was aus ihm geworden war. Alle Bolvikinger erinnern sich des Thjodolfur und wissen genau, wo er gestanden hat, denn es war ein einzelner Felsblock, an dem man jedesmal vorbei rudern mußte, wenn man auf die See fuhr, und alle versichern einstimmig, es sei rings um die Klippe, auf der er stand, so seicht, daß er dort nirgend liegen könne; sie sagen, er sei darum verschwunden, weil die Zeit der Verwünschung verstrichen gewesen sei. Man sah deutliche Spuren, wo er auf der Schäre gestanden hatte; er ist auf der unteren Seite mehr als fünf Faden breit gewesen.

Der schwarze Tod.

Um die Zeit, da der schwarze Tod an zu wüten fing, hatte ein Bauer auf einem Gehöft die Gewohnheit, jeden Morgen, Winter, Sommer, Frühling und Herbst, zu lesen.*) Einst war man beschäftigt gewesen, das Heu zusammen zu nehmen, weil das Wetter regnerisch aussah. Da wollte nun der Bauer heimgehen um zu lesen, einige aber suchten ihm das auszureden und sagten, es sei nötiger, daß das Heu geborgen werde; trotzdem aber ging der Bauer mit seinen Leuten nach Hause und las.

An diesem Tage sah man zwei ganz kleine Wolkenflöckchen; sie zogen näher heran, wuchsen, und wurden zuletzt zu einem Manne und einem Weibe, die auf grauen Pferden ritten. Sie ritten oben am Gehege des Bauern vorbei; da sagte das Weib: „Kehren wir hier ein?“ „Nein,“ sagte der Mann, „das ward uns nicht geboten.“ Nun raste der schwarze Tod über die Gegend, aber auf dieses Gehöft kam er niemals und alle Leute blieben hier am Leben.

Der Lögmann Sveinn in der Verkleidung.

Zur Zeit des Lögmannes**) Sveinn Sölvason zu Munkathverau war große Teurung und Sterblichkeit unter den Menschen, so daß viele Gehöfte verödeten und die Leute weit umher irrten, besonders nach dem Westlande, wo viele sich niederließen. Dies waren die Folgen der Schafseuche, der „Erdfeuer“ (Vulkanausbrüche) und des Aschenregens. Um diese Zeit wohnte ein Ehepaar auf dem zunächst bei Munkathverau gelegenen Gehöft. Sie besaßen

*) „Etwas Frommes zu lesen“ ist gemeint; wahrscheinlich las er in der Bibel.

**) Siehe I. Band S. 182 di Anmerkung.

genug von allem und brauchten keinen Mangel zu leiden, aber dennoch waren sie sehr hartherzig und jemehr die Hungersnot zunahm, desto größer wurde auch ihre Erbarmungslosigkeit, so daß kein Armer bei ihnen Hülfe fand. Wenn irgend ein Notleidender kam und sie bat, ihn zu beherbergen, so wiesen sie ihn nach Munkathverau; sie sagten, des Lögmanns Teufel sei reich genug; kamen aber zu diesem Ehepaare reiche und vornehme Leute, so fehlte es an nichts. Niemals luden sie jemanden ein, von dem sie glaubten, er könne sie nicht wieder bewirten.

Einstmals, als der Tag sich zu neigen begann, trug es sich zu, daß ein sehr heruntergekommener alter Mann auf dieses Gehöft kam; er hatte eine herabgekrempte braune Kapuze auf, wie es damals Sitte war, und darüber einen elenden alten Hut; in ein durchlöchertes und geflicktes Wams war er gekleidet und es war, als könne er kaum seine Blöße bedecken. — Dieser Mann sprach an der Thür ein „Gott zum Gruß;" darauf kam ein Mädchen heraus, das ihm wohl gefiel. Der Alte fragte sie, ob er hier nicht über Nacht bleiben könne; das Mädchen meinte jedoch, das sei ungewiß, denn warscheinlich werde man ihn nach Munkathverau weisen wie andere auch. Bis dahin werde er nicht kommen, sagte der Alte, denn er sei erstarrt und hungrig und gewiß würden ihn unterwegs die Kräfte verlassen; auch sei es ungewiß, ob Sveinn ihn beherbergen würde, denn er könne ja auch, wie andere Menschen, die armen Leute satt bekommen haben. Und nun begann der Alte erschrecklich zu zittern und bat das Mädchen vor allen Dingen, zu den Eheleuten hinein zu gehen und ein gutes Wort für ihn einzulegen, damit er hier übernachten dürfe. — Das Mädchen ging hinein und kam bald darauf wieder heraus und sagte, man wolle ihm erlauben, unterzutreten; er ging nun mit dem Mädchen in die Wohnstube. Auf einer Seite derselben war eine Erhöhung, wie es damals gebräuchlich war; hier befand sich das dürftige Bett der Magd, und sie lud ihn ein, sich darauf niederzusetzen. Niemand redete ein Wort mit ihm und so verlief die Dämmerstunde. Endlich aber, als Licht angezündet war, kam die Frau aus der Bodenkammer herab; sie fragte den Mann, ob es nicht kurzweiliger für ihn wäre, wenn er eine Arbeit in Händen hätte; sie wollten zu essen und zu trinken haben, hätten aber nicht Lust, etwas zu

thun: sie wollte nun wissen, ob er nicht Socken, die neu angestrickt seien, walken könne. Der Alte sprach, er wolle es versuchen. Da reichte sie ihm trockene Strümpfe mit neuen Füßlingen; der Alte aber fragte, ob es nicht besser wäre, sie anzufeuchten, worauf sie erwiderte, sie glaube er sei nicht zu gut dazu, um dies selber zu thun, zeigte ihm das Waschgefäß und ging dann fort. Die Magd nahm die Socken und feuchtete sie dem Alten an, worauf er zu walken begann. — Nachdem eine lange Weile verstrichen war, kam die Frau, um das Gewalkte zu betrachten; dasselbe hatte aber keinen Fortgang genommen. Darüber wurde sie sehr zornig und er bekam viele Scheltworte zu hören. Endlich, als die Zeit zum Zubettgehen gekommen war, wies man ihm auf dem erhöhten Boden dem Mädchen gegenüber eine Schicht Satteltorf*) als Lagerstatt an und gab ihm ein klein wenig „Flautir“**) als Mahlzeit. Als aber alle zu Bett waren, kam das Mädchen zu ihm, um es ihm behaglich zu machen; sie lieh ihm ihr Kopfkissen und ihren Mantel und gab ihm die Speise, die ihr selber zugeteilt worden war. Sobald der Tag anbrach, verließ der Alte das Haus und die Leute wußten nicht, was aus ihm geworden war.

An diesem Tage kam in der Frühe der Lögmann geritten; der Bauer ging hinaus ihn zu empfangen, lud ihn in sein Vorratshaus und bewirtete ihn aufs beste. Sie begannen nun von der Teuerung zu sprechen und wie schwer es sei, dabei zu bestehen wegen der vielen Armen; da sagte der Bauer, bei ihm sei solch ein armer Teufel über Nacht gewesen, aber schon ganz frühmorgens von dannen gezogen. Darauf ließ der Lögmann die Magd herein holen und dankte ihr für alle Pflege in der vergangenen Nacht; er sagte, sie sei zu gut, um bei einer solchen Brotherrschaft zu dienen; sie solle mit ihm kommen, denn ihn verlange danach, ihr ihre Güte zu lohnen. Den Bauersleuten erteilte er dann eine ernste Ermahnung und dadurch änderten sie sich so, daß sie von da an den Armen immer Gutes thaten. — Das Mädchen aber ging mit ihm nach Hause und wurde von ihm gut verheiratet.

*) Rasenstücke, die als Unterlage für die Saumsättel dienen.

**) Geronnene und zu Schaum geschlagene Milch.

Ein Kirchort unter dem Hekluhraun.*)

Zur Weihnachtszeit gingen einst einige Schüler aus Skalholt nach ihrer Heimat, und zwar gingen sie über die felsigen Höhen gen Osten nach Sida und Skaptartunga. Die Rückreise machten sie dann bei gutem Wetter auf demselben Wege. Als sie aber im Westen auf das Lavafeld der Hekla kamen, war plötzlich einer von ihnen verschwunden, so daß sie gar nicht wußten, was aus ihm geworden war. Lange suchten sie nach ihm, ohne ihn zu finden, und endlich ließen sie davon ab und wanderten weiter, indem sie meinten, er sei gewiß in einer Lavaspalte umgekommen. Die Vermutung war ziemlich richtig. Er war wirklich in eine Lavaspalte geraten; er fiel immer tiefer wie in eine Schlucht, that zuletzt einen jähen Sturz und kam auf grasiges Land. Als er dort eine Weile gegangen war, fand er, daß er auf gemähtem Grunde angelangt war. Zuletzt erreichte er einige Bauernhäuser, auf welche ein Pfad zuführte; von hieraus verfolgte er einen anderen Weg und kam an eine Kirche. Darauf kehrte er nach dem Gehöft zurück und fand es unverschlossen. Er betrat die Wohnstube, darin war ein zurechtgemachtes Bett. Er legte sich hinein und entschlief bald, denn er war sowohl müde als von dem Sturz erschüttert.

Da träumte er, ein ältlicher Mann komme zu ihm und sage zu ihm, dies sei der Kirchort in dem Distrikt, welcher beim letzten Ausbruche der Hekla versunken sei; die Lava habe sich über den Häusern geschlossen, alle Bewohner seien gestorben, er allein habe sie überlebt, sie begraben und Gebete dabei gesprochen, denn er sei der Pfarrer in der Gemeinde gewesen. „Wenn du erwachst," sagte er, „sollst du unter deinem Kopfkissen nach einem Feuerzeug suchen, Kerzen findest du auf dem Wandbrett über dir; dann wirst du mich bald als Leiche erblicken. Ich bitte dich nun, mich bei meiner Kirche auf geziemende Weise zu bestatten und mir die Predigt zu

*) hraun = Lavafeld.

lesen, die du finden wirst. An Lebensmitteln wirst du hier für drittehalb Jahre genug haben."

Danach erwachte der Mann und fand Feuerzeug und Kerzen, wie ihm angewiesen war. Da sah er, daß in der Nähe des Bettes ein Tisch stand; an diesem saß ein Mann auf einem Stuhle und lehnte entseelt vornüber auf der Tischplatte, die Predigt aber lag vor ihm. Der Schüler that nun alles, was ihm aufgetragen war. Alsdann begann er einen Turm mit Absätzen zu errichten nach jener Schlucht hinauf, durch die er herunter gefallen war. Lange hatte er zu thun, bis er von diesem Turm aus eine Leiter in die Schlucht hinauf legen nnd empor klettern konnte. Er begab sich darauf zu menschlichen Wohnungen und holte sich Leute zur Hülfe und auch Seile, um sich hinab zu lassen und unter der Lava alles, was Wert hatte, hervor zu holen.

Die Hornafjardarfljot.

Die Gewässer der Hornafjardarfljot kommen aus dem Heidnabergsjökull. Sie fallen mitten in den Hornafjördur und haben, als sie aus dem Gletscher hervorbrachen, viele Gehöfte verwüstet. Da, wo jetzt die Fluten sind, war nämlich früher eine schöne, dicht bebaute Gegend. Da begann des Nachts, während alle Leute schliefen, der Gletscher zu fließen und alle kamen um, weder Mensch noch Vieh wurde gerettet. Die Fluten fegten alles ganz und gar hinweg, Höfe und Häuser und was darinnen war, und auch die Rasenschicht wurde mitgenommen. Auf diese Weise wurde der ganze Bezirk verwüstet und bot am Morgen, als man die Spuren des Geschehenen sah, einen merkwürdigen und grauenhaften Anblick.

Drei Jahre später war ein Hirt unten bei der Mündung des Stromes unterweges. Da blieb sein Hund an einem Höcker auf dem sandigen Boden stehen. Der Hirt wollte weiter gehen, allein der Köter sprang schwanzwedelnd an ihm empor und lief abwechselnd zu dem kleinen Hügel, an dem er schnüffelnd scharrte,

und zu dem Hirten. Der Hirt ging nun zu dem Erdhöcker und wollte wissen, was dort los sei. Da hörte er Hundegebell unten im Hügel. Schnell grub er nach und fand ein Mädchen und einen Hund bei ihr. Sie war hier gewesen, seitdem der Gletscherlauf stattgefunden hatte; das Haus, in dem sie war, hatte sich gehalten, war aber vom Sande verschüttet worden. Sie hatte dort für sich und den Hund genug Speise gefunden. Der Hirt ging mit seinem Funde heim, das Ereignis aber galt, und gilt auch noch, als sehr merkwürdig.

Die Diebshöhle.

Da, wo der Hauptweg aus dem Heidardalur und den Vatnsarsund gen Osten führt, ist ein kleines Stückchen oberhalb des Weges eine Höhle, welche Thjofahellir (Diebshöhle) heißt; sie soll ungeheuer groß sein, doch hat sich ihr Eingang jetzt zum größten Teil geschlossen.

Wie man sagt, wohnte auf Litla-Heidi, welches ein Vorwerk des Pfarrortes Heidi ist, in früherer Zeit ein Bauer. Dieser Bauer hielt eine junge und tüchtige Magd. Eines Abends kurz vor dem Anfange der Adventzeit ging sie bei schönem Wetter und Mondschein noch spät hinaus, um die Wäsche herein zu holen. Sie kam in der Nacht nicht wieder herein; am andern Tage wurde nach ihr gesucht, doch fand man sie nirgend, und wie lange man auch suchte, wurde sie dennoch weder gefunden noch konnte man etwas über sie erfahren. Als aber drei Jahre vergangen waren, geschah es eines Abends beinah um dieselbe Zeit, in der sie verschwunden war, daß die Leute zu Litla-Heidi auf den Beinen waren, um noch vor dem Schlafengehen den Milchkühen Futter zu geben; da kam die vorhin erwähnte Magd ins Haus, ganz außer Atem und vom Laufen erschöpft, und zugleich sah man vier Männer, welche alle auf Litla-Heidi zueilten; weil sich hier aber Leute umher bewegten, kehrten sie am Gehege des Grasfeldes um.

Die Leute waren auf das höchste erstaunt, daß diejenige, die von allen schon lange für tot gehalten wurde, nun ebenso plötzlich wiederkam wie sie verschwunden war, und fragten sie, wo sie die drei Jahre gewesen sei. Sie sagte: „Als ich dabei war, die Wäsche zusammen zu nehmen, kam ein hochgewachsener Mann zu mir; er packte mich sogleich und hob mich auf und steckte mir in demselben Augenblick seinen wollenen Handschuh in den Mund, so daß ich weder einen Laut von mir geben noch um Hülfe rufen konnte. Dieser Mann trug mich vom Hofe nach Osten zu und da sah ich, daß der Männer vier waren. Sie wechselten mit einander ab mich zu tragen und gingen in gerader Richtung ostwärts in die Vatnsarsund und hielten zuletzt in deren südlichem Teile still. Dort war eine große Höhle. In diese brachten sie mich hinein, zündeten Licht an, boten mir Speise und bereiteten mir ein Lager von lauter Schafspelzen, denn etwas anderes war nicht vorhanden. In diesem Bett ließen sie mich zwischen sich liegen und lange Zeit werden sie wohl nicht alle auf einmal geschlafen haben. An guter Behandlung ließen sie es nicht fehlen und Essen konnte ich genug bekommen; es bestand in Fleisch und Forellen, denn es war nichts anderes da. Sie bewachten mich so ängstlich, daß, wenn sie ausgingen, um Lebensmittel anzuschaffen, immer einer von ihn daheim blieb, um auf mich achtzugeben, so daß es unmöglich war, ihnen zu entlaufen.

So lebte ich bei ihnen drei Jahre lang. Sie benutzten mich einzig und allein zu ihrer Bedienung und ließen es mir an nichts fehlen, so daß mir nichts anderes übrig blieb, als mich ganz zufrieden zu stellen; so kam es denn, daß sie zu guter Letzt anfingen, mir ein wenig zu trauen. Es war ihre Gewohnheit, bei Tage wenig auf den Füßen zu sein, des Nachts aber gingen sie auf den Fischfang. An Geldeswert war in der Höhle wenig vorhanden und Vieh besaßen sie nicht; dafür stahlen sie ab und zu Schafe in verschiedenen Gegenden, um sie zu schlachten, auch trieben sie den Forellenfang, wenn es irgend ging. Erst in diesem Herbst begannen sie, allesamt nach Nahrung auszugehen, doch gingen sie niemals so weit fort, daß sie mich nicht hätten sehen können, wenn ich sie verlassen hätte. Endlich trug es sich zu, daß sie alle auf die Forellenfischerei auszogen und einen guten Fang thaten; aber

sie kehrten so durchnäßt zurück, daß kein trockener Faden an ihnen war. Ich hatte eine warme Mahlzeit für sie bereit gehalten, davon wurde ihnen so behaglich zu Mute, daß sie alle einschliefen. Ich machte mich nun, wie gewöhnlich, daran, ihre Kleider zu waschen, denn sie hatten keine Anzüge zum Wechseln. Ich wusch also ihre Sachen und rang sie aus und legte sie neben sie, denn sie wollten dieselben immer bei der Hand haben. Diesmal aber kehrte ich an ihren Hemden und Wämsern den einen Ärmel und an den Hosen das eine Bein um, und da es nicht sehr dunkel war und sie in ruhigem Schlafe lagen, so beschloß ich zu entweichen; ich beeilte mich so sehr ich konnte. Kaum aber hatte ich die Hälfte des Weges zurückgelegt, als ich hinter mir her rufen hörte, ich solle warten; ich erkannte ihre Stimmen, geriet in große Angst und lief so schnell als möglich, dennoch kamen sie mir näher. Es traf sich aber sehr glücklich, daß hier das Haus offen war, als ich es erreichte, denn sie waren nun bis an das Gehege des Grasfeldes gekommen. Weil sie aber gewahrten, das hier Leute umher gingen, wird es ihnen wohl rätlich erschienen sein, umzukehren."

Auf diese Weise kam die Magd wieder nach Hause, der Bauer aber erzählte diese Geschichte sogleich seinen Nachbarn und sie sprach sich im Augenblick in der ganzen Gegend herum. Da beschlossen die Leute des Bezirks, eine große Anzahl Männer zu versammeln; mit diesen ritten sie nach Litla-Heidi, redeten mit dem Bauern und seiner Magd und fragten letztere, wie es in der Höhle aussehe und ob die Diebe bewaffnet seien. Sie sagte, ihre Waffen seien allerdings nicht gut, doch werde es ihnen weder an Tapferkeit noch Entschlossenheit fehlen, und außerdem würden sie den Höhleneingang so zu verwahren wissen, daß man ihnen nicht beikommen könne, denn derselbe sei klein und niedrig und drinnen sei es so dunkel, daß man schwer hinein sehen könne; am Tage seien sie meistens drinnen, draußen aber würden sie es nicht wagen mit Ankommenden zusammen zu treffen, wenn sie sich nicht für stark genug hielten, auch möchten wenige sie im Laufen einholen, denn sie seien sehr schnell auf den Füßen. Es wurde nun verabredet, das Mädchen solle sie begleiten; sie solle dann vor den Höhleneingang gehen, die andern aber bereit sein, wenn die Diebe

herauskommen sollten. Einige sagen, die Magd habe diesen Rat gegeben. Sie alle erwarteten nämlich, die Diebe würden jedenfalls sich des Mädchens zu bemächtigen suchen, wenn sie der vielen Menschen nicht gewahr würden. — Sie ritten nun ostwärts in die Sund, die meisten von ihnen bewaffnet, verteilten sich dort, wie es ihnen am zweckmäßigsten däuchte, außerhalb des Höhleneinganges und ließen das Mädchen an die Öffnung gehen und sich dort aufstellen. Es ging so, wie sie gedacht hatten, die Diebe kamen alle sogleich heraus; einige sagen, sie seien sofort, als sie herauskamen, erschlagen worden, andere aber erzählen, sie seien alle gefangen genommen und auf andere Weise getötet worden, und man weiß nicht, welches richtiger ist. Die Höhle aber ist danach die Diebeshöhle genannt worden.

Auf Litla-Heidi soll lange nachher ein Bauer gewohnt haben, der eine Tochter hatte; diese war über zwanzig Jahre alt, als der Bauer seine Frau verlor. Er nahm nun seine Tochter als Haushälterin. Als die Tochter einst in einem großen Topfe Fleisch zum Weihnachtsfeste kochte, hatte sie mit dieser Arbeit bis spät in die Nacht hinein zu thun und es war sehr dunkles Wetter. Die Küche war geradeaus am inneren Ende des Hausganges, zwischen der Küche und der Hausthür aber war auf der einen Seite eine Speisekammer, auf der andern Seite ein Vorzimmer, welches ohne Dachboden und leer war und nur dazu benutzt wurde, gelegentlich dies oder jenes hineinzuwerfen. Es regnete diesen Abend heftig. Als das Mädchen mit dem Kochen fertig war, trug sie das Fleisch nach vorn in die Speisekammer; dabei blickte sie zufällig in das Vorzimmer und sah, daß dort ein Mann stand, der weit größer von Wuchse war als andere Menschen; er war in vollständiger Kleidung, hatte wollene Fäustlinge auf den Händen und stützte sich auf den Querbalken, der im Vorzimmer war; es schien ihr, als ob dieser Mann vor Kälte zittere und bebe und ganz durchnäßt sei. So groß kam er ihr vor, daß er sich auf den Balken nach vornüber neigte, unter dem doch ein Mann bequem hindurch gehen konnte. Ihr wurde angst und bange zu Mute, aber dennoch sagte sie zu dem Manne, der schweigend dastand: „Du solltest doch in die Küche gehen, da steht ein Topf ganz voll heißer Brühe und du thätest klüger daran, die zu trinken, als dort in der Kälte zu

zittern.“ Und in demselben Augenblick sprang sie hinaus und nach einem anderen Hause, wo die Leute waren; die Thür schlug sie hinter sich zu und man ging nicht eher wieder hinein, als am nächsten Morgen. Da war der Mann verschwunden, der Brühtopf aber war leer und nichts davon vergossen. Sonst hat man von diesem Manne weder früher noch später etwas gesehen.

Die Höhle Fusabol.

Östlich im Berge Reynisfjall ist eine Höhle, welche Fusabol*) heißt; sie ist vornan sehr weit, so daß man von der Ebene unten bis in ihren Hintergrund sehen kann, nur daß es schattig innen in der Höhle ist. Je tiefer hinein, desto enger wird sie. Ganz hinten an der Wand sind Steine in eine Reihe gelegt, die genau die Größe eines mittleren Mannes, sowohl in der Breite wie in der Länge, angeben. Dies ist in den Ländereien, die zu dem Gute Vik im Dyrholahreppur in der Skaptafellssysla gehören.

Es wird erzählt, in alten Zeiten habe ein Mann, der Vigfus hieß, ein schreckliches Verbrechen begangen und sei, nachdem er zum Tode verurteilt worden, entwichen. Eine Schwester des Vigfus war an den Bauern auf dem schon genannten Hofe Vik verheiratet. Hierhin gelangte Vigfus und suchte heimlich seine Schwester auf; sie getraute sich aber nicht, ihn verborgen zu halten, und deshalb verabredeten sie, er solle sich einen Versteck suchen und sie ihn mit Nahrung versorgen auf die Weise, daß sie an jedem Abend, bevor sie zu Bett ginge, an einem bestimmten Fenster**) Speise hinsetzte, die er in der Nacht sich holen sollte. Von da an hielt

*) Höhle oder Lager des Fusi (=Vigfus).

**) Im Original ist hier bemerkt, es sei natürlich ein „skjágluggi“ gewesen, welche Art Fenster sich auch noch jetzt in einigen isländischen Bauernhäusern findet und früher allgemein war. Es ist dies eine runde Öffnung im Dache, in welche ein mit durchsichtiger Haut bespannter Rahmen paßt, der herausgenommen werden kann.

sich Vigfus in der vorhin erwähnten Höhle auf und holte sich des Nachts die Speise; niemandem aber fiel es ein, ihn an diesem Orte zu suchen, denn ein jeder glaubt, vom Landwege aus, der darunter vorbei führt, bis in den Hintergrund der Höhle zu sehen; und obwohl die Höhle auf dem Weidelande des Gutes gelegen ist, geschieht es doch selten, daß die Hirten genötigt sind, sie aufzusuchen; man kann sich aber ganz gut darin verstecken, so daß niemand es bemerkt, bevor er hineinkommt.

Auf diese Art hielt sich Vigfus schon über ein Jahr verborgen. Nach Ablauf dieser Zeit kam jedoch der Bauer dahinter und drang nun heftig in seine Frau, ihm zu sagen, wo ihr Bruder sich aufhalte. Sie sagte aber, sie wisse es nicht und wolle es auch nicht sagen. Als nun der Bauer in dieser Weise nicht klüger wurde, sagte er, er werde schon einen Ausweg finden, der ihn zum Ziele führe. Bald darauf brachte er eine haarscharfe Sense innerhalb des Fensters so an, daß die Schneide dem Vigfus gerade zur Hand war, wenn er die Speise nahm. Als der Bauer diese List vollführte, war die ganze Erde mit Schnee bedeckt. Es kam wie der Bauer beabsichtigt hatte. Vigfus kam in der Nacht an das Fenster, nahm wie gewöhnlich die Speise, schnitt sich aber so in die Hand, daß er das Blut nicht stillen konnte; er lief aber in seine Höhle und legte sich dort nieder. Am Morgen war der Bauer neugierig, was er erfahren würde; da sah er am Fenster sogleich das viele Blut und verfolgte die Bluspur und die Fußstapfen bis in die Höhle, welcher Weg vom Hofe aus sehr weit ist; da lag Vigfus infolge des Blutverlustes schon in den letzten Zügen und es wird nicht erwähnt, ob sie noch mit einander gestritten haben. Einige Leute behaupten, nach diesem Vorfall habe die Schwester des Vigfus sich von ihrem Manne geschieden. Es gilt aber für gewiß, daß die Höhle nach jenem Ereignis Fusabol genannt ist.

Arni Oddsson.

Arni war der Sohn des Bischofs Oddur Einarsson zu Skalholt. Er war teils daheim, teils im Auslande aufgewachsen und gut erzogen und drei Winter in Kopenhagen gewesen; dann wurde er, wie Espolin sagt, 1612 im Alter von zwanzig Jahren über die Schule in Skalholt gesetzt. Danach begann er Rechtsgelahrtheit zu studieren, die ihm gut zu statten kam, sowohl bevor er Lögmann wurde, wie nachher.

Im Jahre 1606 wurde ein Mann hier zu Lande Hauptmann*), der vom Volke lange Zeit Herlegdad genannt wurde, in Wahrheit aber hieß er Herluff Daae. Er lebte in Streit mit vielen Machthabern des Landes und nicht zum wenigsten mit dem Bischof Oddur zu Skalholt. Herlegdad verleumdete den Bischof im Auslande und suchte dessen Handlungsweise dem Könige verächtlich zu machen; besonders beschuldigte er den Bischof, er weihe manchmal ungelehrte Leute zu Geistlichen, die weder in der Lateinschule studiert hätten noch Latein könnten, und das thue er um der Verwandtschaft, Freundschaft oder um des Geldes willen. Es gelang aber dem Bischof Oddur, diese Anschuldigung niederzuschlagen. Dennoch war viel Wahres an ihr wie auch daran, daß der Bischof nur sehr ungern den Kindern armer Leute Aufnahme in die Schule zu Skalholt gewährte, wenn ihnen nicht ein Gut oder Gutsanteil mitgegeben wurde, und der Hauptmann sich zuweilen ins Mittel legen mußte, damit solche Menschen unter billigen Bedingungen Aufnahme fanden. Hinwiederum hatte auch der Bischof vollgültige Anklage gegen den Hauptmann zu führen, erstlich, daß dieser ohne Wissen des Königs und wider den Beschluß des Bischofs Vetter und Muhme im dritten Gliede die Heirat erlaubt hatte, und zweitens, daß der Hauptmann ihm einen Gifttrank gemischt haben

*) Hauptmann (höfudsmadur) war im 16. und 17. Jahrhundert der Titel des Gouverneurs.

sollte, so daß er zwei oder drei volle Tage danach lag. Dies und noch vieles andere war es, was zwischen Hauptmann und Bischof streitig war.

Wegen dieser Zwistigkeiten schickte der Bischof im Jahre 1617 seinen Sohn Arni nach Kopenhagen, damit er seine Sache gegen Herlegdad dort vertrete, und er führte beim Könige seine Sache so, daß dieser im Sommer darauf seine Vertrauensmänner nach Island hinausschickte, um diesen Handel und noch andere zu entscheiden.

Im nächsten Winter, während Arni in Kopenhagen weilte, trug es sich zu, daß er an einem offenen Fenster der Halle vorüberging, in welcher gerade der König ein Gespräch mit Herlegdad führte. Dessen wird Arni sogleich gewahr und bleibt stehen. Da hört er, daß der König Herlegdad fragt, wieviele Steuern von Island einkämen. Herlegdad antwortet: „Siebzig." Da kann Arni nicht an sich halten und schreit: „Jetzt belügt Herlegdad den König, denn der Steuern sind nicht nur siebzig, sondern sieben mal siebzig, einige sagen siebzig mal siebzig." Herlegdad wurde sehr bestürzt, als er vor dem Könige zum Lügner gemacht wurde, und bat den König, die Sache im nächsten Sommer untersuchen zu lassen, und das versprach der König. Darauf lud Herlegdad zum nächsten Sommer Arni vor das Althing.

Zeitig im Sommer (1618) kamen Gesandte des Königs nach Island hinaus, um die Streitigkeiten zwischen dem Hauptmann und dem Bischofe und die anderer Leute zu prüfen. Arni aber kam nicht, weder um seines Vaters noch seine eigene Verteidigung gegen den Hauptmann zu führen. Man ritt zum Althing, ohne daß von Arni Nachrichten gekommen wären, doch als sicher erfuhr man, daß alle Islandfahrer, die in diesem Sommer erwartet wurden, nun angelangt seien. Das Thing nahm seinen Anfang und der Bischof Oddur war in sorgenvoller Stimmung, sowohl wegen des Ausbleibens seines Sohnes als auch weil er sah, daß alle Schuldfragen auf ihn und seinen Sohn fallen würden, da ja die Beweise fehlten, die Arni mit sich führte. Es kam nun der Zeitpunkt heran, da über die Händel des Bischofes und des Hauptmannes das Urteil gesprochen werden sollte. Auf der Gerichtsstätte wurde Arni zweimal mit kurzer Zwischenzeit aufgerufen.

Herlegdad aber glaubte nun die Sachen von Vater und Sohn in seiner Tasche zu haben und während die Pause zwischen dem ersten und zweiten Aufruf verstrich, richtete er höhnische Reden an den Bischof, was sein Sohn Arni wohl jetzt thun und treiben möge. Der Bischof that, als bemerke er das nicht. Arni wurde nun zum zweiten Mal aufgerufen. Als aber dieser Ruf abgelaufen war, bat der Bischof die königlichen Gesandten, ihm eine kleine Pause zu verstatten, indes er sich ein wenig entferne, und das bewilligte man ihm. Bischof Oddur ging nun hinauf an den Rand der Schlucht Almannagja, sich umzuschauen, ob er nicht irgend etwas Tröstliches erblicken möchte.

Von Arni aber ist zu erzählen, daß er sich, wie schon gesagt, den Winter 1617—1618 in Kopenhagen aufhielt. Er dachte diese Zeit über einzig und allein an seines Vaters und seinen Rechtsstreit und wie er denselben für das Althing im nächsten Sommer vorzubereiten habe, aber gar nicht daran, sich auf einem Schiffe eine Reisegelegenheit nach Island zu sichern. Herlegdad dagegen dachte weniger an die Zurüstung zum Gerichtsverfahren, als an seine und Arnis Überfahrt, jedenfalls aber an seine eigene, denn er sicherte sich selber einen Platz auf dem Kriegsschiffe, auf welchem die königlichen Gesandten hinausfuhren; dagegen verbot er einigen Schiffern auf das strengste, Arni über das Islandsmeer*) mitzunehmen, und einige bestach er, damit sie es nicht thäten. Im Frühling, als die isländischen Kauffahrer Kopenhagen verließen, ging Arni von einem Schiffsherrn zum andern, erst zu denen, die nach dem isländischen Südlande fahren wollten, und dann zu denen, die anderswo auf Island Handelsgeschäfte zu treiben hatten, bekam jedoch nirgend einen Platz zur Überfahrt, denn keiner wagte ihn aufzunehmen, so herrisch war Herlegdads Auftreten. So blieb denn Arni düstern Sinnes, wie man sich wohl denken kann, von allen Islandsfahrern zurück.

Im Sommer, als bis zum Althing nur noch eine Woche war, ging Arni einstmals am Strande außerhalb Kopenhagen entlang. Einige sagen, er habe dort einen guten Freund gehabt, alt an Jahren, zu dem sei Arni in sehr trauriger Stimmung hin-

*) Das Meer zwischen Norwegen und Island.

gegangen und habe ihn gebeten, ihn über das Islandsmeer zu fahren. Der Alte habe gemeint, hier sei guter Rat teuer, er wolle aber dennoch das Äußerste wagen; darauf habe er eine kleine Schublade aus seinem Schranke gezogen, dieselbe an die See getragen und Arni auf ihr nach Island gefahren, und dort seien sie in Vopnafjördur angelangt, als es nur zwei Tage bis zum Althing war. Bei weitem glaubwürdiger aber sind die anderen Berichte, welche erzählen, Arni habe, als er am Strande wanderte, wie vorhin gesagt wurde, einen Mann in einem Boote nicht weit vom Lande gesehen; diesen Mann habe er angerufen und ihn gebeten, ihn über das Islandsmeer zu bringen, denn sein eigenes und seines Vaters Leben und Ansehen seien verwirkt, wenn er nicht zur bestimmten Zeit dort eintreffe. Der Mann versprach ihm die Überfahrt und Arni stieg sogleich in das Boot. Der Schiffer zog das Segel auf und segelte eine Zeit lang vor günstigem Winde. Als eine Weile verstrichen war, fragte er Arni, ob es schnell genug gehe. Arni sagte, das thue es noch lange nicht. Da beschleunigte der Schiffer den Gang der Schute um ein beträchtliches und so ging es eine Zeit lang weiter. Darauf fragte der Bootsführer Arni zum zweiten Mal, ob ihn die Fahrt schnell genug dünke. Arni sagt: „Besser muß es gehen, wenn es nützen soll“. Der Bootsführer verschärfte nun die Fahrt noch mehr, so daß es Arni beinah vorkam, als ob die Schute von einem Wellenkamm zum andern hüpfte, gleich einem Steine, den ein Knabe flach über das Wasser wirft. Nun fragte der Fährmann zum dritten Male, ob Arni die Schute genug zu eilen scheine. Arni versetzte: „Dies genügt, so Gott will“.

Es wird nun von ihrer Reise nichts mehr gesagt, bis sie zwei Tage vor dem Althing in Vopnafjördur landen. Was Arni dem Fährmanne für die Überfahrt gegeben hat, wird nicht berichtet, auch nicht wie sie von einander geschieden sind. Sobald aber Arni festen Boden unter den Füßen hatte, kaufte er sich zwei auserlesene wohlgefütterte Pferde*) und ritt sie diesen ganzen Tag; das eine hatte er zu Tode gehetzt und das andere war gänzlich erschöpft, als er

*) Nur die wertvolleren Pferde werden in Island gefüttert, die anderen müssen sich Winter und Sommer ihr Futter draußen suchen.

zu einem Gehöft im Jökuldalur kam. Hier fragte er, ob man ihm nicht Pferde verkaufen könne, die so brauchbar wären, daß er auf ihnen in dreimal 12 Stunden ohne auszuruhen den kürzesten Weg zum Althing reiten könne. Man sagte ihm, auf einem Gehöft dort im Thale sei ein Pferd, welches ihm ganz allein genügen werde, wenn es nur zu trinken bekomme. Arni verschaffte sich dieses Pferd, doch wird nicht erzählt, was er dafür gab. Dieses Pferd war braun von Farbe, dünn wie ein Schuhriemen und dabei rund. Arni nimmt das Pferd und reitet es, bis er nach Bru kommt; dies ist das höchstgelegene Gehöft im Jökuldalur und das letzte, wenn man gen Süden den Weg über die Gebirge und die Wüste Sprengisandur reist. Arni kommt hier an einen Melkplatz, wo man eben dabei war, die letzte Milch zu melken. Er bittet, man möge ihm zu trinken geben. Die Frau war in der Hürde und holte ihm Sahne aus dem Hause, trug aber zugleich etwas in ihrer Schürze. Indessen Arni trank, sagte die Frau: „Ich glaube, dich verlangt gleichfalls nach einem Trunke, mein Brauner". Darauf goß sie die letzte Milch in ein Gefäß zusammen, das über ein Viertel (zehn Töpfe) hielt, ging zu dem Pferde und setzte es ihm vor. Der Braune aber wieherte und ließ nicht eher ab, als bis er das Faß leer getrunken hatte. Während er trank, streichelte ihn die Frau immerzu und seufzte über ihn. Arni fand, sie thue recht bekannt mit dem Pferde, und er fragte sie, was es damit für eine Bewandtnis habe. Da sagte sie, sie habe es bei sich in der Speisekammer aufgefüttert und es ungern fortgelassen und sie glaube, es zeige sich tüchtig, seinen Mann zu tragen. Arni dankte nun der Frau für ihre Bewirtung und stieg in den Sattel, da nahm aber die Frau ein Stück Butter aus ihrer Schürze, steckte es dem Tiere ins Maul und sprach; „Das ist nicht der erste Weck Butter, den du bekommst, Brauner". Arni nahm freundlichen Abschied von der Frau, sie aber wünschte auf ihn und das Pferd alles Gute herab. Alsdann zog Arni bei Sonnenuntergang auf dem längsten Gebirgswege, den es in Island giebt, von dannen, als kaum noch dreimal zwölf Stunden bis zum Beginn des Althings waren.

Jetzt müssen wir wieder dort anfangen, wo vorhin abgebrochen wurde, da Bischof Oddur auf den Rand der Schlucht Almannagja

kam und sich dort mit seinen Dienern nach verschiedenen Richtungen umblickte, in denen Wege zum Althing führten. Als sie hier eine Weile gewesen waren, schaute der Bischof von ungefähr empor nach dem Berge Armannsfell; da sieht er eine Staubwolke aufwirbeln, die so schnell dahin fährt, daß es dem Bischofe ganz wunderbar erscheint. Als er der rauchähnlichen Wolke eine Zeit lang zugeschaut hat, sagt der Bischof: „Könnte ich meinen Sohn Arni hier zu Lande erwarten, so würde ich sagen, er sei dort unterweges." Darauf kehrte der Bischof zum Gerichtshofe zurück.

Arnis Name wurde zum dritten Male aufgerufen, als der Bischof zurückgekommen war. Es traf sich aber genau so, daß Arni zeitig genug angelangt wor, um den Schall hören zu können, als man ihn aufrief, und er antwortete sogleich vom Rücken des Pferdes mit den Worten: „Hier ist Arni Oddsson gekommen durch Gottes Gnade, aber nicht durch die deine, Herlegdad!" Schnell saß er ab von seinem Gaule, der wie ein mit Reif bedecktes Stück Erde anzusehen war und dessen Nüstern ein Rauchwirbel entstieg. Die Diener des Bischofs nahmen den Braunen in Pflege, Arni aber ging zu seinem Vater, küßte ihn und stellte sich dann dem Gericht, wie er ging und stand. Dort hielt er in seines Vaters und seiner eigenen Sache eine so ausgezeichnete Verteidigungsrede, daß die königlichen Gesandten dem Herlegdad sein Hauptmannsamt mit Schimpf und Schande aberkannten und ihn zu einer großen Geldbuße an den König verurteilten, während Bischof Oddur und Arni freigesprochen wurden. Dadurch wuchs Arnis Ruhm und Ansehen dermaßen, daß er später im Süden und Osten Islands Lögmann wurde. Von dem Braunen aber sagen die Menschen, niemals habe in Island ein besserer und treuerer Gaul in einer Pferdehaut gesteckt, als er.

Die Brüder von Hvanndalir.

Die Insel Kolbeinsey liegt, wie man sagt, zwölf Seemeilen nördlich von der Insel Grimsey und achtzehn Meilen nördlich von Island (von der Mündung des Eyafjördur); in den Seebriefen der Schiffer wird sie „Mevenklint“ (Möwenfelsen?) genannt. In den Tagen des Bischofs Gudbrandur wohnte zu Hvanndalir ein Mann namens Tomas; seine Söhne waren die sogenannten Hvanndalabrüder. Der älteste hieß Bjarni und die andern Jon und Einar. Bjarni war achtundzwanzig, die andern aber noch unter zwanzig, als diese Geschichte sich zutrug, ungefähr im Jahre 1580. Alle diese Brüder zeichneten sich aus durch körperliche Vollkommenheiten, durch Kraft, Tüchtigkeit und große Waghalsigkeit; sie waren an Strapazen und Gefahren auf der See gewöhnt, vortreffliche Fischer und lange Zeit vom Glück begünstigt. Weil sie in jenen Tagen für die besten Seeleute des Nordlandes galten, bestimmte Bischof Gudbrandur sie dazu, die Insel Kolbeinsey aufzusuchen, und gab ihnen eine Menge Geld dafür.

Die drei Brüder fuhren zusammen in einem achtrudrigen Boot und Bjarni war der Vormann; er wählte gutes Wetter zu der Reise und sie hatten Lebensmittel und andere notwendige Dinge bei sich. Bei günstigem Winde brachen sie etwa um drei Uhr nachmittags auf und hatten bei Sonnenuntergang den Grimseyarsund halb durchschnitten. Da überfiel sie plötzlich ein Ostwind mit feinem Regen und dickem Nebel, so daß sie kaum über die Ruderpflöcke hinaussehen konnten; derselbe trieb sie zweimal zwölf Stunden lang westwärts ins Meer hinaus, denn es war keine Möglichkeit, die nördliche Richtung beizubehalten, so groß war die Gewalt des Sturmes und Wellenschlages, während der Regen herabströmte. Da bogen sie ab und steuerten dem Lande zu und es gelang ihnen, nach zwei Sonnenringen*) bei Hraun in der Landschaft Fljot zu landen.

*) Ein Sonnenring = 24 Stunden.

Trotz dieses schlechten Erfolges gingen die Brüder abermals in See und bekamen wieder starken Ostwind und dunkles Wetter. Nachdem sie zwei mal zwölf Stunden gesegelt waren, wurden Jon und Bjarni so von Schläfrigkeit überwältigt, daß sie sich derselben nicht erwehren konnten. Da banden sie, weil sie nichts Besseres zu thun wußten, ihr Segel fest und legten sich nieder, Einar aber, auch nur halb wachend, war am Steuer. Um diese Zeit klärte sich das Wetter ein wenig auf, so daß man die Sonne sah, die im Westen angelangt war, im Osten aber war etwas Weißes zu sehen, und Einar glaubte, es möchte ein Seeschiff sein. Bald jedoch sah er, daß es der höchste Berg auf Kolbeinsey selbst war, und zwar war er ganz weiß von Eissturmvögeln und anzusehen wie ein Haufen Wollgras. Da weckte Einar seine Brüder mit der Kunde, sie seien nun nahe an die Insel gekommen. Die Brüder sprangen auf die Füße, senkten den Mast, ergriffen die Ruder und arbeiteten sich dem Landeplatz der Insel zu, obgleich der Sturm gewaltig war; doch waren sie so kräftige Männer, daß sie in drei Stunden eine Seemeile ruderten. So gelangten sie zu einer Schäre bei der Insel, wo sie mit beiden Händen Vögel zusammen fegten, so zahlreich und so zahm waren dieselben. Alsdann ließen sie nahe bei der Insel die Angelschnüre ins Wasser, gewahrten jedoch nicht eine gleiche Menge von Fischen wie von Vögeln.

Sie landeten darauf in einer Bucht, warfen den Anker aus und banden das Schiff daran, begingen aber die Unklugheit, daß sie kein Tau am Lande befestigten, daher führten die Brandungswellen das Fahrzeug mit hinaus. Da der Wind so stark war, begann das Boot sogleich von der Insel hinweg zu treiben und sie mußten dem zuschauen, während sie ganz losgelöst oben am Strande standen. Es ist kein Wunder, daß ihnen ob ihrem Zustande etwas bange wurde, da sie ja nichts vor sich sahen, als den offenen Tod. — Bjarni konnte schwimmen und setzte zweimal dem Schiffe nach; aber bei dem heftigen Sturm und der Brandung, die an der Insel tobte, wußte er kaum, wie er das Ufer wieder erreichen sollte. Indessen trieb das Boot immer weiter hinaus mit allem, was sie brauchten, um ihr Leben zu fristen, Speise, Trank und ihren Kleidern. In dieser Bedrängnis wandelten sie ratlos von der Flutgrenze aufwärts und wußten keinen andern Ausweg mehr,

als auf dem Felsen auf ihre Kniee zu fallen und Gott weinend um Hülfe und Erbarmen zu bitten. Dann gingen sie, ohne ein Wort zu reden, auf die Insel hinauf.

Da fügte es Gott so, daß Meer und Wind sich beruhigten, so daß zuerst Windstille und darauf ein sanfter Wind aus Nordwesten kam, der das Schiff zur Insel zurück trieb. Obwohl das Wasser tief war, bangten sie nun davor, das Boot möchte auf eine Schäre stoßen, wo sie es nicht erreichen könnten, allein das geschah nicht. Die Brüder hatten eine Leine aus dem Boote bei sich, diese legten sie zu einem großem Ringe zusammen, banden an das eine Ende einen Stein und warfen sie hinaus ins Boot. Da traf es sich zu ihrer Lebensrettung so günstig, daß der Stein unter dem Sitz im Steven einen Halt fand, so daß sie es an sich ziehen konnten, und man kann sich denken, welche unbeschreibliche Freude dies für sie gewesen sein muß. Sie verwahrten nun das Boot besser als zuvor; dann aber erbeuteten sie Vögel (Lummen) und Eier in größter Ruhe und bei prächtigem Wetter. Sie schritten auch die Insel aus und da maß sie vierhundert Faden in der Länge und sechzig Faden in der Breite und Höhe. Viererlei Gestein war auf der Insel und letztere ganz voller Hügel und Schluchten, die mit Steinen angefüllt waren, doch kein grasiges Fleckchen dazwischen. Siebenmal zwölf Stunden waren sie auf der Insel und hatten achthundert Vögel, eine Unzahl Eier und einige Fische gewonnen. Das Land war auf Kolbeinsey ganz dem Gesichtskreise entschwunden bis auf drei kleine Höcker, das aber waren die höchsten Berge am Lande. Als sie von der Insel hinweg fuhren, bekamen sie günstigen Wind, alles ging gut und sie landeten bei Siglunes am Tage der Marienmesse. Ihren Eltern war es, als hätten sie sie aus Hel*) zurückerhalten und sie waren über die Maßen froh ob ihrer Rückkehr. Diese Fahrt der Hvanndalabrüder ist seitdem stets im Gedächtnis der Menschen geblieben.

Olavius**) erwähnt in seinem Reisetagebuche, noch früher sei man öfter im Frühling auf achtrudrigen Böten nach Kolbeinsey gefahren, um Daunen, Seehunde und Vögel zu erbeuten. Die

---

*) Bekanntlich das Reich der Toten.

**) Ein isländischer gelehrter Reisender zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Seehunde waren dort so zahm, daß man sie mit der Hand greifen konnte. Ein Mann hieß Jon, mit dem Beinamen Stolpi (Pfahl); er war Bauer auf der Insel Grimsey. Olavius sagt, er sei der letzte, der nach Kolbeinsey gefahren sei. Seinen Zunamen bekam er davon, daß er, bevor er von Grimsey absuhr, eine zwanzig Ellen lange Stange aufrichtete und daran eine Fahne von weißem Fries befestigte, um wieder nach Hause finden zu können.

Ein besiedeltes Thal im Torfajökull.

Man sagt, zum zweiten Mal sei die Pest*) durch englische Kaufleute nach Island, und zwar nach Hafnarfjördur gebracht worden; dieselben hatten Tuch und andere Waren zu verkaufen, und als sie einen Tuchballen auseinanderwickelten, sei ein bläulicher Dunst daraus aufgestiegen. Der Pfarrer Jon Egilsson und nach ihm der Syffelmann Jon Espolin erzählen, „es sei den Leuten vorgekommen, als käme ein Vogel aus dem blauen Tuch", und setzen den Ausbruch der Pest in das Jahr 1493. Darauf breitete der blaue Dunst sich geschwind aus und es folgte ihm eine große menschenmordende Seuche allerorten wo er hinzog. Das Sterben begann zur Zeit des Althings und wütete so lange, bis sich im Herbst das Wetter abkühlte. Die Wirkungen dieser Seuche waren so plötzliche, daß man Frauen fand, welche auf den Melkplätzen tot bei ihren Milchgefäßen unter den Kühen saßen oder auch vor den Fässern in den Speisekammern. Viele Gehöfte im ganzen Südlande und westwärts fast bis zum Gilsfjördur verödeten; an vielen Orten blieben nur zwei oder drei Menschen am Leben, und da

*) Schon 1402—1414 sollen zwei Drittel der Bevölkerung Islands von der Pest hinweggerafft worden sein.

und dort kleine Kinder, die, als man hinzukam, an den Brüsten ihrer toten Mütter sogen. Manchmal wurden an einem Tage bei den Kirchen drei oder vier Leichen begraben*) und von den sechs oder sieben Menschen, welche die Toten zu Grabe geleiteten, kehrten nicht mehr als drei oder vier zurück; die übrigen starben auf dem Hin- oder Rückwege oder fuhren auch selbst in die Grube, die sie anderen gegraben hatten.

Als diese Dinge sich zutrugen, war Torfi Jonsson**) zu Klofi Distriktshäuptling in der Arnessysla und der Rangarvallasysla geworden. Als er aber erfuhr, daß die Pest, gen Osten vorschreitend, schon über die Hochebene Hellisheidi in die Landschaft Ölfus gekommen sei, packte er seine Wirtschaft zusammen, verließ Klofi mit allem, was er fortbewegen konnte und nötig brauchte, und zog damit sammt allen seinen Hausgenossen hinauf auf die Landmannaafrett.***) Südlich von diesen Hochweiden ist ein einzelner Jökull (Eisgebirge), der mit dem einen Ende östlich, mit dem andern westlich gerichtet ist. Er liegt fast genau im Osten vom Vulkan Hekla, nur ein klein wenig südlicher. Dorthin wendete sich Torfi mit seinen Gefährten und seinen Habseligkeiten. Er wanderte am nördlichen Rande des Jökulls entlang gen Osten, bis er das kleine Flüßchen erreichte, welches Ramskvisl heißt. Es kommt aus dem Jökull und fließt nordwärts in die Tungnaau. An diesem Flüßchen war schönes fruchtbares Land, auf dem das Gras sich zu lagern begann. Torfi ging an dem Flüßchen aufwärts und die Schlucht entlang, aus der es strömt und die jetzt Jökulgil heißt; dort begann das Gras spärlich und die Ufer steinig zu werden. Da redeten Torfis Knechte davon, daß sie sich lieber auf dem grasigen Lande am unteren Flusse niederlassen wollten, wo es ihnen gut zu wohnen däuchte; einen schöneren und geeigneteren Wohnplatz würde der Bauer Torfi kaum erreichen, wenn er mit ihnen in der schwarzen Schlucht weiter hinauf zöge, in welcher sich die Felsen über ihren

---

*) Man muß dabei die dünne Bevölkerung in Betracht ziehen und daß die Kirche meist nur bei einem einzelnen Gehöft steht.

**) Von diesem Torfi enthält die isl. Sammlung mehrere Sagen; er wurde der Reiche und auch der Starke genannt.

***) Afrett heißen die hochgelegenen Sommerweideplätze.

Häuptern beinah zusammenschlossen. Torfi vernahm das Murren seiner Knechte und sagte zu ihnen, sie möchten ihn ganz allein bestimmen lassen, denn er habe schon früher als jetzt für ihren Lebensunterhalt gesorgt und es sei ihnen gut ergangen. Sie wanderten nun weiter in die Schlucht hinein und als sie eine Weile gegangen waren, sahen sie, daß von Süden her wieder Tageslicht zu ihnen drang; die Schlucht that sich vor ihnen auf und sie kamen in ein weites und schönes Thal hinaus; dasselbe schien sich den ganzen Jökull entlang von Osten nach Westen zu erstrecken, nirgends aber war im Gebirge ringsum eine Kluft zu entdecken außer derjenigen, durch welche sie von Norden hereingekommen waren und durch welche das Flüßchen hinaus rann. Oben um das Thal herum war, soweit das Auge reichte, nichts anderes zu sehen, als Eis und darüber der klare Himmel; weiter herab aber, wo die Gletscher aufhörten, fingen bewaldete Abhänge an, die sich bis zur Thalsohle erstreckten, und da, wo der Wald ein Ende nahm, waren eben so schöne ebene Gründe, die mit Gras bewachsen waren. „Hier wollen wir uns für einige Zeit niederlassen", sagte Torfi, „und der blaue Dunst wird für viele Menschen tot bringend sein, wenn er uns in diesem Thale Schaden zufügt". Darauf ließ Torfi mit dem Häuserbau beginnen und nicht lange währte es, bis sich ein stattliches Gehöft erhob, auch hatte ja Torfi über viele zu gebieten. Im Sommer ließ Torfi von seinen Knechten das Thal ganz so bewirtschaften, wie es im Bezirk üblich war, und sein Haushalt stand in schönster Blüte, denn die Landstrecke war so ergiebig, daß keiner derer, die mit ihm waren, etwas Ähnliches gesehen zu haben meinte. Torfi ließ seine Leute allen Verkehr zwischen dem Thale und den bevölkerten Gegenden draußen, den Bezirken Land und Rangarvellir, meiden, damit die Seuche nicht in das Thal käme; jedoch ließ er zwei Männer, denen er am meisten vertraute, in jedem halben Monat hinaus auf die Felskämme ziehen, von wo sie die bewohnten Landstriche überblicken konnten, um zu erforschen, wie es mit dem blauen Dunste stehe. Es verging aber eine lange Zeit, in der sie stets mit der unerfreulichen Nachricht zurückkehrten, der Dunst liege noch über der Gegend und reiche bis in die Mitte der Berglehnen um die Ebene her und sei von oben anzuschauen wie ein bläuliches Meer, doch sähen sie kein menschliches Leben und Treiben in den

Bezirken. Endlich aber kam es soweit, daß diese Boten Torfi die Kunde brachten, der Dunst sei verschwunden; allein Torfi blieb noch einige Zeit in dem Thale, bis er jede Wahrscheinlichkeit, daß die Seuche sich noch länger in den von ihm ausgekundschafteten Landstrichen halten könnte, beseitigt glaubte. Da brach er auf, zog wieder in die bevölkerten Gegenden und siedelte sich von neuem zu Klofi an, ohne daß die tötliche Seuche ihm oder einem der Seinen Schaden zugefügt hätte.

Es ist nicht überliefert, wie lange Torfi im Jökull gewesen ist, welcher danach von ihm den Namen erhielt und Torfajökull genannt wurde. Als Torfi aus dem Jökull wieder in den Bezirk ziehen wollte, soll einer aus seinem Gesinde das Thal nicht haben verlassen wollen; diesem soll er auch seinen Willen gelassen und ihm sein Gehöft, wie es dastand, geschenkt haben. Von da an soll bis vor kurzem der feste Glaube verbreitet gewesen sein, im Torfajökull seien Friedlose*), und Reisende, welche aus dem Bezirke Rangavellir

*) Die Sagen von solchen Friedlosen sind etwas ganz eigentümlich Isländisches. Die gebräuchlichste Benennung für sie ist „útilegumenn", am besten zu übersetzen mit „draußen liegende Menschen". Th. Thoroddsen sagt in seiner Abhandlung „Eine Lavawüste im Innern Islands" (Petermann's geographische Mitteilungen für 1885): „Odádahraun" (Lavafeld der Unthaten) ist von alters her den Umwohnern, welche an dieses Gebiet die mannigfaltigsten abergläubischen Vorstellungen knüpften, so gut wie gänzlich unbekannt gewesen. Das Volk in Island glaubte, daß hier grasreiche Oasen oder Thäler mit ganzen Kolonien von Friedlosen, Nachkommen von Verbrechern, welche aus der Heimat entflohen waren, sich finden müßten. Diese Ansicht war auch nicht ganz aus der Luft gegriffen, da häufig Verbrecher in dem unbesiedelten Innern Zuflucht gesucht und sich einige Zeit unter unsäglichen Entbehrungen und Leiden aufgehalten haben. Dies geschah vornehmlich im 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts, als man in Island mit drakonischer Strenge alle Sittenvergehen und Verbindungen in naher Verwandtschaft bestrafte. Diese Verbrecher haben kaum einen oder höchstens zwei Winter hindurch ein elendes Dasein geführt, indem sie die Ansiedlungen beraubten und plünderten; aber daß ganze Kolonien hier existieren konnten, ist ein Ding der Unmöglichkeit, da Mangel an Vegetation und das fürchterliche Klima der Bebauung eine Grenze setzen. Die Überzeugung von der Existenz solcher geheimnißvoller Ansiedlungen oder Oasen war so tief in das Volk eingedrungen, daß selbst Gunnlaugsson" (ein berühmter isl. Geograph, gest. 1875.) „noch in der Mitte dieses Jahrhunderts eine Zeitungspolemik führen mußte, um das Gegenteil zu beweisen; und trotzdem glaubten viele, daß er diese mystischen Kolonien sehr gut kenne, aber durch Eide und Versprechungen sich verpflichtet habe, nichts davon zu

den Gebirgsweg südlich am Torfajökull entlang nach Osten in die Skaptafellssysla zogen, sollen geglaubt haben, mit dem Nordwinde vom Jökull her einen Rauchgeruch zu verspüren, dem ähnlich, wenn Waldholz angezündet wird. Auch glaubten die Leute, diese Friedlosen verursachten auf den Sommerweideplätzen die schlimmen Verluste an Schafen, die nicht selten vorkamen. Vor wenigen Jahren ist festgestellt worden, daß wohl etwas anderes als die Friedlosen im Torfajökull diese Verluste herbeigeführt. Die Leute aus dem Bezirke Land machten sich nämlich auf und untersuchten die Jökullschlucht und drangen soweit in derselben vor, daß sie sahen, wie das Thal nunmehr ganz mit Eis angefüllt und unbewohnbar und daher gänzlich anders sei, als es der Sage zufolge in den Tagen des Torfi gewesen sein soll.

---

erzählen. Jetzt ist diese Ansicht meistens verschwunden." — Und weiterhin heißt es: „Hvannalindir ist eine der wenigen Stellen" (in Odádahraun) „wo man wirklich Beweise für den Aufenthalt Friedloser findet. Am Rande eines Lavastromes befinden sich nämlich Ruinen von mehreren Hütten, und eine Masse von Pferde- und Schafknochen weisen darauf hin, daß diese Friedlosen von Raub und Diebstahl in den Ansiedelungen gelebt hatten. In der Nähe von Herdubreid" (einem Berge im Nordosten der großen Lavawüste) „existieren auch Ruinen einer unbedeutenden kleinen Hütte, in der ein Friedloser Zuflucht gefunden hat. Wunderbar ist es, wie ein menschliches Wesen in einer so primitiven Baulichkeit wohnen konnte; sie war nur aus Lavaplatten zusammengesetzt, die Spalten mit Moos verstopft; quer über die Hütte war das Rückgrat eines Pferdes gelegt, auf welchem die als Dach dienenden Lavaplatten ruhten; Bauholz giebt es dort natürlich nicht." Außer dem Odádahraun stehen noch viele unzugängliche Gebirgs-, Eis- und Lavawüsten in dem Rufe, Friedlose in ihrem Innern zu beherbergen. Der Volksglaube legte den útilegumenn mit der Zeit nicht nur übermenschliche Größe und Stärke bei, sondern auch die Gabe der Zauberei. Viele Züge erinnern an die Elben und Trollen. Auch stehlen sie nicht nur Vieh, sondern auch Menschen, essen sogar Menschenfleisch. — Siehe auf Konrad Maurer: „Isländische Volkssagen der Gegenwart".

Jon Teitsson auf Hafgrimsstadir.

Der Anfang dieser Sage ist der, daß ein Mann Teitur genannt wurde; er wohnte zu Starrastadir im Distrikt Skagafjördur. Er war ein Mutterbruder des Teitur Thorleifsson, der in Streitigkeiten mit dem Bischof Gottskalk zu Holar verwickelt war. Teitur war ein Mann von bedeutenden Eigenschaften, weisen Sinnes, schweigsam und vorschauend; ein reicher Mann war er nicht, doch gehörte ihm das Gut Starrastadir mit einer trefflichen Wirtschaft, die er gut leitete. Er hatte eine Frau, die Ragnhildur hieß und aus den Westfjorden stammte. An Kindern hatten sie nur einen Sohn namens Jon; er war schon frühzeitig groß und stark und schweigsam wie sein Vater. Er war kein heiterer Mensch, sondern lächelte nur, wo andere lachten, und das schon in seiner Jugend; denn er sagte, es sei unmännlich, zu kreischen wie ein Toller. Er wuchs bei seinem Vater auf, bis er vierzehn Winter alt war; da war er ebenso stark wie die kräftigsten Männer im Skagafjördur zu jener Zeit — Im Herbst dieses nämlichen Jahres schickte ihn sein Vater zum Einkauf von getrockneten Fischen mit seinen Nachbarn in die Küstenlandschaft Fljot hinaus, wo sie für Teitur den Handel besorgen sollten. Den Bauern behagte es wenig, Jon auf ihrer Reise mitzuhaben; er däuchte ihnen zu jung und unzuverläßig für eine weite Reise an einem Herbsttage; dennoch zog er mit und sein Vater sagte, wenn er hinter ihnen zurück bleiben sollte, könnte er selber zusehen, was aus ihm würde.

Jon ritt ein schönes falbes Pferd, das sein Vater zu reiten pflegte, und mit dem Reitgeschirr seines Vaters; dasselbe war sehr schön gearbeitet, namentlich das Gebiß, welches schön verziert und äußerst kostbar war; viele hatten es dem Bauern schon abkaufen wollen, allein er hatte es nicht aus den Händen gegeben. Sie zogen also von dannen und die Reise nach Fljot hinaus ging gut von statten; das Fischgeschäft verlief günstig und sie kauften soviel ein, wie sie mit fortschaffen konnten, und machten sich dann auf den Heimweg. Es trat jetzt schlechtes Wetter mit Frost und Schnee-

gestöber ein; Jon war stets voraus und führte den Falben am Zügel. Der Weg wurde nnn sehr schlecht und das Vorwärtskommen schwierig. Spät am Tage erreichten sie den Fluß Kolbeinsdalsau; derselbe war jedoch unpassierbar und mit nassem Schnee angefüllt, der ein wenig zusammengefroren war. Da wollten Jons Gefährten umkehren und nach Osland gehen, um dort zu warten, bis das Wasser zugefroren wäre. Das wollte Jon nicht, sondern nannte es eine Feigheit und sagte, er würde sie der Unmännlichkeit bezichtigen, wenn sie die Reise nicht fortsetzten, und damit wandte er sich dem Flusse zu. Einem, der ihm die Pferde fortnehmen wollte, widersetzte sich Jon, sie wurden handgemein und Jon warf ihn hart zu Boden und dann ließen sie von einander. Jene kehrten nun um, indem sie sagten, der Lümmel verdiene nichts Besseres, als daß er sich umbringe, wenn er es durchaus wolle.

Jon band nun die Packen an die Pflöcke der Saumsättel fest, ritt dann in den Fluß hinaus und führte alle Pferde am Zügel*). Der Falbe drang mit großer Kraft vorwärts und zerbrach das Eis. Als aber Jon aus dem Flusse heraus gekommen war, sah er, daß das hinterste Pferd seine Bürde abgeworfen und sich in die Gurte verwickelt hatte. Da watete er zu dem Pferde hinaus, wobei ihm der schlammige Schnee bis an die Achseln reichte, wenn auch die Strömung gering war. Zuletzt gelang es ihm jedoch, alles sicher ans Land zu bringen, und das war eine große Heldenthat.

Während er bei dieser Arbeit war, brach ein heftiges Unwetter los mit Sturm und großer Kälte, so daß alles fest fror; dennoch brach Jon auf und folgte der Richtung des Windes. Es war nun Nacht geworden und beides, das Unwetter und das nächtliche Dunkel, verursachte die schwärzeste Finsternis, so daß man nach allem tasten mußte. Als er eine Weile dahingezogen war, traf er auf eine Hütte, die ohne Thür und halb mit Schneewehen angefüllt war; da beschloß er, hier zu verweilen, nahm den Pferden die Ballen ab und trug sie vor die Thür, band die Pferde zusammen, ging dann hinein und verwahrte sorgfältig den Eingang.

*) Die Packpferde werden immer eines mit dem Kopf an den Schwanz des vorderen gebunden.

Er grub sich in den Schnee ein, um sich zu wärmen, war jedoch sehr müde und erschöpft, schlief alsbald fest ein und schlummerte, bis es Tag war. Als er aber erwachte, sah er den Eingang offen, da stand er auf und ging hinaus. Das Wetter war ein wenig heller, doch die Kälte groß. Jon sah, daß einige Ballen fort waren, ebenso der Falbe samt Reitgeschirr und Gebiß, und alle Pferde auseinander gelöst. Eine kurze Strecke entfernt sah Jon ein Gehöft, das war Brimnes. Dort wohnte ein Bauer namens Tumas, der ein arger Schuft und übel gelitten war; häufig hatte er Reisende geplündert und bestohlen. Jon ging zu diesem Gehöft und fand die Thür geschlossen; als er aber um das Haus herum ging, entdeckte er an dessen Rückseite eine Hütte; eine Thür war davor, die von innen verschlossen war. In diesem Augenblick hörte er drinnen das Wiehern eines Pferdes; er stemmte den Fuß so hart gegen die Thür, daß sie aufbrach, da sah er drinnen seines Vaters Falben mit dem Gebiß, den Sattel aber in einer Krippe. Nahe der einen Giebelseite der Hütte war in der Seitenwand eine Thür, tiefer drinnen war es dunkel. Und ehe noch Jon auf irgend etwas gefaßt ist, sieht er, wie hinten aus dem Dunkel heraus eine große Baumwurzel auf ihn geschwungen wird; er wich beiseite, daher traf der Schlag nur den Boden, ein Mann aber bückte sich jetzt vor. Jon stürzte sich rasch entschlossen auf ihn, jener setzte sich zur Wehr und es entstand ein harter Kampf. Aber wenn auch Jon steif und erfroren war, endete ihr Ringen doch damit, daß der Einwohner fiel; da setzte ihm Jon das Knie auf die Brust und richtete ihn übel zu. Der Einheimische bat nun um Schonung seines Lebens; er war der Bauer selber. Jon aber sagte, er solle nur losgelassen werden, wenn er ihm seine getrockneten Fische, falls er dieselben gestohlen, wiedergäbe und ihm alles verabfolgte, was er für sich und seine Pferde gebrauche. Dies versprach der Bauer und nun ließ ihn Jon aufstehen; er war schlimm zugerichtet und sein einer Arm gebrochen. Hier in der Hütte hatte er Jons Ballen verborgen und mit Reisigholz zugedeckt. Darauf gingen sie nach dem Hause, der Bauer führte Jon in die Wohnstube und sagte, er werde nach dessen Pferden schicken. Hier drinnen sah Jon niemanden als die Frau des Bauern und ihren halbwüchsigen Sohn. Es wurde ihm ein Platz zum Sitzen angewiesen. Die Frau des

Bauern sah ihm sehr boshaft aus. Nach einer kleinen Weile ging die Hausfrau hinaus und rief nach ihrem Sohn. Bald darauf hört Jon wütendes Hundegebell; er läuft hinaus und sieht, wie der Bauernsohn mit seinem Zaumzeug von den Häusern fortläuft und dasselbe im Schnee vergraben will, indes die Frau aus aller Macht seine Pferde antreibt. Jon rannte dem Schlingel nach, entriß ihm das Zaumzeug und prügelte ihn damit, bis er ohnmächtig dalag. Da kam der Bauer herzu und bat für sich und die Seinen um Gnade, ließ dann Jons Pferde herbei holen und gab ihnen genug Futter und ebenso wurde Jon auch bewirtet. Diesen Tag und die folgende Nacht hielt er sich hier auf, dann lieferte ihm die Frau alle seine Kleider wohlgetrocknet wieder ab. Nach Jons Kampf mit dem Bauern lag dieser zu Bett und war lange elend, von seiner Schlechtigkeit aber war von da an weniger zu gewahren. — Jon zog nun von dannen und es wird von seiner Reise nichts mehr gesagt, bis er zu seinem Vater heimkam, wo seine Fahrten ihm zu großem Ruhme gereichten. Es trat jetzt sehr schlechte Witterung ein, also daß Jons Gefährten erst nach Ablauf eines Monats anlangten, nachdem sie einen großen Teil ihres Fischvorrates verzehrt und verkauft hatten.

Als Jon sechzehn Winter alt war, bekam er große Lust, zum „Seerudern" (Fischfang) nach dem Südlande zu ziehen, wie damals viele Leute im Skagafjördur, besonders aus Holar, thaten. Die Männer von Holar waren aber zu jener Zeit sehr zänkisch, boshaft und übermütig. Es gab in diesem Winter viel Schnee und beständig schlechtes Wetter, wenige wagten sich daher auf die Reise gen Süden außer den Männern von Holar. Jon begann zu seinem Vater davon zu reden, daß er ins Südland wolle. Der Bauer war eigentlich dagegen, allein es mußte so gehen wie Jon wollte und er rüstete sich zu der Reise. Dies geschah zu derselben Zeit, da die Leute von Holar aufbrachen. Teitur begleitete seinen Sohn bis Vidimyri. Jon war in farbigen Kleidern mit silbernen Knöpfen und darüber trug er ein schafschwarzes (ungefärbtes) Wams, welches ihm bis an die Kniee reichte. Er hatte seinen Vater um dessen Zaumzeug gebeten und dieser gab es ihm, sagte jedoch, es werde ihn nicht wundern, wenn noch andere nach dessen Besitz trachten sollten. Als Vater und Sohn nach Vidimyri kamen, trafen sie

die Männer von Holar schon dort; sie waren prächtig gekleidet und sehr übermütig. Es waren ihrer achtzehn; der, welcher sie anführte, hieß Asgautur und war von norwegischem Geschlecht. Er war übelwollend und zänkisch. Teitur bat sie, seinen Sohn als Reisegefährten anzunehmen, worauf sie meinten, der schafbraune Hüttenbewohnerssohn mache ihrer Schar nur Schande, aber dennoch möge er mittrödeln, wenn er wolle. Als nun Vater und Sohn sich trennten, sagte Teitur zu Jon, er solle nie mit jenen auf demselben Gehöft übernachten und stets hinter ihnen her ziehen, dann werde er als der Erste zurückkehren, sonst nicht, und das versprach ihm Jon.

Jon zog nun mit den Männern von Holar den gewöhnlichen Weg westwärts über den Paß Vatnsskard und dann durch den Bezirk Hunavatnsthing; die Leute aus Holar betrugen sich sehr schlecht, nahmen den Bauern Heu fort und was sie sonst gut brauchen konnten und zahlten dafür mit schandbaren und niedrigen Handlungen. Niemals übernachtete Jon mit ihnen zusammen, bei Tage aber war er bei ihrer Schar, jedoch stets hinter ihnen her. Überall bezahlte er gut für die Nachtherberge. Als sie über den Berg Midfjardarhals zogen, überfiel sie dickes Schneegestöber und Finsternis; sie trafen da einen Hirten aus Audunarstadir im Vididalur, der die Schafe hütete. Sie verlangten, daß er sie über den Bergrücken begleiten solle, er aber weigerte sich und sagte, er könne seine Herde nicht verlassen. Da packte ihn Asgautur und schmetterte ihn nieder auf das Eis, daß das Gehirn herausquoll. — Darauf kamen sie in die Gegend des Midfjördur; sie nahmen hier Besitz von einem Hause mit Heu und trieben die Pferde, die darin waren, hinaus. Jon übernachtete in einer Hütte nicht weit davon. Am Morgen gesellte er sich wie gewöhnlich zu seinen Gefährten, die schon reisefertig waren. Da fiel Asgauturs Blick auf Jons Zaumzeug und er sagte, dieser solle es ihm sogleich verkaufen, denn es zieme sich nicht, daß ein so erbärmlicher Wicht ein solches Wertstück besitze. Jon wich ihm friedfertig aus und fragte, was er bezahlen wolle. Da ergriff Asgautur einen Hund, der da war, beim Schwanz und schleuderte ihn Jon an die Nase, so daß er hart getroffen und von Blut überströmt wurde. Nun rannte Jon in gebeugter Stellung gegen ihn an und nur kurze Zeit rangen sie

mit einander, da fiel Asgautur schon, wobei sein Rücken auf einen Stein traf und sein einer Schenkel aus dem Hüftgelenk kam. Asgauturs Genossen wollten ihn rächen, Jon aber war so zornig und furchtbar anzusehen, daß sie von Angst ergriffen wurden und keiner sich an ihn wagte. Asgautur wurde nach einem Gehöft gebracht, legte sich und starb bald darauf.

Sie zogen nun von dannen und kamen am Abend nach Stadur am Hrutafjördur. Hier wurde ihnen die Kirche als Schlafort angewiesen*) und sie betrugen sich nun auf das schlimmste, verübten allerlei Schandthaten und alle wünschten ihnen Böses an. Am anderen Morgen war es dunkel und ein starkes Schneetreiben und man sagte ihnen, das Hochland Holtavördubeidi sei unwegsam und einige gleichfalls zum Fischfang reisende Leute aus der hiesigen Gegend seien deshalb gen Westen über Haukadalsskard und Brattabrekka nach dem Borgarfjördur gezogen; sie aber machten sich dennoch auf den Weg. Jon war diese Nacht auf einem Gehöft in der Nähe gewesen und hatte sich dort mit den Leuten gut befreundet, wie er stets that. Der Bauer wollte nun nicht, daß er am Morgen reiste, doch Jon ließ sich nicht abhalten, und so betete denn der Bauer für ihn. Jon stieß zu den Männern von Holar und zog mit ihnen. Er war ihnen ein Dorn im Auge, doch wagten sie nicht, ihn anzugreifen. Als sie auf den Paß hinauf kamen, überfiel sie ein dunkles Unwetter, Sturm und Schneetreiben. Sie schlugen die Richtung des Windes ein und waren sehr heftig in ihrem Vordringen. Jon war wie gewöhnlich der letzte und führte seine beiden Pferde am Zügel; so ging es eine Weile, bis Jon sie ganz plötzlich verschwinden sah. Er war an einen Felsrand gekommen; sie aber hatten eine hängende Schneemasse betreten und diese war unter dem Gewicht aller der Menschen und Pferde hinabgefahren, wodurch sie sämtlich umkamen, denn es waren hier senkrechte Felsen und überhängende Klippen; die Stelle ist seitdem Bani**) genannt worden und befindet sich an dem Berge nördlich von dem Passe Haukadalsskard; darunter ist eine große steinige Halde, wo man jetzt vor kurzem eine Menge Pferde-

*) Ein bis in die neueste Zeit in Island herrschender Gebrauch.

**) Bani = Tod, Töter, Todesursache.

knochen gesehen hat. — Jon kehrte nun um und kam an der Südseite des Berges auf den Paß hinab; das Wetter war jetzt ein wenig heller, aber noch sehr stürmisch. Am Abend erreichte er ein Gehöft im Haukadalur. Von nun an wurde die Witterung so schlecht und der Schnee so hoch, daß er nicht weiter reisen konnte. Das währte einen Monat oder länger und diese ganze Zeit blieb Jon ruhig im Haukadalur. Endlich besserte sich das Wetter; es war nun aber zu spät, um nach dem Südlande zu reisen, und doch wollte Jon nicht nach Hause umkehren, da rieten ihm die Leute im Haukadalur, in das Westland zu ziehen, und das that er. Von seinen Fahrten wird nun nichts berichtet, bis er nach Westen an den Fuß des Jökull (Snæfellsjökull) kam.

Thorsteinn hieß ein Mann; er wohnte in Skjaldartröd bei Hellnar. Er war der größte Seeheld, hatte nie mehr als drei oder vier Leute bei sich und fuhr doch stets auf einem Achtruderer. Er hatte viel Glück, ruderte in diesem Fischerorte stets als der Erste hinaus und blieb lange draußen liegen, wenn es auch anderen gefährlich schien; auch galt er für den reichsten Mann der Gegend. Eine Frau hatte er, die so stark war, daß sie ohne große Anstrengung einen hundert Pfund schweren Kessel voller Seefische vom Feuerherd nahm; aber verständig war sie und die geachtetste Frau in dem Bezirk. Ihr Name wird nicht erwähnt. Sie hatten eine Tochter, welche Gudrun hieß; sie war schön anzusehen, klug und sittsam und in jeder Hinsicht begehrenswert. — Es kam oft vor, daß es Thorsteinn an Seeleuten gebrach, weil wenige sich zutrauten, seine Seefahrten auszuhalten, und so war es dieses Mal. Deshalb ging Jon zu ihm und verdingte sich bei dem Bauern, und diesem gefiel er gut, obgleich er ungeübt war. — Dort im Westlande war es Sitte, am ersten Sommertage einen Bauernringkampf zu halten; es kamen dazu eine große Menge Menschen und starke Burschen zusammen. Sie forderten auch Jon zum Ringen auf, er hatte wenig Lust, ließ sich aber dazu bewegen. Jon war kein Ringkämpfer, doch waren wenige seiner Körperkraft gewachsen und das Spiel verlief so, daß er die meisten fällte, mit denen er sich versuchte. Die Hausfrau war gut gegen Jon und sah, daß er ein tüchtiger Mann werden würde. Einmal geschah es, daß sie ihn zum Scherz zum Ringkampfe aufforderte, und dieser endete da-

mit, daß sie ihn auf ein Knie niederdrückte, worauf sie sagte, man könne ihn kaum so stark wie eine Frau nennen. Jon fing den Winter über viel Fische. Im Frühling rüstete er sich zur Reise ins Nordland und da baten ihn die Eheleute und ebenso ihre Tochter, er möchte wiederkommen. Sie waren ziemlich gleichaltrig und hatten oft im Zwiegespräch allein beisammen gesessen. Jon machte sich nun auf den Heimweg.

Nun ist zu erzählen, daß Gottskalk, der Bischof (von Holar) von dem Unglück seiner Leute und dem Kampf zwischen Jon und Asgautur erfuhr. Er fand, Jon sei an dessen Tode schuld, und wollte Buße dafür haben. Deshalb schickte er zwei Geistliche und mehrere Männer zum Bauern Teitur auf Starrastadir und gebot ihm, er solle seine fahrende Habe als Blutgeld erlegen, das Gut Starrastadir aber der Kirche zu Mælifell als Lösegeld für seinen Sohn Jon übermachen. In diese Bedingungen willigte Teitur nicht ein, da wurde er zu einer Zusammenkunft mit dem Bischof geladen und sollte sich an einem bestimmten Tage zu Geldingaholt einfinden. Darauf kehrten die Leute des Bischofs nach Hause zurück. — Nun kam Jon aus dem Westlande zurück zur Freude seines Vaters, der ihm von den Forderungen des Bischofs erzählte. Jon war darüber sehr ungehalten, das aber sahen Vater und Sohn ein, daß man durch Unthätigkeit nichts erreiche. Zu Starrastadir war ein festgebautes Außenhaus mit einem starken Schloß. Vater und Sohn verabredeten nun, Teitur solle sich in demselben zu Bette legen, indes Jon die Leitung der Wirtschaft übernahm. Er ließ zwei Männer, die derbsten aus dem Tungabezirk, auf einige Zeit zu sich kommen, und so nahte der Tag der Zusammenkunft. Teitur folgte der Ladung nicht und der Bischof erfuhr von seiner Krankheit; da machte er sich auf nach Starrastadir, um die Angelegenheit zu ordnen, und mit ihm sieben Leute. Als sie nicht mehr weit vom Gehöft waren, erspähte Jon ihr Kommen; da ließ er das Außengebäude innen mit Teppichen behängen und Jons Gesellen und sein Vater fuhren hinter den Vorhang. In das Bett des Bauern aber legten sie eine große Heugabel und hüllten sie in Kleidungsstücke. Der Bischof reitet auf den Hof und Jon steht draußen und macht ein trauriges Gesicht. Der Bischof fragt nach dem Bauern; Jon sagt, er sei im Außengebäude. Dorthin begeben

sie sich nun und der Bischof geht hinein und mit ihm ein oder zwei Männer. Da geht Jon auch hinein, schlägt die Thür zu und verschließt sie ganz fest. Die andern laufen nun hinter den Vorhängen hervor und greifen den Bischof. Von ihrem Kampfe wird nichts erzählt, auch weiß man nichts von dem Vergleich, der dort zustande kam, doch meinen die Leute, aus diesen Ursachen sei Starrastadir später an die Kirche von Mælifell gekommen. Der Bischof ritt nach Holar heim und ließ den Bauern und dessen Sohn fortan in Ruhe und es hieß, er habe ihnen, bevor sie ihn losließen, einen Treueid schwören müssen.

Im darauf folgenden Frühjahr reiste Jon ins Westland und ruderte bei Thorsteinn zu Skjaldartröd. Es trug sich nun nichts Besonderes zu, bis Jon achtzehn oder neunzehn Winter alt war. Da zog er wiederum gen Westen und mit ihm zwei andere aus seinem Bezirk. Von ihrer Reise wird nichts erzählt, bis sie in die Landschaft Haukadalur kamen; dort gingen viele Gerüchte von Beraubungen und Plünderungen durch die sogenannten Gunnarsstadabrüder. Ihrer waren drei und sie wohnten alle auf Gunnarsstadir; sie beraubten oft Reisende, verübten nichts als Unrecht und Schlechtigkeiten und trieben es immer abscheulicher. Jon und seine Gefährten setzten nun ihre Reise fort, als sie aber über den Bergrücken Saursstadahals kamen, bat Jon die andern, ihm seine Pferde und Gerätschaften aufzubewahren und am nächsten Tage zu Holmlatur mit ihm zusammen zu treffen. Dann verließ er sie und schlug die Richtung nach Gunnarsstadir ein. Er trug über der Achsel einen großen Langsack, in welchem leere Ledersäcke waren. Als Jon sich dem Hofe näherte, füllte er seine ledernen Säcke mit Steinen, that sie in den Langsack und verwahrte ihn gut. Dies geschah spät am Tage. Jon ging nun zu dem Gehöft und klopfte an die Thür. Es kam ein boshaft aussehender Mann heraus. Jon bat ihn, ihm zu trinken zu geben. Er ging hinein und kam mit einem gefrorenen Getränk zurück, von dem Jon ein wenig trank. In diesem Augenblick kam ein zweiter heraus, der noch übler aussah als der erste. Sie fragten Jon über seine Reise aus. Er sagte, er sei vom Bischofe von Holar ausgesendet; da sahen die Hausbewohner einander an und es war ersichtlich, daß sie sich freuten, wobei aber die Schlechtigkeit in ihren Gesichtern abgemalt

stand. Der eine griff nun nach dem Sacke auf Jons Rücken und sagte, er habe schwer zu tragen. Jon sagte, das sei wahr. Es wurde ihm keine Nachtherberge angeboten. Jon erkundigte sich nach der Hochebene (denn dieses Gehöft liegt am Fuße der Hochebene Raudamelsheidi) und stellte sich ganz unbekannt. Sie sagten, die Hochebene sei bequem zu begehen und der Weg sehr kurz, wenn man richtig gehe. Sie erboten sich, ihn hinauf zu begleiten und Jon nahm das an. Sie brachen nun auf, ihrer drei zusammen, und Jon war mit seiner Bürde der hinterste. — Als sie bis an die Höhe gekommen waren, machten sie Halt bei einem See; derselbe war schlecht zugefroren und das Eis voller Löcher. Der eine von ihnen zog eine Flasche hervor und bot Jon daraus zu trinken. Jon sagte, zu Holar sei es Sitte, daß der, welcher dem andern anbiete, zuerst trinke. Da trank der Einheimische aus der Flasche. Währenddem sieht aber Jon, wie der andere ein großes Messer aus dem Ärmel zieht. Jon hatte einen sehr starken Stock, der gewaltig schwer und hart war; mit diesem hieb er aus aller Macht auf das Haupt dessen, der nach dem Messer griff, so daß er stürzte und bewußtlos dalag; mit der andern Hand aber schlug er gegen den Boden der Flasche, die der andere im Munde hatte, so daß die Flasche zerbrach und jenem die Scherben ins Gesicht drangen. Er richtete beide nun schlimm zu, und als er sie verließ, war der Eine dem Tode nahe und der andere konnte ihn in der Nacht kaum nach Hause führen; lange lag er danach und starb dann. Von ihrer Niederträchtigkeit hat man seitdem wenig gehört.

Jon wandte sich nun nach Holmlatur und blieb dort über Nacht. Am Tage darauf langten seine Gefährten an und sie setzten ihre Reise gen Westen fort, wie es geplant war. Jon blieb wie gewöhnlich zu Skjaldartröd; er war nun so stark geworden, daß niemand im Westlande mit ihm anzubinden wagte, obgleich es in jenen Tagen in der Gegend des Jökull viele ausgesucht tüchtige Männer gab. Er war aber auch verständig und führte sich stets gut.

Einmal im Winter lag Thorsteinn noch draußen auf dem Fischplatze, als alle andern schon ans Land zurückgekehrt waren. Thorsteinn hatte sein Schiff nun schwer mit Fischen beladen, da

kam vom Lande her ein starker Sturm. Nun ließ Thorsteinn zu den Rudern greifen; sie waren zu vieren auf dem Boote und ruderten darauf los. Nach einer Weile aber begannen die Schiffsleute sehr zu ermüden und konnten es kaum noch aushalten. Da ging Jon allein an den einen Bord und alles wurde gut; sie erreichten heil und unversehrt das Land und trugen ihren Fang aus dem Schiffe. Den beiden anderen Schiffsleuten Thorsteinns war es aber so schwer geworden, daß sie davon krank lagen. Jon wurde dadurch sehr berühmt und galt für einen ausgezeichneten Mann. — Diesen Winter kam auf Jons Anteil an den Fischen eine Pferdelast oder mehr; im Frühjahr reiste er wie immer nach dem Nordlande. Zu Anfang des Sommers zogen er und seine beiden Gefährten wieder gen Westen, um ihre getrockneten Fische abzuholen, wozu sie viele Pferde mit sich führten. Auf dieser Reise freite Jon um Gudrun Thorsteinsdottir und erhielt sie ohne Schwierigkeit. Sie heirateten sogleich und die Hochzeit wurde zu Skjaldartröd gefeiert. Nach der Hochzeit zog Jon mit seiner Frau ins Nordland, Thorsteinn aber stattete seine Tochter mit einer reichen Mitgift an Geld und wertvollen Sachen aus. — Im nächsten Frühling gründete er zu Hafgrimsstadir in der Tungusveit einen Hausstand; wie man sagt, kaufte er das Gut. Sein Viehstand vermehrte sich schnell und er wurde der beste Bauer. Stets reiste er zum Einkauf von Fischen ins Westland.

Lange nachher geschah es einstmals, daß Jon die Nachricht überbracht wurde, ein Verwandter seiner Mutter in den Westfjorden sei gestorben und er solle dessen ganze Hinterlassenschaft erben. Er machte sich reisefertig; es war spät im Winter. Er kam glücklich nach dem Westen, und hier verkaufte er vieles von der fahrenden Habe, Totes und Lebendiges, denn er wollte nur das mit sich nehmen, was er fortschaffen konnte. Er nahm dann viele Wertstücke und eine Menge Geld und machte sich auf den Heimweg. Die Witterung war ungünstig und er aller Wege unkundig, dazu die Gegend sehr spärlich bevölkert, doch wollte er durchaus nicht um Geleit bitten. Er zog nun von dannen und kam, nachdem er eine Tagereise gegangen war, zu einer Hütte an der See; sie lag auf der einen Seite irgend eines Fjordes, der wenig oder sehr zerstreut besiedelt war. Es war spät am Tage und ein

starkes Schneegestöber. Jon trug eine schwere Bürde von Wertsachen und Geld und war müde geworden; deshalb beschloß er, hier um ein Nachtlager zu bitten. Er klopfte an die Thür und ein alter Mann kam heraus; er war ungewöhnlich groß und sah gewaltig stark aus, Jon meinte, noch nie einen ebensolchen gesehen zu haben. Jon fragte nach dem Wege, der Mann aber sagte, er wolle ihm morgen den Weg zeigen, denn jetzt in diesem Wetter könne man nicht gehen, auch sei der Tag zu Ende; darauf bot er ihm Herberge für die Nacht an. Jon willigte ein und der Bauer führte ihn in die Wohnstube und erbot sich, ihm seine Tasche zu verwahren. Das wollte aber Jon nicht, sondern sagte, darinnen wären seine Schuhe, die ihm zur Benutzung nötig seien. Außer der Hausfrau sah Jon hier keinen Menschen; dieselbe saß und spann Wolle. Jon grüßte sie, was sie kurz erwiderte. Die beiden gefielen Jon übel und die Herberge dünkte ihn unheimlich. Es wurde ihm nun an dem einen Ende der Wohnstube ein Sitz angewiesen. Speise und Trank setzten sie ihm nicht vor, doch war der Bauer sehr redselig und äußerst aufgeräumt zu dem Ankömmling; er fragte viel nach dessen Reisen und Jon sagte ihm, wie es war, und daß er sich die Hinterlassenschaft seines Verwandten geholt habe. Der Bauer langte Jons Tasche auf und meinte, das sei eine tüchtige Last. Alsdann setzte sich der Bauer zu seiner Frau und sprach mit ihr, Jon hörte aber nicht, was sie mit einander schwatzten, nur, wie sie einmal sagte: „Ihn begraben.“ Danach ließen sie das Gespräch. — Die Hausfrau bat nun Jon, mit ihr zu kommen, und wies ihm in einem vorngelegenen Gemach ein Bett an; es war hier auf dem Fußboden ein niederes Lager mit einem Brettrande und zerlumptem Bettzeug. Die Hausfrau war erbötig, ihm seine Schuhe und Kleider abzunehmen; allein er sagte, er werde schlafen, auch wenn er sich nicht auszöge, denn er habe seit ein paar Tagen wegen großer Geschäftigkeit nicht geschlafen. Er warf sich auf das Bett, legte seinen Sack neben sich und that, als schliefe er sofort ein, indem er laut schnarchte. Die Hausfrau entfernte sich nun.

Ein wenig später hört er jemanden durch das Haus gehen; er kehrt sich nun nach der Wand um und schnarcht so laut er kann. Dann hört er, wie die Thür aufgemacht wird, alles ganz sachte,

und im nämlichen Augenblick wird ein großes Messer auf ihn gezückt. Der Stich drang in das Schulterblatt, doch wurde es nur eine Fleischwunde. Da sprang Jon aus dem Bette auf und sah den Bauern, der gerade zum zweiten Male nach ihm stechen wollte. Jon rennt gegen ihn an, der Bauer aber wirft das Messer fort und setzt sich zur Wehr und es entsteht ein harter Kampf. Jon fühlt, daß seine Kraft der des Bauern nicht gewachsen ist, und ihm däucht, noch nie habe er sich in solcher Gefahr befunden; alles in der Nähe Befindliche ging entzwei, der Bauer rang wie ein Wütender, Jon aber vermied aus aller Kraft, zu Falle zu kommen. Als jedoch Jon eine gute Gelegenheit ersah, lief er dem Bauern mit solcher Wucht in die Arme, daß er hintenüber stürzte und mit dem Rücken auf die Schwelle fiel. Diesen Fall machte sich Jon zu nutze, so gut er konnte, und setzte ihm das Knie auf die Brust; da ging des Bauern Rücken auf der Schwelle auseinander. Inzwischen war auch die Hausfrau gekommen und ging Jon mit einem Messer zu Leibe. Jon wehrte mit der Hand den Stich von sich ab und wurde nur ein wenig geschrammt; er packte sie nun, zog sie in die Wohnstube und band sie gehörig. Hier drinnen brannte Licht. Nun ging Jon wieder nach vorn und zog den Mann aus der Stubenthür heraus, wobei dieser fürchterlich schrie. Darauf holte Jon seinen Sack herbei, ging wieder in die Wohnstube und verzehrte seine Reisekost. Die Nacht über blieb er hier und schlief in dem Bette des Ehepaares.

Am Morgen darauf war das Wetter hell. Jon machte sich auf die Reise, verwahrte aber vorher das Haus sorgfältig; er richtete seine Schritte nun dorthin, wo der Syſſelmann wohnte, das war eine halbe Tagereise von der Hütte entfernt. Jon erzählte ihm, wie es ihm ergangen war, und zeigte ihm seine Verletzungen. Am nächsten Tage brach der Syſſelmann mit einigen Männern dorthin auf, sie kamen zu der Hütte, und da lag der Bauer tot im Hausgange, die Hausfrau aber in Banden. Sie untersuchten alle Räume und fanden viel Geld und allerlei Wertsachen. Der Syſſelmann sah auch die Messer und beide waren blutig; auch fanden sie einige Kleidungsstücke von ausländischen Schiffbrüchigen und noch mehrere ähnliche Dinge. Vor langer Zeit war hier ein Schiff gestrandet und man war der Meinung, der Bauer habe

einige von der Besatzung ermordet und ihr Eigentum gestohlen. Auch zwei Reisende hatte er getötet und ihr Geld geraubt. — Der Syßelmann nahm alles vorhandene Besitztum an sich und brachte es samt der Hausfrau zu sich nach Hause. Jon gab er, als sie sich trennten, eine Menge Geld und sie schieden in Freundschaft.

Jon setzte nun seine Reise nach Hause fort und es wird nichts davon erzählt, bis er heimkam nach Hafgrimsstadir. Er ließ sich nun ruhig in seiner Behausung nieder, wurde ein sehr reicher Mann und hochangesehen in seinem Bezirk und wohnte hier bis zu seinem Todestage. Er und Gudrun liebten einander sehr und hatten viele Kinder. Einer seiner Söhne hieß Jon, der zweite Teitur und der dritte Thorsteinn. Alle waren sie gewaltige Männer, wie es in ihrem Geschlechte lag; und von Jon sind im Skagafjördur und an anderen Orten viele ausgezeichnete Leute gekommen. — Wir wissen nun von Jon nichts mehr zu erzählen; auch sind alle Berichte aus jener Zeit unklar und wenig ist aufgeschrieben worden, außer dem kleinen Abriß über die wichtigsten Begebenheiten unserer Geschichte, der sich in den Annalen findet.

Hrolfur der Starke.

Hrolfur Bjarnason der Starke hieß ein Mann im Skagafjördur; von ihm stammt ein großes Geschlecht, welches das Hrolfs-Geschlecht genannt wird. Außer anderen Kindern hatte Hrolfur zwei Bjarni zu Söhnen; den einen hieß man den schlechteren Bjarni, den andern aber den besseren Bjarni. — Einstmals hatte der schlechtere Bjarni irgend etwas gegen die Dänen verbrochen und diese hielten ihn deshalb in einem Frühjahr zu Bessastadir in Gewahrsam; andere aber sagen, sie hätten dies nur Hrolfur zum Possen gethan,

um zu sehen, was er dazu sagen würde. Als nun Hrolfur im Sommer ins Südland kam, um getrocknete Fische zu kaufen, erfuhr er, was vorgefallen war, und machte sich auf, seinen Sohn wieder zu bekommen und erkundigte sich, wo er festgehalten würde. Als er aber den schmalen Landstreifen zwischen Brekka und Lambhus erreichte, wurde er rasend, „ging den Berserkergang“ und schrie. Sobald er nach Bessastadir kam, brach er dort jede Thür auf und ging geradeswegs dahin, wo Bjarni war, und trug ihn unter dem Arme fort, die Dänen aber leisteten ihm keinen Widerstand. Andere sagen, sie seien so in Furcht geraten, daß sie Bjarni losließen, so daß sein Vater ihn sogleich traf.

Die Gastprobe.

Ein Pfarrer, welcher Jon hieß, wohnte viele Jahre zu Hvammur im Nordurardalur. Er war ein ungewöhlich starker Mann. Er besaß eine große Mischkanne*) mit zwei Henkeln und es war seine Gewohnheit, wenn die zum Fischfang reisenden Leute im Winter hier durchkamen und ihn baten, ihnen zu trinken zu geben, daß er ihnen dann die Kanne voller Getränk brachte, wobei er sie an einem Henkel in der Hand hielt und den andern dem Ankömmling hinreichte. Es kam jedoch niemand nach Hvammur, der die Kanne anders halten konnte, als so, daß er die andere Hand unter den Boden schob. Davon erhielt die Kanne einen Namen und wurde „Gastprobe“ genannt.

*) Die Kanne ist für ein aus sauren Molken und Wasser gemischtes Getränk bestimmt, welches Blanda heißt.

Einstmals kam ein junger Mann nördlich aus dem Skagafjördur mit andern zum Fischfang Reisenden nach Hvammur; er nahm dem Pfarrer die Kanne ab, nahm den Deckel herunter, hielt sie, während er stand und trank, mit einer Hand vor sich und reichte sie dann dem Pfarrer zurück. Keiner der andern that ihm dies nach. Der Pfarrer fragte diesen Mann, wie alt er wäre, und er sagte, er wäre achtzehn Winter alt. Der Pfarrer blickte ihn lange an und sagte dann mit trauriger Miene: „Da fahren kräftige Knochen in die See". Dies ging in Erfüllung, denn der Jüngling ertrank im Südlande während der Fischzeit.

XIII.

Sagen von Friedlosen.

Der See Ulfsvatn.

Draußen hinter den Thälern des Skagafjördur ist ein fischreicher See, welcher Ulfsvatn heißt; dieser Name ist so entstanden, wie hier erzählt wird. Einst wohnte ein reicher Bauer auf Mælifellsau; er hatte einen Sohn, der Gudmundur hieß; dieser war in jeder Hinsicht der tüchtigste Mensch, stark und geschickt im Ringkampf. Er machte oft die Schafsuche mit und war dabei der Anführer oder Bergkönig, wie die Rangvellinger es nennen.

Einstmals zog Gudmundur wieder mit mehreren Männern auf die Suche nach verlorenen Schafen aus, und dabei befand er sich zuletzt allein mit einem Burschen. Die beiden kamen an den See Ulfsvatn; dort sahen sie zwei Lämmer und begannen diese zu verfolgen. Der See war zugefroren und sie sahen, daß ein Mann draußen auf dem Eise lag und Fische fing; Gudmundur und sein Gefährte näherten sich dem See; da steht der Fischende auf, nimmt eine neben ihm liegende Axt und schlittert dorthin, wo Gudmundur ist. Sobald der Bursche dies sieht, nimmt er Reißaus, Gudmundur jedoch erwartet den Mann. Als der unbekannte Mann nah genug herangekommen ist, geht er mit der Axt auf Gudmundur los; Gudmundur aber weicht beiseite. Da entfällt dem Friedlosen die Axt, Gudmundur bemächtigt sich ihrer und schlittert auf den See hinaus und der Friedlose hinterher. So fahren sie eine Weile dahin, bis Gudmundur eine Gelegenheit ersieht, sich umwendet und dem Friedlosen den Todesstreich versetzt. Wie dieser den Hieb empfangen hat, ruft er laut nach Brandur, Thorgils und Olafur.

Gudmundur begab sich nun zu seinen Leuten und erzählte ihnen von dem Vorfall. Da gingen sie in großer Anzahl nach dem See und da war der Tote verschwunden; sie sahen, daß er geholt worden war, und konnten die Blutspur vom See aufwärts verfolgen.

Danach blieb Gudmundur zu Hause und zog nicht auf die Schafsuche aus, denn die Befürchtung lag nahe, daß die Friedlosen ihm auflauern möchten. Einstmals aber geschah es spät im Sommer zu Mælifellsau, daß der Hirt krank wurde und keiner zum Hüten da war als Gudmundur. Da zog er von dannen, fand das Vieh aber nirgends; er wanderte auf die Hochebenen hinaus, fand es aber auch hier nicht. Da überfällt ihn ein starker Nebel, so daß er nicht weiß, wohin er geht, dennoch setzt er seinen Weg fort, bis er einen großen Haufen Schafe und einen Mann dabei sieht. Der Friedlose greift Gudmundur sogleich an und sie ringen lange miteinander, bis Gudmundur ihn fällt. Da bittet der Friedlose um Schonung und sagt, er wolle es ihm gut lohnen. Gudmundur fragt, wer er sei und wo er wohne. Der Friedlose sagt, er heiße Olafur und sei ein Bruder dessen, den er auf dem See getötet habe, jener aber habe Ulfur (Wolf) geheißen. „Wir sind sechs Brüder und ich bin von ihnen der jüngste und kleinste. Mein Vater wohnt in einem Gehöft nicht weit von hier entfernt; er hat dich hierher gelockt, denn er will dir den Mord des Sohnes vergelten; er hat auf dem Hofplatze ein Grab machen lassen und will, daß du darin Herberge findest. Wir haben eine Schwester, welche Sigridur heißt, ihr ist unser Vater am meisten zugethan; sie wird dir die beste Hülfe leisten können, wenn sie sich dazu bereit finden läßt. Mein Bruder Brandur ist hier in der Nähe und wenn du ihm eine Niederlage bereitetest, so daß du uns beiden das Leben geschenkt hättest, würde sie dir soviel Beistand erweisen, wie sie könnte." — Hierauf läßt Gudmundur den Olafur aufstehen und geht weiter bis er Brandur findet; sie ringen und Gudmundur gelingt es, ihn zu überwinden. Da bittet Brandur um sein Leben und verheißt ihm Hülfe, indem er ihm das nämliche erzählt, was Olafur ihm bereits mitgeteilt hat. Gudmundur läßt ihn nun aufstehen, geht dann nach dem Gehöft und trifft Sigridur draußen; er bringt ihr einen Gruß von ihren Brüdern und bestellt ihr dazu noch, sie bäten sie, dem zu helfen, der ihnen das Leben geschenkt habe. Sigridur

führt ihn da auf den Boden über dem Stall und giebt ihm Wein zu trinken, so daß Gudmundur sehr gestärkt wird. Sie erzählt ihm dann von der Grube auf dem Vorplatze und erteilt ihm den Rat, sich von ihrem Vater, wenn sie mit einander kämpfen würden, bis an die Grube drängen zu lassen; wenn sie aber an den Rand derselben kämen, sollte er darüber hinwegspringen, ihren Vater aber hinein fallen lassen, ihn jedoch nicht töten. Jetzt, sagt sie, schlafe ihr Vater, bald aber werde er aufwachen und von seinem Kommen wissen, deshalb solle er von vorne her an das Haus gehen und an die Thür klopfen. Gudmundur thut das; sobald aber der Alte den Schlag an die Thür hört, erhebt er sich aus dem Bett und sagt, nun sei doch endlich Gudmundur gekommen und solle seine Manneskraft erproben. Darauf läuft der Bauer hinaus und er und Gudmundur verlieren keine unnützen Worte, sondern rennen sogleich gegen einander und es entsteht ein harter Kampf. Gudmundur merkt bald, daß er nur halb soviel Kraft hat wie der Alte, deshalb wehrt er sich, greift aber nicht an. Der Alte will ihn zu der Grube bringen und Gudmundur läßt sich dorthin drängen; hier angelangt, springt Gudmundur darüber hinweg und stürzt den Alten kopfüber hinein. In diesem Augenblick kommt Sigridur herbei und die beiden Brüder, mit denen Gudmundur zuvor gerungen hatte; sie bitten ihn, ihrem Vater das Leben zu schenken, und das verspricht er, wenn sie ihm hinfort keinen Schaden mehr thun wollten, was der Alte feierlich gelobt. Da wird der Alte heraufgezogen und dankt Gudmundur für das geschenkte Leben und ladet ihn hinein, sagt aber, er wisse nicht, wie seine älteren Söhne mit diesem Ende der Sache einverstanden sein möchten, wenn sie nach Hause kämen. — Gudmundur wird nun bewirtet und am Abend in eine Kammer eingeschlossen. Nun kommen die älteren Brüder nach Hause und fragen, ob Gudmundur im Grabe nächtige. Der Alte erzählt ihnen, wie es gegangen ist, sie aber werden darüber wütend und wollen die Kammerthür aufbrechen. Da geht der Alte vor die Thür und sagt, dann müßten sie erst ihn überwältigen, wenn sie friedensbrüchig werden und Gudmundur töten wollten. Dadurch wurden sie besänftigt und gingen zu Bett.

Am Morgen zeigte der Alte ihnen Gudmundur und bat sie, ihm nichts zuleide zu thun. Gudmundur blieb dort den Winter

über; er fand Wohlgefallen an Sigridur, denn sie war ein schönes Mädchen und dazu so stattlich gewachsen und kräftig, daß sie es mit allen ihren Brüdern aufnehmen konnte; sie und Gudmundur gewannen einander lieb. Im Frühling sehnte sich Gudmundur zurück in seine Gegend und Sigridur wollte ihn begleiten, der Alte hinderte sie auch nicht daran und so zog Gudmundur mit ihr von dannen und machte nicht eher Halt, als bis er nach Mælifellsau kam; alle empfingen ihn mit Freuden und meinten, er sei ihnen von den Toten zurückgekehrt. Alsdann heiratete er Sigridur; sie wohnten lange auf Mælifellsau und sie galt für eine ausgezeichnet tüchtige Frau. Ihren Brüdern wurde es nach ihrer Abreise und dem Tode des Vaters langweilig in der Einsamkeit und deshalb verlegten sie ihre Niederlassung gleichfalls in die bewohnte Gegend. Einige von ihnen wurden Bauern im Skagasjördur und wurden alle angesehene Leute.

Auf, meine sechs, in Jesu Namen.

In einem Herbst zogen sechs Männer aus, um verlorene Schafe zu suchen. Der Anführer des Zuges war ein sehr starker und beherzter Mensch. Als sie an die entferntesten Orte gelangt waren, die sie zu durchsuchen pflegten, überfiel sie ein Unwetter, so daß sie sich verirrten und nicht wußten, wohin sie gingen. Nach langer Zeit spürten sie, daß es vor ihren Füßen bergab zu gehen begann. Sie kamen in ein kleines enges Thal und stießen sodann auf ein Haus und klopften an die Thür. Ein sehr häßlicher und tückisch aussehender alter Mann kam an die Thür. Er sagte, das sei ja etwas Neues, daß Menschen seine Ansiedelung aufsuchten und auskundschafteten, und dabei sah er mit unfreundlichem Auge auf die Gäste. Ihr Anführer stand ihm Rede und Antwort und erzählte, wie es mit ihrer Reise stand. Er drängte sich hinein und seine Gefährten mit ihm, ohne daß der Alte es zu erlauben oder zu verbieten vermochte. Als sie eine Weile gesessen hatten, wurde

ihnen Fleisch auf Schüsseln gebracht; dies besorgte ein Frauenzimmer, welches jung, aber sehr betrübt aussah. Unterdessen stand der Alte im Eingange des Hauses. Sie sagte mit leiser Stimme: „Eßt von der Seite, die von euch abgewendet ist“. Sie glaubten zu sehen, daß auf dieser Seite Hammelfleisch war, auf der andern aber Menschenfleisch. Darauf trug das Mädchen den Tisch ab und zog ihnen die Regenkleider aus. Sie sprach wieder mit leiser Stimme: „Nehmt euch in acht, fahrt nicht aus euren Unterkleidern und schlaft nicht“.

In der Nacht war Mondschein. Der Anführer der Schafsucher schlief in einem Bett', auf welches Schatten fiel, und sagte zu seinen Kameraden, sie sollten, was auch immer vorfalle, sich nicht rühren, bevor er nach ihnen rufe. Eine kleine Weile, nachdem sie sich niedergelegt hatten, kam der Alte herein. Er ging an das Bett des einen, befühlte dessen Brust und sagte: „Magere Brust, kraftlos“. So faßte er sie alle an und murmelte das gleiche vor sich hin. Zuletzt kam er zu dem Bett des Anführers und als er den betastete, sprach er: „Fette Brust, mutig“. Dann begab er sich rasch in einen Winkel, ergriff dort eine Axt und wendete sich zu dem Bette des Anführers. Dieser sah, was geschehen sollte, und wand sich rasch aus dem Bett herunter, der Alte aber hieb in das Bett und verfehlte ihn. Da griff der Mann nach der Axt und entriß sie dem Alten. Der Alte schrie nun und sprach: „Auf, meine zwölf, in des Teufels Namen!“ Der Mann aber schlug die Axt in den Kopf des Alten, sodaß sie in das Gehirn drang und er fiel, und sprach: „Auf, meine sechs, in Jesu Namen!“ Jetzt öffnete sich eine Thür unten im Fußboden und ein Männerhaupt kam hervor, er aber hieb es ab und tötete so alle zwölf in der Kellerthür. Dann suchten sie das Mädchen auf, welches sie am Abend beim Zubettgehen bedient hatte. Sie war eine Bauerntochter aus dem Eyafjördur, die der Alte gestohlen hatte und dazu zwingen wollte, seinen ältesten Sohn zu heiraten. Sie aber empfand Abscheu vor ihnen, besonders deswegen, weil sie alle, die sich zu ihnen verirrten, umbrachten und aßen. Viel Geldeswert fanden sie dort und viele Schafe waren im Thale. Es wurde beschlossen, daß der Anführer der Schafsucher mit einem andern Manne dableiben solle, dem Mädchen zur Kurzweil und

um das Vieh zu hüten, damit es nicht im Winter aus Mangel an Wartung umkäme. Die übrigen Leute zogen nach Hause. Im Frühling brachte der Mann das Mädchen nach dem Norden und heiratete sie sodann mit Bewilligung ihres Vaters. Darauf schaffte er alles, was in dem entlegenen Thale war, gen Norden, gründete eine große Wirtschaft und lebte dort glücklich und lange.

Bauer Jon und der Friedlose.

Auf einem Gehöft nördlich im Skagafjördur wohnte einst ein Bauer, welcher Jon hieß; er war ziemlich arm und nicht sehr tüchtig im Wirtschaften, pflegte aber sehr gern zu reisen. Er war sehr stark und nahm es an Kraft und Kühnheit mindestens mit zwei Männern auf. In einem Herbst war es, daß er mit Briefen und Sendungen gen Süden nach Reykjavik geschickt wurde. Er ging südwärts über die Berge und über die Hochebene Arnarvatnsheidi. Wie er mitten auf die Hochebene kommt, sieht er zwei Männer, die auf einem großen See in einer Wake Forellen fangen. Jon hatte einen Spürhund bei sich; dieser lief ihm voraus und zu den Männern hin; da packt der eine Mann den Hund, schlägt ihn nieder gegen einen Stein und so wurde er getötet. Nun argwöhnt Jon, was das sein werde und was er selber zu gewärtigen habe. Wie er bis zu den Fischern nur noch ein kleines Stück Weges hat, sagt der eine: „Müssen wir ihn nicht auch schlachten?“ „Das versteht sich“, sagt der andere. Jon sieht, daß der eine Mann alt ist, der andere aber jung. Der alte Mann beginnt mit Jon zu ringen, der andere aber geht von hinten auf ihn los. Jon hatte einen Stock mit einer großen eisernen Spitze. Er stößt dem Manne die Spitze in die Brust und durchbohrt ihn, so daß er tot zur Erde fällt. Dann dreht er sich ganz schnell zu dem jungen Manne um und sie ringen lange mit einander. Jon merkt, daß dieser ein ganzer Mann ist, und ist nun in Ungewißheit darüber, ob er ihn werde bezwingen können. Nach langem Kampfe jedoch gelingt es Jon, ihn in das Loch im Eise zu drücken, und

nun setzt er sich bei der Wake nieder. Er nimmt wahr, daß jener nicht tot sein kann, denn er sieht dann und wann seinen Kopf in der Wake erscheinen und ebenso schnell wieder verschwinden; deshalb vermutet er, daß der Friedlose des Schwimmens kundig ist und auf irgend eine Weise unten im Wasser sein Leben erhalten kann. Nachdem Jon dort eine gute Weile gesessen und sich verschnauft hat, steht er auf, zieht dem alten Manne den einen Schuh aus, steckt ihn zu sich und zieht dann seines Weges gen Süden. Er richtet seinen Auftrag aus und geht dann wieder nordwärts und wandert desselben Weges. Nichts fällt ihm unterwegs auf, als daß der Leichnam des alten Mannes von dem See auf der Hochebene fort ist. Er geht nach Hause und erwähnt zu keinem Menschen, was ihm begegnet ist.

Es wird erzählt, daß der Bauer Jon im nächsten Frühjahr mit Lastpferden eine Reise nach dem Südlande macht; er hat Ware für die Kaufstadt bei sich und beabsichtigt, im Süden zu handeln. Er kommt nach Reykjavik und begiebt sich dort in eine Warenbude. Da erblickt er den jungen Mann, mit dem er auf dem See gerungen hatte, wie vorhin erzählt worden ist. Er sieht, daß dieser Mann Handelsware entnimmt und sich sehr beeilt nnd gleich fertig ist. Jon spricht zu ihm: „Hier sehen wir uns nun, Kamerad!" Der Mann bejaht dies. Die Leute aus der Kaufstadt fragen Jon, ob er diesen Mann kenne, allein er antwortet nur kurz darauf, sagt aber, daß er ihn zu irgend einer Zeit gesehen habe. Der unbekannte Mann bittet Jon, mit ihm beiseite zu kommen, und das thut er. Da sprach jener: „Übel trennten wir uns das vorige Mal, als du meinen Vater tötetest und mich mit dem Tode vor Augen in der Wake ließest; übrigens warst du zu entschuldigen, denn du hattest dein Leben zu verteidigen. Hast du aber irgend jemandem von deinem Streit mit mir erzählt?" Jon antwortete nein darauf. „Nun ist meine Bitte die," sprach der unbekannte Mann, „daß du keinem Menschen von unserem Zusammentreffen etwas sagst; ich gebe dir hier acht Species und die Tonne Grütze, welche dort steht, damit ich mich destomehr auf deine Treue verlassen kann, und außerdem sollst du im Herbste gerade eine Woche vor dem Winter nach Arnarvatnsheidi an dieselbe Stelle kommen, wo wir uns früher getroffen haben, und da werden wir uns be-

gegnen.“ „Ich habe wenig Lust, das zu versprechen“, sprach Jon, „denn du wirst da wohl beabsichtigen, deinen Vater zu rächen und mich zu töten.“ „Das ist nicht meine Absicht,“ sprach der unbekannte Mann, „doch sollst du wissen, daß, komme ich nicht am nächsten Tage nach dem, den wir jetzt festsetzen, du nicht länger auf mich zu warten brauchst.“ Jon gelobt ihm endlich, zu kommen, und nun trennen sie sich. — Der Bauer zieht gen Norden und heim. Nach der Heimkehr des Bauern Jon fängt seine Frau einmal mit ihm zu reden an und sagt: „Es wundert mich, Bauer, wieviel Ware das ist, mit der du aus dem Süden kommst; ich begreife nicht, wie das zugeht, und hoffe, du hast jetzt nicht das gethan, was du früher nicht gethan hast, und deine Ware auf eine unerlaubte Weise vermehrt.“ „Alle die Ware ist rechtmäßig erworben,“ sprach der Bauer, „deswegen kannst du sie mit Vergnügen austeilen und verzehren.“ Dann ließen sie dieses Gespräch fallen.

Nun vergeht der Sommer und der Herbst kommt heran. Da bittet der Bauer Jon seine Frau um Reisekost und neue Schuhe, und sagt, er wolle südlich auf die Berge, um Engelwurz*) zu holen. Sie rät ihm von dieser Reise ab, allein das nützt nichts, er zieht von dannen, hat zwei Pferde zum Reiten bei sich, reitet gen Süden auf die Berge und kommt an dem festgesetzten Tage auf der verabredeten Stelle an. Hier harrt er den ganzen Tag und die ganze Nacht und den nächsten Tag bis zur Vesperzeit. Da sieht er, daß ein Mann geritten kommt und zwei Reitpferde hat und sehr geschwind reitet. Er erkennt den Friedlosen, den er erwartet, und sie begrüßen einander. „Ich habe nun die Bitte an dich,“ spricht der Friedlose, „daß du mit zu mir nach Hause kommest.“ „Da wirst du mich töten lassen,“ sagt Jon. „Das gedenke ich nicht thun zu lassen,“ sagt der Friedlose. Es wird nunmehr zwischen ihnen verabredet, daß Jon mit dem Friedlosen zieht, und darauf reiten sie ostwärts über die Berge.

Sie reiten die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag und kommen am Abend in ein kleines Thal; dort ist ein Gehöft und

*) Archangelica officinalis; sie dient in Island, wo sie stellenweise sehr groß wird, nicht nur als Arznei, sondern Wurzeln und Stengel sind auch ein beliebtes Nahrungsmittel.

sie steigen bei demselben von den Pferden. Der Friedlose führt Jon hinein und in ein abseits gelegenes Zimmer und geht dann hinaus und schließt zu. Nach Verlauf einer kleinen Weile kommt ein Mädchen zu ihm herein; sie bringt ihm Speise und der Tisch wird gut besetzt. Sie weist ihm ein Bett zum Schlafen an und beginnt ihn auszukleiden. Nachdem sie das gethan, nimmt er die Strümpfe an sich. Da spricht sie: „Sie sollten hier liegen bleiben;" ein anderes Wort redete sie nicht. Nun wacht er bis in die Nacht hinein, schlummert aber endlich ein und schläft, bis es ganz hell geworden ist. Da kleidet er sich an und dann kommt das Mädchen und bringt ihm beides, Speise und Wein, aber sogleich geht sie wieder hinaus und schließt die Thür. Nun vergeht eine lange Zeit und niemand kommt zu ihm. Da geht er hinaus und schaut sich um. Darauf geht er wieder hinein und sieht sich im Hause um; er findet eine Wohnstube, dort sitzen drei Frauenzimmer, das Mädchen, welches ihm die Speise gebracht hat, ein erwachsenes Mädchen und eine alte Frau. Er nimmt wahr, daß, sobald die alte Frau ihn erblickt, ihr Antlitz sich verdüstert. Bauer Jon spricht da: „Hier sind schweigsame Leute, doch sehen sie bedeutsam aus;" aber keiner antwortet. Darauf grüßt er und geht hinaus. Er geht vom Hause aufwärts, da hört er starke Schläge. Er kommt dort zu einer Schmiede, in der drei Männer dabei sind, Eisen zu hämmern; einer von ihnen war jener Mann, der ihn auf der Hochebene aufgesucht hatte. Ein Jüngling hämmerte das Eisen. Jon spricht zu ihm: „Kraftlos ist das Hämmern!" Da schleudert ihm der Jüngling den Schlaghammer zu und spricht: „Laß mich sehen, wie du es besser machst." Bauer Jon fängt den Schlaghammer in der Luft und hämmert das Eisen, und da bedünkte es die andern, es sei wuchtig draufgeschlagen. Da will der junge Mann über Jon herfallen, aber derjenige der Friedlosen, den Jon kannte, packte ihn an den Armen und verhinderte es und es mußte so geschehen, wie er wollte. Er nimmt dann den Bauer Jon beiseite und spricht zu ihm: „Du wirst nun wohl an die Heimreise denken wollen; ich gebe dir hier zum Abschied achtzig Species und außerdem werde ich dir vor Weihnachten eine kleine Sendung schicken. Wir werden uns nun nicht wieder sehen und ich bitte dich, meiner darin eingedenk zu sein, daß du niemandem von uns

hier erzählst. Diese Männer, welche du hier gesehen hast, sind meine Brüder, und außerdem habe ich hier eine Mutter und zwei Schwestern. Ich lasse dich jetzt durch meinen jüngeren Bruder geleiten und ich wünschte, daß du nicht aus eigenem Antriebe mit ihm sprächest, aber das beantwortetest, was er zu dir sagt." Sie nehmen nun freundschaftlichen Abschied von einander und Jon dankt ihm für das treffliche Geschenk. Jon und der junge Mann machen sich nun auf die Heimreise und es wird von ihren Fahrten nichts erzählt, bis sie nach Arnarvatnsheidi kommen. Der junge Mann redete nie ein Wort zu Jon, während sie unterwegs waren, aber als sie von einander Abschied nahmen, sprach er: „Ich hoffe, du bewährst dich meinem Bruder treu in dem, um was er dich bat, und dieses graue Pferd, das ich reite, sollst du haben." Jon dankte ihm für das Geschenk, versprach ihm, niemandem etwas von ihnen oder von ihren Händeln zu sagen, und nun trennten sie sich und Jon ritt nach Hause.

Es ist nun nichts zu berichten bis zum Abend der Thorlaksmesse vor Weihnachten; da hütet der Bauer Jon allein seine Schafe in einem kleinen Thale weit vom Gehöft entfernt. Da hört er über sich im Berge einen Ruf, wie er bei den Hirten gebräuchlich ist, und sieht, wie ein Mann fünf Hammel vor sich her treibt. Dieser Mann schwingt den Hut und kehrt oben auf dem Berge wieder um, die Hammel aber laufen zum Bauern Jon und einer davon mit einer Quaste läuft voraus. Jon greift diesen Hammel und sieht nach, da findet er, daß in der Quaste ein Brief von dem Friedlosen, seinem Bekannten, ist, worin gesagt wird, daß er ihm diese Hammel schenke. Die Hammel wurden darauf geschlachtet und waren unübertrefflich an Schönheit des Fleisches sowohl wie des Talges. Die Leute bemerkten, daß die Wirtschaft des Bauern Jon seitdem empor kam, nie aber erzählte er diese Geschichte, so lange er lebte. Man sagt, als der Bauer Jon gestorben war, hätte man die Geschichte von ihm gefunden, und das Blatt, auf das er sie geschrieben, hätte bei dem Schuh gelegen, den er dem Friedlosen abnahm. So endet diese Saga.

Oddur, der Verwalter zu Holar.

Es wird erzählt, zu Holar im Hjaltadalur habe es sich einst zugetragen, daß in einem Winter die getrockneten Fische im Haushalt alle wurden. Damals war dort ein Verwalter, welcher Oddur hieß, ein sehr stattlicher und kräftiger Mensch. Der Bischof rief ihn vor sich und machte ihm harte Vorwürfe wegen seines Mangels an Vorsorge, weil er nicht genug Fische für den Bischofssitz angeschafft habe. Es waren auch nirgends im Nordlande um diese Zeit gedörrte Fische zu haben. Da ließ der Bischof eine Menge Pferde beschlagen und Vorkehrungen zu einer Reise ins Südland zum Fischkauf treffen und der Verwalter Oddur sollte der Anführer des Zuges sein. Diesem behagten die Vorwürfe des Bischofes sehr schlecht, wenn er auch nichts darüber verlauten ließ; er meinte, es seien ebenso viele Fische, wie üblich war, in die Wirtschaft geliefert, so daß nicht ihn die Schuld treffe, wenn nun Fischmangel eintrete, vielmehr die Wirtschafterinnen; er will um jeden Preis allein ins Südland reisen und sagt, viele Menschen seien zu nichts nütze. Der Bischof erklärt dies für den größten Unsinn, läßt ihn aber seinen Willen haben. Oddur hatte einen großen und starken Hund, der so klug war, daß er menschlichen Verstand besaß. Diesen Hund ließ er mit sich gehen und es wird von seiner Reise in das Südland nichts berichtet.

Die Einkäufe von gedörrten Fischen gehen gut von statten und zur festgesetzten Zeit macht er sich auf den Weg nordwärts über die Gebirge. Wie er aber auf den Bergen noch nicht weit gekommen ist, bricht ein heftiges Unwetter los, so daß man nichts erkennen kann; es währt auch nicht lange, da verirrt sich Oddur und weiß nicht, wohin er sich wenden soll. So zieht er noch eine Zeit lang weiter, bis er gewahrt, daß er in ein tiefes Thal gekommen ist; er zieht eine Weile dasselbe entlang und trifft auf einen großen Fluß. Das Unwetter hatte sich jetzt fast ganz aufgeklärt, aber das Dunkel der Nacht war herein gebrochen. Er überschreitet den Fluß und als derselbe ein Stückchen hinter ihm

liegt, findet er eine kleine Hütte. Er klopft an die Thür und es kommt ein großgewachsener, sehr boshaft aussehender Mann heraus. Oddur grüßt den Einwohner und fragt, ob er über das Haus gebiete. Der Einwohner bejaht dies; Oddur bittet um Nachtherberge und um die Erlaubnis, seine Pferde dort weiden zu lassen. Der Bauer sagt, das sei ihm gestattet. Oddur sieht, daß dem Hunde der Bauer nicht gefällt, denn er spitzt die Ohren und blickt ihn grimmig an. Oddur kümmert sich nicht darum, sondern nimmt den Pferden die Sättel ab und fesselt ihnen die Vorderfüße unweit des Hauses, dann ruft er nach seinem Hunde und will ihn mit sich hinein nehmen. Der Hund jedoch will nicht von der Stelle; er liegt auf seinen Vorderpfoten bei den Pferden und knurrt. Oddur geht nun zum Hause und findet den Bauern in der Thür stehend; er ladet Oddur zu sich hinein, was dieser gern annimmt. Der Bauer führt Oddur in eine Wohnstube, wo pechschwarze Finsternis ist. Oddur wird ein Sitz auf einem Bett an der Seitenwand der Wohnstube angewiesen, der Bauer aber setzte sich auf ein Bett nicht weit davon. Keine Bewirtung wurde Oddur zu teil und niemand zog ihm die nassen Oberkleider ab, auch gewahrte er weiter keine Menschen als den Bauern.

Der Bauer war gesprächig und fragte nach manchen Dingen in den bewohnten Gegenden, auch nach Oddurs Reise und was er für eine Besorgung habe. Oddur erklärte ihm alles genau. Nachdem sie aber eine Weile geschwatzt haben, bemerkt Oddur, daß die Gesprächigkeit des Bauern nachläßt, als würde er schläfrig, und endlich hört er, daß jener einschläft und laut schnarcht. In diesem Augenblick fällt ein Lichtschimmer in die Wohnstube, so daß Oddur sie deutlich ganz und gar übersieht. Da gewahrt er, daß oben über dem Bette, auf dem er sitzt, ein ungeheuer großer flacher Stein hängt; an der einen Seite der Platte, die nach unten wies, war eine scharfe Kante, und oberhalb ging von dem Stein ein Strick aus und hinüber nach dem Bette, auf dem der Bauer saß. Oddur sieht, daß der Bauer den Strick in seiner Gewalt hat, und das sieht er auch, daß, wenn der Stein niederfällt, er jeden töten muß, der auf dem Bette sitzt. Die Herberge beginnt ihm schlecht zu gefallen und es erscheint ihm als das beste, sich davon zu machen, indes der Bauer schläft. Er schleicht sich nun hinaus

und es ist klares Wetter geworden. Er sieht nach seinem Reisegepäck und entdeckt, daß der Hund alle Pferde zum Hause getrieben und ihnen die Fesseln abgebissen hat. Oddur gebraucht nun flink seine Hände, sattelt die Pferde und packt seine Ballen darauf; wie er damit fertig ist, stürzt sich der Hund auf die Pferde und treibt sie auf denselben Weg, den sie gekommen sind. Als sie jedoch über den Fluß hinüber sind, wirft Oddur einen Blick hinter sich und da sieht er den Bauern kommen mit einem großen blanken Messer in der Hand; sobald er den Fluß erreicht, schleudert er das Messer über denselben weg, so daß es gerade auf Oddur zufliegt. Oddur weicht er zur Seite und das Messer fährt in einen Ballen mit Fischen; da spricht der Bauer: „Ein großer Glückspilz bist du, daß du jetzt davon gekommen bist; du mußt wissen, daß du durch meine Macht hierher gekommen bist und ich dich töten wollte; ich merke aber, daß du nicht allein im Spiele warest, aus eigenen Mitteln würdest du nie entronnen sein. Nimm nun jenes große Messer und führe es mit dir heim nach Holar zum Andenken an unser Zusammentreffen. Ich beschwöre hiermit, daß es zu Holar nie an Fischen fehlen soll, so lange das Messer dort ist." Darauf kehrte der Bauer nach Hause um, doch dachte keiner an einen Abschiedsgruß, Oddur hob das Messer auf und nahm es mit sich.

Er zog seines Weges weiter und meist bestimmte der Hund die Reise. Es wird nichts von der Fahrt erzählt, bis Oddur heim nach Holar kam. Der Bischof empfing ihn freundlich und fragte nach seinen Erlebnissen, Oddur aber wollte nicht recht mit der Sprache heraus. Der Bischof sagte, ihm ahne aber doch, daß er in Lebensgefahr gekommen sein müsse, „und du brauchst das nicht vor mir zu verheimlichen, denn schwerlich wärst du der Bedrängnis entronnen, wäre ich nicht irgendwo in der Nähe gewesen." Da berichtete Oddur den wahren Sachverhalt und zeigte zum Beweise das Messer. Man erzählt, jenes Messer solle noch zu Holar sein, auch hat man nicht gehört, daß es seitdem dort an Fischen gemangelt hätte.

Gudmundur und Thorsteinn.

Gudmundur hieß ein Mann, der Sohn des Pfarrers zu Glæsibær; er galt für einen Ausbund von Stärke und Gewandtheit unter allen jungen Männern im Eyafjördur. Thorsteinn hieß sein Kamerad, der Sohn eines armen Bauern in der Nachbarschaft; er war der nächste nach Gudmundur in allen körperlichen Fertigkeiten. — Es geschah in einem Winter, als alle, die zum Fischfang reisten, schon von dannen gen Süden gezogen waren, daß Thorsteinn mit Gudmundur ein Gespräch begann und ihn fragte, ob er nicht mit ihm eine Reise ins Südland unternehmen wolle, obwohl es bereits spät geworden sei; sie wollten geradeswegs gen Süden über die Berge ziehen und zusehen, ob sie nicht ebenso schnell im Südlande anlangen würden, wie die anderen. Gudmundur trug diese Angelegenheit seinem Vater vor; er war der Sache zuerst abgeneigt, gab aber zuletzt seine Einwilligung zu der Reise.

Die Kameraden brachen nun auf und zogen den geradesten Weg südwärts über die Berge. Als sie aber bis an die Gletscherberge kamen, überfiel sie ein dichter Nebel; da verirrten sie sich und wußten nicht, wohin sie zogen. Dann brach ein Schneesturm mit großer Heftigkeit los; sie aber gingen dennoch weiter, um sich warm zu erhalten. Ohne sich dessen zu versehen, stießen sie auf ein Gehöft; es war gut mit Häusern versehen und ordentlich gebaut; sie gingen an die Thür und klopften. Nicht lange währte es, da näherte sich jemand der Thür und ein gealterter Mann in einem dunkeln weiten Überrock kam heraus; wie er aber die Ankömmlinge sieht, schlägt er die Thür wieder zu und verschließt sie. Gudmundur springt gegen die Thür und spaltet sie und geht dann dem Alten nach und Thorsteinn mit ihm. Sie kommen in eine Wohnstube; hier waren keine anderen Leute als der Mann und seine Frau. Der Alte saß an einem Tische und schrieb, das Weib aber saß bei einer Wollarbeit. Die beiden Gefährten setzten sich auf ein Bett; es wurde kein Wort zu ihnen gesprochen.

Nach Verlauf einer guten Weile kamen zwei stark aussehende großgewachsene Männer herein und sagten: „Gegrüßt sei der gute Vater!“ — „Wieviel Lämmer waren es?“ fragte der alte Mann; sie antworteten: „Ein gutes Hundert.“ „Dann hat etwas gefehlt,“ sagt er. — Einige Zeit darauf traten zwei andere Männer herein, noch größer und stärker, und begrüßten ihren Vater ebenso wie zuvor die anderen. „Wieviele Schafe waren es?“ fragte der alte Mann; sie antworteten: „Zweihundert.“ — „Dann hat etwas gefehlt,“ sagt er. — Demnächst kamen noch zwei Männer herein; sie redeten den Alten an und sagten: „Gegrüßt sei der gute Hausherr!“ — „Wieviele Hammel waren es?“ fragte er; sie sprachen: „Dreihundert.“ — „Dann hat etwas gefehlt,“ sagt er.

Gudmundur und Thorsteinn waren sehr hungrig und in üblem Zustande, und als niemand sie anredete, fragte Thorsteinn, ob es hier nicht wie in anderen Gehöften Sitte sei, den Reisenden die nassen Überkleider abzuziehen und sie zu bewirten. Hierauf wurde ihm nichts erwiedert; bald darauf aber ging die Frau hinaus und es wurde ihnen ein Trog voller Hängefleisch gebracht und ebenso je zweien der andern. Den beiden Gefährten war die Speise sehr willkommen, doch konnten sie den Trog bei weitem nicht leer essen, alle anderen aber thaten dies. Nunmehr wurde ein Trog voll sauren Skyr*) hereingetragen und Gudmundur und Thorsteinn vorgesetzt; sie dankten jedoch dafür und sagten, sie seien nun satt. „So sind die Schwächlinge aus dem Bezirk,“ sagte der alte Mann; „es geht keine Speise in sie hinein, deshalb werden sie nie zu Männern.“ Jedes der andern Paare schleckte seinen Trog mit saurem Skyr rein aus.

Als sie genossen hatten, sagte der alte Mann, nun möchten sie sich ein wenig Kurzweil machen, die Männer aus dem Bezirk sollten mit seinen Burschen ringen. Gudmundur sagte, er würde sich davon nicht zurückgezogen haben, wäre er nicht ermüdet gewesen, nun aber sei er nicht gut dazu imstande, wegen seiner Ermüdung und der durchnäßten Kleider. „Mir kam es vor,“ sprach der alte Mann, „als du heut abend die Hausthür sprengtest, als ob du dich nicht ermattet fühltest, und es soll euch nicht gelingen, von dem

*) Skyr = ein Gericht aus dicker Milch.

Ringkampfe loszukommen.“ Sie gingen nun hinaus und in einen großen Saal und der alte Mann stellte zuerst seine jüngsten Söhne den Männern aus dem Bezirk gegenüber. Sie kämpften lange, bevor diese sie zu Fall brachten. Jetzt trieb der alte Mann seine älteren Söhne an und gebot ihnen, die jüngeren zu rächen. Da stürzten sie sich mit großer Wut auf die Fremden und griffen sie ziemlich unsanft an; weil aber Gudmundur und sein Gefährte behender waren, vermochten sie sich ihrer zu erwehren, und zuletzt gelang es Thorsteinn, seinem Widersacher eine Niederlage zu bereiten, während Gudmundur den seinigen auf die Kniee niederdrückte. Da befahl der Alte, das Spiel zu beenden, und versprach den Reisenden, es solle ihnen kein Leid zugefügt werden; man wies ihnen ein Bett an, welches dem der Eheleute gegenüber stand.

Gudmundur bemerkte am Abend, daß derjenige Sohn, den er auf die Kniee niedergedrückt hatte, sehr boshafte Blicke auf sie warf; er ahnte, daß jener Übles im Sinne haben möge, und war deshalb während der Nacht wachsam. Und wirklich hörte Gudmundur um Mitternacht, daß einer der Brüder die Wohnstube verließ. Gudmundur schleicht ihm nach und nimmt wahr, daß er eine Axt von der Wand des Saales herab nimmt, wobei dieselbe einen klingenden Laut von sich giebt. Da schleicht Gudmundur wieder hinein, weckt seinen Gefährten und läßt ihn aus dem Bette kriechen. Gleich darauf kommt der Einheimische herein und führt mit der Axt einen Schlag in das Bett in der Meinung, Gudmundur solle davon getroffen werden. Allein in demselben Augenblick stürzt sich Gudmundur auf ihn und wirft ihn hart zu Boden; davon wacht der Alte auf und fragt, was da vor sich gehe. Gudmundur berichtet ihm die Wahrheit. Der Alte bat ihn, seines Sohnes zu schonen und sagte, er werde ihm das gut lohnen. Da ließ Gudmundur den Sohn des Alten los und dieser schleppte sich in sein Bett.

Vier Tage lang wurden Thorsteinn und Gudmundur durch den Schneesturm hier festgehalten und niemand that ihnen ein Leid. Am fünften Tage aber hörte der Schneesturm auf und der Alte sagte, nun wäre Reisewetter, wies ihnen den Weg ins Südland und sagte, wenn sie in dem Passe südlich vom Gehöft irgend ein lebendes Wesen erblickten, so sollten sie auf einen Hügel gehen, der dort im Passe sei, und dann würde er sie sehen. Darauf dankten

sie dem Alten für die gute Aufnahme und nahmen von ihm Abschied. Sie gingen nun in den Paß hinauf und sahen dort zwei Männer, welche Schafe hüteten, und südlich in dem Passe wohl an zwanzig Gehöfte. Als die Schafhirten sie wandern sahen, rannten sie eiligst heim nach den Gehöften. Da ahnte Gudmundur, daß hier Schlimmes im Werke sei; die Gefährten gingen deshalb auf den Hügel hinauf, den der Alte ihnen gezeigt hatte. Alsbald aber sahen sie auch den Alten kommen, während von den Gehöften her achtzig Männer auf sie zurannten. Als der Alte kam, sagte er, dies habe ihm geahnt, daß sie hier etwas gewahr werden würden, sie möchten sich aber nicht fürchten, denn er wäre der Sysselmann dieser Leute und sie würden seinem Befehl und Verbot nicht zuwiderhandeln. — Als der Haufe sie erreicht hatte, redete der Alte sie freundlich an und bat sie, diesen Männern zu erlauben, daß sie ihres Weges zögen, und ihrer Reise kein Hinderniß zu bereiten, denn sie wären die tapfersten Leute, die ihm aus dem Bezirk je vorgekommen wären. Die Friedlosen sagten, ihre Gesetze seien übertreten worden, da der Sysselmann selber vier Nächte lang Leute aus dem Bezirk beherbergt habe und sie dann ungehindert wieder von dannen ziehen lasse; ihre Wohnsitze würden nun durch jene verraten werden und es sei schlimm, wenn ihre Obrigkeit sie in solche Gefahr bringe. — Der Alte sagte, er würde schon dafür sorgen, daß ihnen durch diese Männer keine Gefahr bereitet werde. Er ließ sich nun von beiden Eide schwören, daß sie niemandem von ihren Wohnungen erzählen wollten, und sie leisteten gerne den Schwur. Da gingen die Friedlosen hinweg, jeder in seine Behausung. Bevor aber der Alte sich von Thorsteinn und Gudmundur trennte, bat er sie, ihm die Fische zu verkaufen, die sie im Winter fangen würden, denn des Hängefleisches beginne er überdrüssig zu werden; am Schlusse der Fischzeit möchten sie die Fische auf die Ebene Hofmannaflöt bringen, er werde dann dort anzutreffen sein und ihre Pferde dafür mit Wolle und Talg beladen. Sie versprachen es und schieden in Freundschaft.

Die Gefährten zogen nun ihres Weges und es trug sich nichts Besonderes mehr zu. Sie erreichten das Südland früher als alle anderen Nordländer, bekamen gute Bootsplätze und thaten einen reichlichen Fang. Im Frühjahr beförderten sie ihre Fische auf acht Pferden nach Hofmannaflöt hinauf, da war der Alte schon anwesend

mit ebenso vielen Pferden, die mit Wolle und Talg beladen waren, und sie tauschten ihre Waren miteinander aus, wie es festgesetzt war. Dies wurde den Gefährten eine vortreffliche Quelle des Wohlstandes; acht Jahre nach einander trieben sie diesen Tauschhandel mit dem Alten, im neunten Jahre aber kam er nicht. Da dachten sie sich, daß er gestorben sein müsse; sie waren nun sehr reiche Leute geworden, fingen an zu wirtschaften und hatten viel Glück. Sie galten im Eyafjördur für ausgezeichnete Bauern und hielten Freundschaft mit einander bis zu ihrer Todesstunde.

Erzählungen aus dem Aradals-Gedicht.

1.

Eine Erzählung in diesem Gedicht beginnt damit, daß ein linkischer Mensch namens Steinku-Bardi, der im Borgarfjördur Arbeit thut, einst im Traume die lieblichen Abhänge eines Thales zu durchwandeln glaubt. In diesem Traumzustande geht er weiter, bis er zu einem Gehöft kommt; hier sieht er eine Thür offen stehen und tritt ein. Die Leute laufen umher, denn sie haben Gäste zu bedienen und Speisen in die Stube zu tragen. Er geht in die Stube hinein, wo die Leute zu beiden Seiten auf Bänken sitzen. Er glaubt zu erkennen, welcher der Hausherr ist, tritt vor ihn hin und begrüßt ihn nach Sitte der Christen mit Redewendungen, die dabei üblich sind, und mit Segenswünschen. Wie aber der Hausherr Gott nennen hört, wechselt er die Farbe und bittet Bardi, in seiner Behausung nicht diese Ausdrücke zu gebrauchen, denn er habe einen anderen Glauben. Er sagt, er habe ihn zu seinem Vergnügen

hergeholt und er solle sich nun setzen und anfangen zu essen. — Bardi gehorcht, setzt sich nieder und spricht den Speisen zu; es war viel Geschlachtetes auf den Tischen. Er hebt nun von Thor und Odin und anderen altheidnischen Glaubenssachen zu sprechen an, und dadurch erheiterten sich die Züge des Hausherrn und aller, die drinnen waren. In der Stube war so viel Jubel und Lustbarkeit, daß Bardi noch nie einem ähnlichen Gelage beigewohnt zu haben meinte.

So verging der Tag und man erhob sich von den Tischen. Bardi dankte jetzt dem Hausherrn nach heidnischer Sitte für die Bewirtung und alles ihm erwiesene Gute. Der Bauer nahm das wohl auf, war sehr freundlich zu ihm und sagte, er beabsichtige, ihm einen winteralten Hammel zu schenken als Wahrzeichen dafür, daß er ihn besucht habe; derselbe solle im Herbst auf der nächsten Schafweide bei Bardis Wohnort zu finden sein. Bardi dankt für sein Wohlwollen ihm gegenüber und fragt nach der Marke*) des Hammels. Darauf nennt ihm der Bauer als solche die Netznadel, neun Ausschnitte im Ohr, die hängende Feder und den Huf**).

Hierauf erwacht Bardi aus seinem Traumzustande, und da ist er daheim im Borgarfjördur. Es wird nun Herbst und der Hammel mit jener Marke findet sich auf der Weide. Alle wundern sich über seine vorzügliche Beschaffenheit und niemand weiß, wem er gehört. Da erzählt Bardi von seinem Traumgesicht und beweist damit, daß der Hammel sein Eigentum ist. Alsdann schlachtet er ihn und da war in ihm ein halber Centner Talg und das Fleisch im Verhältnis dazu und ebenso vortrefflich.

---

*) Jeder Bauer schneidet seinen Schafen eine Marke in das Ohr, vermittelst deren er sie herausfindet, wenn im Herbst die Tiere auf den gemeinschaftlichen Sommerweideplätzen zusammengesucht werden.

**) Lauter besondere Merkmale an den Ohren.

2.

Ein Mädchen war in irgend einer Gegend, ich weiß aber nicht mehr, in welcher; ich erinnere mich nur, daß es ein Hirtenmädchen war, sagt der Geschichtsschreiber. Sie verirrte sich im Nebel und wanderte lange, bis sie an eine Schlucht kam. Sie ging an der Schlucht entlang. Auf diesem Gange war sie dreimal zwölf Stunden unterweges, da hellte sich der Nebel unten bei der Schlucht ein wenig auf. Sie sah nun, daß sie in ein enges Thal gekommen war, und wanderte weiter, bis sie zwei Gehöfte sah; jedes auf einer Seite des Flusses, der das Thal entlang floß. Sie ging nun zu demjenigen Gehöfte, welches vor ihr lag, und wie sie dort an die Hausthür kommt, tritt ein Mädchen heraus. Die Angekommene begrüßt sie und beginnt ein Gespräch mit ihr, erzählt ihr von ihrer Irrfahrt und bittet sie um Hülfe. Die Einheimische sagt: „Du warst nicht ganz vom Glück verlassen, indem du gerade an dieses Gehöft gelangtest, denn bei den schlechteren Leuten in diesem Thal hättest du schlimme Behandlung erfahren.“ Dann führt sie das fremde Mädchen in ein kleines Seitengemach neben dem Hauseingange. Diese Kammer war mit Wolle angefüllt, und das einheimische Mädchen sagt, hier müsse sie bleiben und sich aufhalten, denn sie wolle nicht, daß die anderen Hausbewohner sie sähen; sie allein gehe in dieser Kammer aus und ein, denn ihre Mutter habe ihr die ganze Wollarbeit des Hauswesens übertragen. „Jetzt aber ist der Sommer so weit vorgeschritten,“ sagte sie, „daß du nicht mehr nach den bewohnten Gegenden aufbrechen kannst.“ Das Mädchen ging nun fort und kam dann zurück mit Speise für sie und sie machten unter sich aus, daß das fremde Mädchen den Winter über hier bleiben und unter ihrer Anleitung sich mit Wollarbeit beschäftigen solle. Die Tochter des Hauses saß dort beständig bei ihr und ließ es ihr an nichts fehlen. Sie erzählte ihr, daß sie ihre Mutter gebeten habe, ihr in diesem Winter doppelt so große Mahlzeiten zuzuteilen als sonst, sie wolle dagegen für zweie arbeiten; auch teilte sie ihr manches von den Sitten und Gebräuchen des

Hauswesens mit. Das einzige, was von dem Treiben anderer Menschen das Ohr des Gastes erreichte, war das, was in folgenden Versen gesagt ist:

Frühmorgens beim Erwachen drang
Zu ihr ein lieblicher Gesang:
„Ein mild Geschick mög' lebenslang
Uns blum'ge Bahn bereiten.
Wahr' uns, wahr' uns vor Schreckenszeiten.

Skegg-Avaldi*), unser Hüter du,
Dein Land mit Schatten decke zu,
Daß keiner es erspähen thu
Da draußen von den Leuten.
Wahr' uns, wahr' uns vor Schreckenszeiten.

Das Mädchen sah dort große Haufen von Schafsknochen und jene sagte ihr, daß man hier den Glauben habe, wenn kein einziger Schafsknochen zerbrochen oder vernichtet, sondern alle aufbewahrt und in Haufen geschichtet würden, so stände alles Vieh, welches im Herbst geschlachtet und im Winter aufgespeist worden sei, im Frühling lebendig wieder auf, wie hier gesagt wird:

Vom Schaf zerbreche man kein Bein,
Sonst büßt der Bauer den Wohlstand ein,
Mag's noch so oft geschlachtet sein,
Dient's noch als Brot den Leuten".**)
Wahr' uns, wahr uns vor Schreckenszeiten.

Nun verging der Winter, jedoch ohne daß hier jemals Schnee fiel. Das Mädchen im Thal sagte zu der andern, am besten könne sie am ersten Sommertage versuchen von hier fort zu kommen,

*) Dieser **Skegg-Avaldi** oder **Skeggjávaldi** (= Bart-Avaldi) — auch **Skuggavaldi** (= Schattenwalter) ist in dem Gedicht zauberkundig, eine Art Oberhaupt aller Friedlosen und ihr Nothelfer oder Schutzgeist, den die Bewohner des nach ihm genannten Valdadalur (in der Dichtung Aradalur, eigentlich das Thorisdalur im Geitlandsjökull) später angerufen haben, um ihre Gegend den Blicken der Menschen zu verhüllen und damit vor Verfolgung zu schützen.

**) Vergleiche, was in der jüngeren Edda (Gylfaginning 44) von Thors Böcken erzählt wird.

ohne daß jemand es wisse, denn da werde stets ein Festmahl gehalten, um den Sommer zu empfangen. Am Morgen des ersten Sommertages hört nun das fremde Mädchen bei Tagesgrauen lauten Gesang und nimmt verschiedene festliche Anzeichen wahr; da geht sie daran, sich reisefertig zu machen, und das andere Mädchen geleitet sie aus dem Gehöft und sagt ihr, sie solle immer dicht an der Schlucht entlang gehen, bis sie die bewohnte Gegend erblicke. Darauf trennen sie sich und das fremde Mädchen dankt jener für alles ihr im Winter erwiesene Gute. Sie folgt deren Anweisung und gelangt wohlbehalten wieder zu menschlichen Wohnungen.

3.

Es war einmal ein Tagelöhner, der sich, als er Lohnarbeit im Bezirk suchte, verspätete, also daß überall, wo er sich für den Sommer verdingen wollte, bereits Ernteknechte gemietet waren. Darüber wurde der Mann betrübt und ritt einsam aus der Landschaft Hvitarsida auf die Berge hinauf, ohne selber zu wissen, wo er hin wollte. Er wird von einem dichten Nebel überfallen, so daß er es erst garnicht merkt, wie ein Mann auf ihn zugeritten kommt, den er nicht kennt. Dieser fragt den Tagelöhner, wie es mit seinen Verhältnissen stehe und warum er allein unterweges sei weit von allen menschlichen Wohnungen. Der Tagelöhner erzählt ihm der Wahrheit gemäß alle seine Erlebnisse und daß er selber nicht wisse, zu was er sich entschließen solle. Der Fremde sagt: „Da es also mit dir steht, willst du da nicht einschlagen und diesen Sommer bei mir Tagelöhner sein?“ Dies Anerbieten nimmt der andere dankbar an, ohne zu fragen, wo jener zu Hause sei.

Der Fremde reitet nun vorauf und der Tagelöhner hinter ihm her. Sie kommen lange Zeit gut vorwärts, bis sie in ein enges Thal gelangen; da hatte sich bei der Schlucht, in welcher ein Fluß die Mitte des Thales entlang floß, der Nebel aufgehellt,

doch umgürtete er die Berge zu beiden Seiten und dem Tagelöhner däuchte es schön, hier Umschau zu halten. Dann kommen sie zu einem gut gebauten Gehöft und der, welcher voran reitet, sagt, dies sei sein Gehöft. Es trug sich nun den Sommer über nichts anderes zu, als daß der Tagelöhner dort war und arbeitete und mit seiner Lage sehr zufrieden war. Im Herbst aber, als die Zeit heran nahte, da er fort sollte, ruft ihn der Hausherr vor sich, dankt ihm für die guten Dienste und sagt, er wolle ihm nun den Lohn bezahlen; erst wiegt er ihm vier Centner Butter ab und meint, die werde er brauchen können, da er bis zum Frühling an der See liegen müsse; sodann reicht er ihm vier Rinderhäute, denn die Steine am Strande würden ihm beim Hinausrudern auf die See viele Schuhe verderben. Auch vier Netze giebt er ihm, doch ist nicht gesagt, wie groß sie gewesen sind. Zuletzt sagt er, er wolle ihm noch acht einjährige Hammel geben, damit müsse er sich genügen lassen. Der Tagelöhner dankt seinem Herrn auf's schönste für alle die wertvollen Sachen, doch sagt er, er wisse nicht, wie er alles das fortschaffen solle, denn er habe kein anderes Pferd, als das, welches er reite. Der Bauer meint, er wolle ihm einen grauen Gaul leihen, auf den möge er getrost alles legen, damit er es trage. Doch solle er auf seiner Hut sein, denn wenn er auf dem Wege nach der besiedelten Gegend an eine gewisse Stelle komme, die er ihm beschreibt, so stehe dort an der Straße ein altes Kreuz, und vor dem, glaube er, werde der Graue scheu werden, wenn der Tagelöhner nicht so weit vom Wege abbiege, daß das Pferd es nicht sehe. Der Tagelöhner verspricht ihm dies und rüstet sich zur Reise. Der Graue wird geholt, mit einem Saumsattel belegt und die Lohngeschenke ihm aufgeladen. Der Tagelöhner aber reitet sein eigenes Pferd, die Hammel laufen voran auf dem Pfade, als wären sie ganz daran gewöhnt, getrieben zu werden. Der Hausherr begleitet den Tagelöhner ein Stück und beschreibt ihm dann den Weg. Darauf nehmen sie Abschied von einander und trennen sich und jeder von ihnen zieht seines Weges.

Die Reise des Tagelöhners geht glücklich von statten, bis er in die Nähe des Ortes kommt, wo das Kruzifix steht. Da überwältigt ihn eine solche Schläfrigkeit, daß er vergißt, vom Wege

abzulenken, und erst aufmerksam wird, als der Graue am Zügel reißt, scheu wird und nicht ruht, bis er die Bürde abgeworfen hat, und noch dazu trifft es sich so unglücklich, daß die Ballen beide in einen Sumpf fallen. Der Graue erreichte den Pfad wieder, rannte seines Weges und der Tagelöhner hatte nichts mehr von ihm. Man sagt, derselbe habe den einen Ballen wieder erlangt und mit nach Hause schaffen können; die Hammel behielt er alle und schlachtete sie, als er heimkehrte; in jedem waren vierzig Pfund Talg. Dies däuchte allen eine gute Bezahlung, wenn er auch das eingebüßt hatte, was im Sumpfe lag.

Die Moossammler auf dem Berge.

Es war einst ein Bauer auf einem Gehöft; er hatte zwei Kinder, sein Sohn hieß Bjarni und seine Tochter Margret. Diese seine Kinder hatte er sehr lieb, besonders aber die Tochter, denn sie war nicht nur ein schönes Mädchen, sondern auch tüchtig und ihrem Vater sehr ergeben. Die Kinder waren ungefähr zwanzig Jahre alt, als diese Geschichte sich zutrug, und ihr Vater ein Witwer.

Der Bauer pflegte alljährlich auf den Bergen Moos einsammeln zu lassen*) und dies beabsichtigte er in einem Frühjahr wieder zu thun. Er redet nun mit seinen Kindern davon, daß er müsse Moos sammeln lassen, doch habe er jetzt nur eine geringe Anzahl von Leuten und niemanden, den er schicken könne. Die Kinder erbieten sich zu gehen. Das ist ihm gar nicht lieb, doch sagt er, er glaube, daß er es müsse geschehen lassen, denn was sich ereignen solle, das könne nicht vermieden werden. — Den Abend bevor sie abziehen sollen, giebt ihnen der Bauer zwei Lichte

*) S. die Anmerkung im ersten Bande S. 27.

und heißt sie dieselben in der Nacht anzünden. Wie sie dies thun, erlischt das eine Licht sogleich und als der Bauer das erfährt, sagt er, dies habe ihm geahnt, er könne sie nicht ganz am Fortgehen hindern, wenn ihm auch nicht wohl dabei zu Mute sei.

Nun ziehen die Geschwister auf den Moosberg und richten ihr Zelt auf. Am nächsten Tage ist Nebel, da können sie nicht gut sammeln und bleiben in der Nähe des Zeltes. In der Nacht wird Margret unwohl und ihr Zustand verschlimmert sich mehr und mehr, so daß sie am Morgen ohne Sprache und Besinnung ist. Als der Tag weiter vorschreitet, sieht Bjarni zwei Männer auf das Zelt zu geritten kommen. Der eine trägt einen roten Rock und einen vergoldeten Gürtel, der andere eine dunkle Kutte und einen Lederriemen. Beim Zelte steigen sie von ihren Pferden. Der rotgekleidete Mann spricht zu Bjarni: „Sei gegrüßt, mein Bjarni!" Bjarni erwidert den Gruß nicht sehr freundlich, denn er war in gedrückter Stimmung. Der rotgekleidete Mann redet nun mit ihm von verschiedenen Dingen. Dann nimmt er eine Dose aus seiner Tasche und schnupft daraus, reicht darauf Bjarni die Dose und fragt, ob er sie nicht haben möchte. Bjarni sagt, ihn verlange nicht danach, und reicht ihm die Dose zurück, sieht jedoch, daß sie außerordentlich schön ist. Der rotgekleidete Mann spricht zu Bjarni: „Jetzt kannst du ohne Gefahr nach deiner Schwester sehen, denn nun ist sie gestorben." Nunmehr reiten die unbekannten Männer fort, Bjarni aber geht ins Zelt und da ist seine Schwester tot. Darüber wird er sehr traurig, sucht die Pferde und reitet mit ihr nach Hause; sein Vater aber und das Gesinde des Hauses verfällt in großen Kummer.

Nun vergehen viele Jahre und es ereignet sich nichts Besonderes. Einmal jedoch fehlen dem Bauern alle seine Schafe. Bjarni sucht sie weit und breit, ohne sie zu finden. Nun beschließt er, eine ausgedehnte Suche anzustellen, versorgt sich mit Reisekost und neuen Schuhen und geht auf die Berge hinauf. Er wanderte lange, bis ein starker Nebel sich über die Berge ausbreitet, so daß er sich verirrt und nicht weiß, wohin er geht. Zuletzt sieht er einen Mann, welcher eine große Schafherde treibt; der Nebel hebt sich jetzt ein wenig, so daß er vor sich ein großes schönes Thal erblickt. Dieses Thal ist besiedelt und enthält viele Gehöfte, ein

Gehöft aber zeichnet sich vor allen andern aus. Bjarni geht nun in das Thal und zu diesem großen Hofe. Da kommt ein Mädchen an die Thür. Er ersucht sie, den Hausbesitzern zu bestellen, er bäte um Herberge, und das Mädchen kehrt sogleich mit der Botschaft zurück, er dürfe hier bleiben. Das Mädchen geleitet Bjarni in das Haus hinein und in eine abseits liegende Schlafkammer und geht dann hinaus. Er erstaunt darüber, wie ungeheuer ähnlich dieses Mädchen seiner Schwester Margret ist, und das in solchem Grade, daß es traurige Gefühle in ihm erweckt und er dem Weinen nahe ist. — Am Abend kommt dasselbe Mädchen zu ihm, bringt ihm Speise, läßt ihn zur Ruhe gehen und nimmt seine nassen Überkleider mit sich. Er schläft dort den größten Teil der Nacht ohne Furcht.

Am Morgen bringt das Mädchen ihm Speise und andere Kleider, sagt, seine Sachen seien naß gewesen, auch dürfe er heute nicht aufbrechen, denn es sei Sonntag und ihr Vater wolle Gottesdienst halten. Darauf kommt zu ihm ein Mann in einem roten Rock. Er sagt: „Sei gegrüßt, mein Bjarni," und fragt, ob er mit ihm in die Kirche kommen wolle. Bjarni hat nichts dagegen einzuwenden. Sie gehen nun in die Kirche, wo viele Leute versammelt sind, und der Gottesdienst nimmt einen guten Verlauf. Gleich nach Beginn desselben kommt eine Frau in die Kirche; sie trägt ein Kind auf dem Arm und führt ein anderes an ihrer Seite, mit ihr aber geht das Mädchen, welches Bjarni zuvor gesehen hat. Nun verwundert er sich darüber, wie sehr diese Frau seiner Schwester gleicht; ihm däucht sogar, daß sie es sei, wenngleich ihm dies unglaublich scheint. — Der Gottesdienst geht nun zu Ende und der Pfarrer begiebt sich mit ihm in das Haus. Da fragt er Bjarni, wohin er unterweges sei; er sagt, er suche seines Vaters Schafe. Jener fragt, ob er ihn kenne. Bjarni sagt, dessen sei er nicht gewiß. Dann fragt der andere, ob er nicht einmal zum Moossammeln auf die Berge gezogen sei. „Ja," sagt Bjarni, doch könne er daran nicht denken. Der Pfarrer zieht eine Dose hervor und zeigt sie ihm, indem er ihn fragt, ob er diese Dose kenne. Bjarni sagt: „Ja." Nun sagt der Pfarrer, er sei derselbe Mann, der damals auf dem Berge zu ihm gekommen sei. „Ich bin schuld daran," spricht er, „daß du hierher gekommen bist; ich

machte, daß du dich im Nebel hierher verirrtest. Als deine Schwester bei Dir auf dem Moosberge war, da bemächtigte ich mich ihrer und ließ es dir so erscheinen, als wäre sie tot; und nun will ich sie dir zeigen, um dir zu beweisen, daß dies wahr ist." — Da kommt Bjarnis Schwester mit ihren Kindern zu ihm, begrüßt ihren Bruder und sagt, sie lebe hier ein gutes Leben und dieser Pfarrer sei ihr Mann und sehr gut zu ihr. Bjarni will lange nicht glauben, kann jedoch nicht leugnen, daß dies seine Schwester ist. Sie umarmen einander und Bjarni weint Freudenthränen. „Hier ist nun das Vieh deines Vaters," spricht der Pfarrer, „ich habe bewirkt, daß es hierher kam. Ich will, daß du nun mit den Schafen abziehst und deinem Vater diese Zeitungen erzählst, und wenn er seine Tochter sehen will, so komme du mit ihm hierher, ich will ihm Freude in seinem Alter bereiten, daß er seine Tochter zu sehen bekommt und erfährt, wie es ihr ergeht."

Bjarni geht nun mit den Schafen nach Hause und erzählt alles seinem Vater. Er aber kann die Geschichte zuerst nicht glauben; es wird nun weiter nichts berichtet, als daß der Bauer und sein Sohn mit all ihrer Habe in das Thal übersiedeln und daß dort ein sehr freudiges Wiedersehen stattfindet. Bjarni bekommt eine Schwester des Pfarrers zur Frau und beginnt im Thale zu wirtschaften. Man sagt, diese Leute hätten bis ins Alter in dem Thale ein glückliches Leben geführt und nun weiß ich diese Geschichte nicht weiter.

Das Verschwinden der Braut.

Einstmals wohnte auf dem Gehöft Torfastadakot in der Landschaft Biskupstungur ein unverheirateter Mann, welcher Jon hieß; er besaß einen guten Viehstand. Als diese Geschichte sich zutrug, wollte er gerade ein Mädchen heiraten, das bei ihm war; es war im Herbst, nicht lange nach dem Heimtreiben der Schafe. Alle Aufgebote waren bereits verlesen und der Bauer hatte schon

den Hochzeitstag festgesetzt und begonnen, die Gäste einzuladen. Nun kam der letzte Tag, an dem er die Einladungen erledigen wollte. Das Mädchen beabsichtigte an diesem Tage in einem Bache unweit des Hofes Wäsche zu waschen und sie gingen gemeinsam bis zum Bache. Als er sich hier von ihr trennte, fing sie mit der Wäsche an. Es wurde Abend und der Bauer kam wieder nach Hause. Er ging an dem Bache vorüber und sah, daß einiges von der Wäsche ungewaschen am Ufer lag, einiges halbgewaschen, einiges aber lag unten im Bache. Er dachte, das Mädchen sei krank geworden und nach Hause gegangen. Er ging nun heim und fragte nach ihr, allein sie war dort nicht hin gekommen und niemand wußte etwas von ihr. Jetzt begann dem Bauern die Sache nicht zu gefallen und er suchte seine Braut mit einem großen Aufgebot von Menschen weit umher und lange. Sie wurde jedoch nirgends gefunden. Man stellte nun das Suchen ein und die Leute hörten nach und nach auf, von diesem Ereignis zu sprechen und Mutmaßungen darüber anzustellen, was es mit dem Verschwinden der Braut für eine Bewandtnis habe.

Der Winter kam und ging und auch der nächste Sommer bis zum Herbst, ohne daß man von dem Mädchen etwas erfuhr. Da aber verschwanden einmal alle erwachsenen Schafe des Bauern in Torfastadakot. Dies erschien seltsam. Der Bauer sucht nach den Schafen und findet sie nicht. Er verschafft sich nun einen Mann, um mit ihm zu suchen. Sie rüsten sich mit Reisekost und neuen Schuhen aus und dehnen ihr Suchen bis hinauf zu den Gletschern aus. Sie wandern weit umher über Berge und entlegene Einöden und finden kein einziges Tier. Da gehen sie auf den Langjökull hinauf und nordwärts auf ihm entlang, um eine möglichst weite Aussicht zu haben. Als sie aber ein gutes Stück auf dem Jökull zurückgelegt hatten, überfiel sie ein dicker Nebel und Sturm, so daß sie sich verirrten und nicht wußten, wohin sie gingen. Sie wanderten noch eine ganze Weile auf's Geratewohl, bis sie endlich merkten, daß es vor ihren Füßen bergab ging. Nun beschleunigten sie ihre Schritte und erreichten zuletzt ein Thal, in welches sie hinab stiegen. Hier war kein Nebel. Sie sahen jetzt, daß es schon sehr spät am Tage war. In dem Thal erblickten sie ein Gehöft; dorthin gingen sie und klopften an

die Thür. Eine Frau kam an die Thür. Sie grüßten sie und fragten, ob man ihnen erlauben wolle, über Nacht da zu bleiben. Sie sagte, das solle ihnen bewilligt werden. Nun fragten sie, wie das Gehöft hieße und wohin sie geraten wären, denn das wüßten sie nicht, weil sie den ganzen Tag in der Irre gegangen wären. Sie fragte dagegen, wo sie wohl glaubten, daß sie wären. Sie sagten, es müsse irgendwo im Nordlande sein, obgleich es ihnen wunderbar scheine, daß sie in so kurzer Zeit so weit gekommen seien. Die Frau sagte ihnen, sie möchten jetzt in das Haus eintreten, sie würden später erfahren, wohin sie gekommen wären.

Sie führte sie nun in die Wohnstube und in eine Kammer, welche an deren einem Ende durch eine Bretterwand davon abgeteilt war. Dann verließ sie sie, gleich darauf aber kam ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, schön und kräftig, zu ihnen herein mit einer brennenden Kerze in der Hand. Sie begrüßten dieselbe, worauf sie freundlich dankte. Dann zog sie ihnen die Regenkleider ab und nahm alle Kleidungsstücke fort, Strümpfe und Schuhe und alles andere. Als sie aber sahen, daß sie mit den Sachen fort wollte, baten sie sie, das nicht zu thun, denn sie waren einigermaßen in Angst, daß ihnen hier Gefahr drohen könnte. Sie sagte, dies wäre ihr aufgetragen worden, und ging mit allen ihren Kleidern hinaus, ließ das Licht zurück und schlug die Thür hinter sich ins Schloß.

Die Schafsucher blieben nun ruhig in dem Gemach, doch war ihnen sehr bange. Nach Verlauf einer kleinen Weile hören sie an die Hausthür klopfen. Durch einen Spalt in der Kammerthür sehen sie, wie die Frau, die sie vorhin hereingeführt hat, mit einem Licht an die Thür geht und dann mit einem Manne zurückkehrt. Bei der Kammerthür bleiben sie stehen und er beginnt, sich den Schnee abzuschaben. „Fandest Du alle Lämmer?“ fragt sie. „Ja,“ sagt er. „Das ist gut,“ sagt sie und geht hinweg. — Kurze Zeit darauf hört man wieder klopfen. Dieselbe Frau geht mit einem Licht zur Thür, kommt dann zurück und mit ihr ein Mann. Sie bleiben vor der Kammerthür stehen und er beginnt sich abzuschaben. „Fandest du alle Schafe?“ fragt sie. „Ja,“ sagt er. „Das ist gut,“ sagt sie und geht dann fort. — Nicht lange danach wird nochmals geklopft; die nämliche Frau geht mit

Licht nach der Thür und es kommt noch ein Mann mit ihr. Sie bleiben bei der Kammerthür stehen und er fängt an, den Schnee von sich abzuschaben. „Fandest du alle Hammel?“ fragt sie. „Ja,“ sagt er. „Das ist gut,“ sagt sie und geht hinweg. — Nach einer Weile wird wiederum geklopft. Die Frau geht wie zuvor mit dem Licht an die Thür und abermals kommt ein Mann mit ihr. Vor der Kammerthür beginnt er, sich den Schnee abzuschaben. Da fragt ihn die Frau leise nach irgend etwas und es klang den Gefährten, als ob sie sagte: „Fandest du all das fremde Vieh?“ „Ja,“ antwortet er im Flüsterton. „Das ist gut,“ sagt sie und geht weg. — Nach Verlauf einiger Zeit wird noch einmal geklopft. Die Frau geht wie die vorigen Male mit Licht nach der Thür und nun kommt ein mit einem Rock angethaner Mann mit ihr herein. Diesem beginnt sie selber den Schnee abzuschaben auf derselben Stelle, wo die andern sich abgeschabt hatten. Er fragt sie, ob an diesem Tage jemand hierher gekommen sei. Sie sagt, das sei geschehen. „Sind den Schurken alle Kleider fortgenommen und auch Schuhe und Strümpfe?“ sagt er. „Ja,“ sagt sie. „Das ist gut,“ sagt er. Darauf gehen sie fort. — Bei diesem letzten Gespräch zwischen der Frau und dem Manne im Rock begann es aber den Reisenden ernstlich bange ums Herz zu werden. Sie hielten es nun für gewiß, daß diese Hausbewohnerschaft unter sich Rat hielt, wie sie sie töten solle. Nicht lange danach wurde die Kammerthür aufgeschlossen und das Mädchen, welches ihnen die Kleider abgenommen hatte, kam herein und brachte ihnen eine heiße und fette Hammelfleischsuppe zu essen. Alsdann ging sie hinaus und schlug die Thür hinter sich ins Schloß. Sie speisten nun soviel sie Lust hatten, wie sehr sie auch in Angst waren, und da sie ermüdet waren, schliefen sie bald nach der Mahlzeit ein und erwachten davon, daß eine Hausandacht gehalten wurde. Als sie dies hörten, schöpften sie wieder Mut, denn sie konnten sich nun nicht mehr denken, daß ihnen irgendwelche Gefahr drohte, und die Nacht verging, ohne daß sich etwas ereignete.

Früh am andern Morgen kam das Mädchen zu ihnen herein. Sie brachte ihnen trockene und reine Kleider mit, andere als die ihnen gehörigen, und bat sie, dieselben anzuziehen, denn sie sollten diesen Tag ruhig hier bleiben. Dann ging sie wieder

hinaus. Als sie aber soeben angekleidet waren, kam sie wieder herein, brachte ihnen kaltes Hammelfleisch zu essen und ging wieder hinaus. Während sie beim Essen waren, kam jene Frau vom vorigen Abend zu ihnen herein. Diese begann sie zu fragen, woher sie wären. Sie sagten es ihr. Nun fragte sie nach allerlei Neuigkeiten aus der Landschaft Biskupstungur und sie beantworteten alles so gut sie konnten. Dann fragte sie, ob sie den Bauern Jon in Torfastadakot kennten, ob er nicht im vorigen Jahre seine Braut verloren hätte, was die Leute davon gedacht hätten und wie es ihm ginge. Auf dies alles gaben sie Antwort und Jon sagte, wer er wäre. Da sagt ihm die Frau, daß sie seine verschwundene Braut sei. „Als ich damals am Bache wusch, kam ein Mann geritten, ergriff mich und brachte mich hierher. Er ist Syſſelmann hier im Thale und hatte soeben seine Frau verloren, deshalb nahm er mich und heiratete mich. Heute ist er nicht daheim, denn er muß hier im Thal einen schlimmen, verwickelten Diebstahl untersuchen und hat schon die beiden vorigen Tage damit zugebracht. Er möchte aber mit dir reden," sagte sie zu Jon, „und deswegen will er, daß du heute hier bleibst. Er will dich nämlich für den Raub der Braut entschädigen und dir seine Tochter geben, und das ist das Mädchen, das dich gestern abend beim Zubettgehen bediente. Um dich aber zu einer Unterredung hierher zu führen, hexte er dein Vieh zu sich und dann dich selbst hinterher, und deine Schafe werden dir ausgeliefert werden, wenn du von hinnen ziehst." —

Da wurden Jon und sein Begleiter froh; sie verblieben den Tag über hier und ließen sichs wohl gefallen und vergnügten sich so gut sie nur konnten. Am Abend kehrte der Syſſelmann nach Hause zurück, doch hatte er kein Gespräch mit seinen Gästen vor dem nächsten Morgen. Ob sie nun viel oder wenig mit einander redeten, es wurde doch alles zwischen ihnen so ausgeglichen, wie die Frau bereits zuvor gesagt hatte. Der Syſſelmann sagte, Jon solle im Frühjahr zu ihm kommen, um das Mädchen zu holen, und entweder denselben Mann wieder mitbringen oder allein sein. Er sollte dann so viele Lastpferde bei sich haben, wie er wollte, die sollten ihm hier beladen werden, denn es würde ihm nichts nützen, wenn er ihm gegen den Sommer hin Vieh mitgeben wollte,

das würde ihm sogleich davon laufen und es nie bei ihm aushalten. Als Jon mit seinem Gefährten abzog, übergab ihm der Syßelmann alle seine Schafe vollzählig und begleitete ihn so weit auf seinem Wege wie es ihm nötig war.

Im nächsten Frühling machte sich Jon mit demselben Manne auf die Reise und nahm zwölf Pferde mit Saumsätteln mit. Er holte sich seine Braut und der Syßelmann belud ihm die Pferde vollauf mit Lebensmitteln. Als Jon nach Torfastadakot zurückkehrte, heiratete er die Syßelmannstochter und sie wohnten hier bis in ihr Alter und liebten sich sehr. Von ihnen stammt ein großes Geschlecht, wenn auch ihre Nachkommen hier nicht genannt werden.

Nach allem aber, was man darüber hat erfahren können, war die Niederlassung der Friedlosen, aus der Jon seine Frau holte, in den Hvinverjadalir oder Thjofadalir (Diebsthälern) im nördlichen Teile des Langjökull*). Und hier schließt die Geschichte.

Sigridur, die Sonne des Eyafjördur.

In dieser Saga wird zuerst erzählt, daß in Möðrufell im Eyafjördur einst ein reiches Ehepaar wohnte, dessen Namen jedoch nicht genannt werden. Es wurde diesen Leuten kein Kind beschert außer einer Tochter, welche Sigridur hieß. Sie war die schönste von allen Frauen, deshalb nannte man sie die Sonne des Eyafjördur. Sie war aber auch ebenso tugendhaft wie sie schön war. Als sie groß geworden war, kamen viele Männer, gelehrte und ungelehrte, und freiten um sie. Ihr Vater aber wies standhaft alle Bewerbungen ab, sogar dann, wenn sie selbst einen von denen, die um sie anhielten, ganz gern genommen hätte. In damaliger Zeit war es Sitte, in der Christnacht Gottesdienst zu halten, und alle trachteten eifrig danach zur Kirche zu gehen, niemand aber

*) Nach Th. Thoroddsen sind Hvinverjadalir und Thjofadalir nicht identisch.

wollte auf irgend einem Gehöft allein daheim bleiben. Nun war einst im Winter unter dem Gesinde auf Mödrufell die Rede davon, wer wohl am Weihnachtsabend werde zu Hause bleiben wollen. Das eine Mal, als sie gerade davon sprachen, kam Sigridur hinzu und fragte, was sie ihr geben wollten, wenn sie dabliebe, so daß alle anderen zur Kirche gehen könnten. Alle antworteten einstimmig, wenn sie irgend etwas besäßen, was sie gern haben möchte, so solle es ihr gern gegeben werden. Sie sprach aber, das sei ja nur ihr Scherz gewesen, sie wolle von niemandem etwas haben, aber zu Hause bleiben wolle sie, wenn jene es wünschten. Alle meinten, ihr Vater werde es ihr nicht erlauben; sie sagte jedoch, sie wolle ihren Vater deshalb fragen, und dies that sie. Sie wolle so gern für die Leute zu Hause bleiben, sagte sie, denn sie glaube, daß ihr nichts widerfahren werde. Ihrem Vater war das durchaus nicht recht; er fand es wunderlich, daß sie wünschte, daheim zu bleiben, anstatt mit ihnen zu gehen, wie sie sonst zu thun pflegte. Er sagte, ihm ahne, daß ihr irgend ein Unglück bevorstehe, da sie so großes Verlangen habe, zu Hause zu sein. Nein, sprach sie, ihr werde nichts geschehen, dessen sei sie gewiß. Der Mann giebt ihr endlich nach, weil sie es durchaus so haben will, und sagt zu seinen Dienstleuten, sie könnten gehen, denn sie wolle daheim bleiben. Darüber waren die Leute sehr froh.

Nun ging es auf Weihnachten zu und der heilige Abend kam heran. Die Leute machten sich mit großer Freude fertig; das Wetter war schön, die Erde schneefrei und gefroren, aber kein Mondschein. Als die Leute gerüstet waren, sagte der Bauer, sie sollten Sigridur lebewohl sagen, er selbst wolle sich zuletzt von ihr verabschieden und das Haus ordentlich verwahren, ehe er fortginge. Sie geleitet nun die anderen hinaus und diese nehmen Abschied von ihr. Ihr Vater aber sagt zu ihr, sie solle sich wohl hüten, heut nacht irgend einen Menschen einzulassen, wenn ein solcher Versuch gemacht werden sollte, und auch zu niemandem hinausgehen, und warnt sie eindringlich, ja nicht acht darauf zu geben, wenn etwa an die Thür geklopft oder am Fenster gerufen werde. Dann nimmt er Abschied von ihr und sagt, er hoffe, daß nun kein lebendes Wesen ins Haus kommen könne, wenn ihm nicht aufgeschlossen werde.

Die Leute machen sich nun auf den Weg, sie aber geht wieder hinein und beginnt sich anzukleiden. Als sie hiermit fertig ist, zündet sie eine Kerze an, nimmt ein Buch und setzt sich ins Schlafzimmer ihrer Eltern um zu lesen. So vergeht die Zeit bis Mitternacht, ohne daß sie etwas gewahr wird. Da wird plötzlich an die Thür geklopft; doch sie verhält sich drinnen so ruhig wie vorher. Nochmals wird geklopft, aber mit demselben Erfolge. Darauf wird zum dritten Male geklopft, und zwar viel stärker als bisher, so daß es beinah ist, als müsse das Haus einstürzen, wäre es nicht so fest gebaut gewesen. Noch immer erwidert sie nichts darauf. Nach einer kleinen Weile hört sie, wie jemand auf das Haus hinauf geht und oben entlang bis an das Fenster, welches über ihr ist. Sie hört, wie man am Fenster ruft und sie begrüßt; sie dankt und sieht durch das Fenster. Obgleich es draußen dunkel ist, kann sie doch das Gesicht eines Mannes gewahren, und dieses erscheint ihr so schön, wie sie in ihrem Leben noch keines gesehen hat. Er bittet sie, zu ihm hinaus zu kommen; darauf antwortet sie, daß sie dies weder könne noch dürfe. Er bittet sie noch dringender und sagt, er wolle sie nicht lange aufhalten. Sie meint, das sei einerlei, sie thue es nicht, er möge sein Anliegen am Fenster vorbringen. Das, sagt er, könne er nicht, er müsse mit ihr zusammen kommen, denn ihm thue ein Trunk not. Da könne sie ihm aushelfen, sagt sie, denn draußen an der Wand hänge ein Schöpfgefäß und ein Bach rinne am Gehöft vorbei, dort möge er trinken, einen anderen Labetrunk könne sie ihm aber nicht bieten. Da sagt er, klares Wasser könne er nicht trinken, worauf sie versetzt, dann wisse sie ihm nicht zu helfen. Da müsse er wohl unverrichteter Sache wieder von ihr gehen, meint er, aber das wolle er ihr noch sagen, daß einst die Zeit kommen könne, wo es ihr im tiefsten Herzen so heiß werden würde wie es ihm jetzt sei. „Das wird geschehen, wie es mir bestimmt ist,“ sagt sie. Darauf geht er seines Weges und sie gewahrt in dieser Nacht nichts weiter.

Nun kommen am Morgen die Leute nach Hause. Kaum hat ihr Vater sie ordentlich begrüßt, so fragt er sie auch schon besorgt, ob sie in der Nacht nichts erlebt habe. Sie antwortet nein; er aber sagt, sie brauche gar nicht davon zu sprechen, er

wisse es auch so und sehe es ihr an; und nun dringt er so heftig in sie, daß sie die ganze Begebenheit erzählen muß. Er fragt sie, ob sie dem Fremden auch nicht aufgeschlossen habe, aber das verneint sie. Er sagt, darin habe sie recht gethan. Das wisse sie nicht, meint sie, aber es werde sich später ja zeigen, ob es ihr Glück bringe, daß sie seinem Befehl gehorcht habe. Und nun wurde nicht weiter davon gesprochen.

Als das nächste Weihnachtsfest heran nahete, war unter den Leuten wieder die Rede davon, wer diesmal zu Hause bleiben werde. Sigridur sagte, sie sei auch in diesem Jahre bereit dazu, und so wurde es beschlossen. Nun kommt der heilige Abend, es ist dasselbe Wetter wie das vorige Mal, aber dabei eine mondhelle Nacht. Am diesem Tage wird aber ihrer Mutter plötzlich so unwohl, daß sie sich nicht zu reisen getraut, und Sigridur sagt, nun würden wohl mehr Personen daheim bleiben als man gedacht habe, denn ihr Vater werde schwerlich fortgehen. Die Leute rüsten sich nun zum Kirchgange und ziehen von dannen, Sigridur aber bleibt mit ihren Eltern zurück. Der Mann verschließt selbst das Haus und verwahrt es wie damals, dann beginnt er zu lesen. Als er aufgehört hat und Mitternacht nicht mehr fern ist, wird heftig an die Thür geklopft. Sigridur fragt ihren Vater, ob sie nicht an die Thür gehen solle. Das verneint er, denn er selbst wolle den Kommenden entgegen gehen, weil sie ihn zuerst allein sprechen wollten. Damit geht der Mann hinaus und bleibt so lange draußen, daß Mutter und Tochter besorgt zu werden beginnen. Endlich fragt Sigridur ihre Mutter, ob sie nicht einmal nach dem Vater sehen solle. Aber die Mutter meint, sie solle noch warten, denn falls ihr Vater von bösen Geistern verderbt sei, so werde es dadurch nicht besser, daß auch sie hinausgehe und niemals wiederkomme. So vergeht noch eine ganze Weile, da will Sigridur hinaus, aber in diesem Augenblick kommt der Mann herein und ist sehr aufgeregt. Er befiehlt Sigridur, sich so schnell als möglich bereit zu machen, denn jetzt sei derjenige gekommen, den er lange für sie bestimmt habe. Sie bringt vor Schreck kaum ein Wort hervor und fragt nur, wer das sei und wohin sie reisen solle. Der Vater sagt, das werde sie später erfahren, jetzt solle sie sich nur beeilen, denn der Mann wolle nicht warten. Ihre

Mutter fragt, wie dies zusammen hänge und wessen Händen er sie übergeben wolle, und meint, dies sei recht wunderlich von ihm. Aber der Mann sagt, darüber sollten sie sich nicht den Kopf zerbrechen. Sie kleidet sich nun an und er befiehlt ihr, von ihrer Mutter Abschied zu nehmen. Das thut sie, und man kann sich denken, in welcher Stimmung sie von einander schieden. Die Mutter sagt, sie habe zwar gedacht, es werde besser mit ihr werden, aber nun sei das nicht mehr möglich, nachdem ihr dies widerfahren sei. Der Mann bringt nun seine Tochter hinaus. Draußen auf dem Vorplatz sieht sie drei Männer stehen, die aber Trollen ähnlicher sahen als menschlichen Wesen. Einer aber war der größte und häßlichste und in demselben Maße boshaft von Aussehen, so daß Sigridur ein großer Schauder ankam. Auf dem Vorplatze standen vier Pferde, das eine wär Sigridurs Reitpferd mit ihrem Sattel darauf. Der häßlichste von diesen Männern kommt nun und schwingt sie in den Sattel. Nun grüßten sie ihren Vater mit größter Höflichkeit, besonders dieser eine, und Sigridur sagt ihm auch lebewohl.

Darauf reiten sie davon, voraus der Häßlichste, den sie für ihren Freier hält; erst reiten sie am Fjorde entlang und dann auf die Berge, und sie weiß nun nicht mehr, wohin die Reise geht. Sie reden weder mit ihr noch unter einander, und sie beginnt schläfrig zu werden, so daß sie im Sattel schwankt. Auf diese Weise setzen sie ihren Weg fort, dreimal zwölf Stunden lang, wie es ihr vorkommt, bis sie gegen Abend einen schmalen Pfad erreichen. Hier steigen alle von den Pferden und jener eine kommt zu ihr, reißt sie aus dem Sattel und sagt ihr kurz angebunden, bergab müsse sie von hier an zu Fuß gehen. Nun führen sie die Pferde am Zügel und sie geht auf dem schmalen Pfade hinterdrein; dieser war so steil, daß sie sich auf den Schenkel ihres Pferdes stützen mußte, welches das letzte im Zuge war. Unten angelangt sieht sie, daß sie in ein tiefes Thal gekommen sind; sie steigen nun alle wieder auf, und derselbe Mann wirft sie schonungslos in den Sattel, ohne mit ihr zu reden. Nun ritten sie das Thal entlang; es war mit Gras bewachsen und blutrot bis zu den Spitzen der Felsen. Ein Fluß rann durch das Thal. Nirgend sieht sie ein Werk von Menschenhand; wäre sie indessen in fröhlicher

Stimmung gewesen, so hätte sie das Thal lieblich und schön finden müssen. Schweigend reiten sie dahin. Da sieht sie eine große Herde von Pferden in allen Farben und von verschiedenem Alter. Jener eine aber ruft ihr zu und fragt, ob sie nicht den zum Manne haben möchte, dem alles dies gehöre. Sie antwortet: „Besser ist Freude als Reichtum.“ Sie reiten nun weiter. Da sieht sie eine große Ochsenherde, nicht weniger zahlreich als die andere, auch waren die Tiere von verschiedenem Alter. Er ruft ihr wieder dieselben Worte zu und sie antwortet das nämliche. Demnächst erblickt sie eine ungeheuer große Schafherde; es scheint ihr mehr zu sein, als sämtliches Schafvieh aus dem Eyafjördur, wenn es in einem Haufen beisammen wäre. Wieder ruft er ihr dieselben Worte zu, und wieder antwortet sie ihm ebenso wie vorhin. Noch eine Weile reiten sie weiter. Da sieht sie ein großes und prächtiges Gehöft, welches ihr gut und stark gebaut scheint. Andere Höfe sieht sie nicht. Sie kommen an einen weiten umzäunten Grasplatz; er hatte eine Pforte, und ein eingehegter Weg führte darüber weg zu den Häusern. Das Grasfeld war eben und mit vielen schönen Kräutern bewachsen.

Sie reiten bis auf den Vorplatz vor den Häusern, und da sieht sie eine kleine aber hübsche Kirche, die ihr wertvoller ist, als alles andere. Sie steigen von den Pferden, und jener selbe Mann hebt sie aus dem Sattel und spricht zu ihr: „Was wünschest du dir jetzt?“ Sie antwortet: „In die Kirche zu gehen.“ Er sagt: „Da mußt du mit mir gehen.“ Er zieht den Schlüssel hervor, schließt die Kirche auf und heißt sie hineingehen; sie solle auf den Vorplatz zurück kommen, wenn sie so lange in der Kirche gewesen sei wie es ihr beliebe. Nun geht sie hinein bis zu dem innersten Platz und setzt sich dort nieder. Nachdem sie aber ihr Gebet gesprochen hat, schläft sie ein, und da träumt ihr, es käme eine blaugekleidete Frau aus dem Fußboden des Chores; die ginge bis an die Chorthür und spräche: „Du bist also hergekommen, Sigridur, du Sonne des Eyafjördur. Dein Vater hat dich nicht vergeblich so lange aufbewahrt. Dieser Mann hat schon zwei Frauen gehabt, ich bin die letzte von ihnen, und uns beiden hat er den Tod bereitet. Das kommt daher, weil hier drei Brüder sind, die alle unter einem Zauberbann stehen. Am ersten Abend, als wir schlafen

gehen wollten, legte er uns einige Fragen vor; wir aber konnten sie nicht beantworten, und da durchbohrte er uns. Jetzt aber weiß ich, was wir hätten antworten müssen, und ich will es dir nun mitteilen, denn dir wünsche ich ein längeres Zusammenleben mit ihm, als uns vergönnt war.“ Sie sagt ihr nun die Fragen dreimal vor und läßt sie dieselben wiederholen und bittet sie wohl darauf zu achten und sie sich einzuprägen, damit ihr die Worte nicht entfielen; jede Frage müsse sie beantworten, sobald er sie ihr gestellt habe, und sie solle den Mut nicht sinken lassen, wenn es ihr auch vorkäme, als habe er seine häßlichste Gestalt angenommen. Nun ist es ihr, als wiederhole sie dreimal die vorgesprochenen Worte; darnach aber fährt sie aus dem Schlafe auf, und da glaubt sie die Frau soeben verschwinden zu sehen. Der Worte erinnert sie sich noch und sagt sie sich wieder und wieder im Stillen vor. Sie verläßt nun die Kirche und geht auf den Hofplatz. Dort steht ein schönes Mädchen in der Hausthür, welches Sigridur begrüßt und sie hinein führt; jene sagt, sie sei die Schwester der drei Brüder, und spricht sehr freundlich und kurzweilig. Sie zeigt ihr das ganze Haus von oben bis unten, und Sigridur erstaunt über die Ordnung und Schönheit, die überall herrschte. Ein ungeheurer Reichtum zeigte sich in allem, aber außer den Brüdern und ihrer Schwester waren nirgends Leute zu erblicken.

Es verging ein halber Monat. Da teilt ihr das Mädchen mit, daß nun der Hochzeitstag nicht mehr fern sei, worüber Sigridur sich wenig freut. Bei den Vorbereitungen wird die größte Pracht entfaltet, und so kommt der Hochzeitstag heran. Ein Pfarrer erscheint nebst einigen anderen Leuten; das Paar wird zusammen gegeben und dann ein Festmahl gehalten, wobei es an nichts mangelt, weder an Weinvorrat noch an allem übrigen. Als der Schmaus beendet ist, macht jeder der Gäste sich so schnell als möglich auf den Heimweg; die Brüder aber sind so stark berauscht, daß sie keine Besinnung mehr haben und sich wie die schlimmsten Trollen geberden. Neben der Wohnstube war ein kleines Gemach, darinnen hielten sie sich auf, als sie in dieser Verfassung waren, und schwärmten die ganze Nacht hindurch. Das Mädchen sagt zu Sigridur, sie solle nun das Zubettgehen nicht länger aufschieben, und führt sie in eine kleine Seitenkammer, welche für die Eheleute

zum Schlafgemach bestimmt und sehr hübsch war; dort sind sie nun beide mit sehr betrübtem Gemüt. Das Mädchen rät Sigridur, sich nun niederzulegen, er werde bald kommen. Sigridur thut wie ihr geheißen. Nach einer kleinen Weile verlassen die Brüder ihr Zimmer und begeben sich jeder an seinen Schlafort, und der Bräutigam kommt zu Sigridur herein. Er setzt sich auf die Bettkante; seine Mine ist sehr böse. Er legt ihr nun die Fragen vor, und gleichzeitig scheint er unten am Bettrande entlang nach etwas zu tasten. Kaum aber hat er die Fragen hervorgebracht, als sie dieselben auch schon richtig beantwortet, so wie jene Frau sie gelehrt hat. In demselben Augenblick stürzt er ohnmächtig zu Boden, und da ist auf einmal der schönste Mann aus ihm geworden. — Ebenso geschah es mit seinen Brüdern. Nun kamen eine Menge Leute herzu, um ihm und seinen Brüdern beizustehen. Sigridur aber beginnt die Heirat nun viel erfreulicher zu dünken, denn er scheint ihr an Schönheit beinah jenem gleich zu sein, der damals in der Christnacht an ihr Fenster gekommen war. Er kommt nun wieder zu sich; sie gehen zur Ruhe, und er und seine Brüder sind hinfort sanfte und umgängliche Menschen und große Liebe entsteht zwischen den Eheleuten. — Als sie am andern Morgen aufgestanden ist, geht sie ins Freie und schaut sich um; da sieht sie Gehöfte und Menschen zu beiden Seiten des Thales, und auch auf ihrem eigenen Heimwesen zahlreiche Männer und Frauen. Sigridur war nun gut aufgehoben; sie hatte alles im Überfluß und durfte schalten und walten wie sie wollte, denn ihr Mann war sehr nachgiebig gegen sie.

Nach Verlauf eines Jahres bekamen sie eine Tochter, welche nach ihrer Mutter Sigridur genannt wurde. Als das Mädchen aufwuchs, wurde es von Aussehen und in seinem ganzen Wesen das Ebenbild der Mutter. — Die Thalbewohner pflegten jeden Sommer alle zusammen nach einem Kauforte zu reisen und blieben immer wenigstens drei Wochen fort. Sigridur's Mann schlägt ihr nun vor, doch zum Vergnügen mitzukommen, aber sie sagt, das wolle sie nicht, um so weniger, als sie eben erst ein Kind bekommen habe, das sie warten müsse. Nun reist er nach der Kaufstadt. Als er heimkehrt, bringt er Sigridur einen Brief von ihrem Vater mit, welcher berichtet, ihre Mutter sei inzwischen gestorben und sie könne sich ihre Erbschaft aus dem Eyafjördur abholen. Als aber im

nächsten Sommer ihr Mann wieder nach dem Handelsort reiste, schrieb sie ihrem Vater, er solle ihr Erbe unter die Armen im Eyafjördur verteilen, denn sie besäße Reichtum genug.

Nun ist zu erzählen, daß im dritten Sommer, als das kleine Mädchen, Sigridurs Tochter, drei Jahr alt war, eines Tages bei schönem Wetter auf den Wiesen Heu gebunden werden mußte. Es war daher niemand daheim als Sigridur mit dem Kinde. Da wird an die Thür geklopft. Sie geht an die Thür und das Kind mit ihr. Da sieht sie einen Mann von schönem Äußeren und in vornehmer Kleidung vor der Thür stehen, und bei ihm ein schönes gesatteltes Pferd. Er tritt auf sie zu, grüßt sie und bittet um einen Trunk. Sie dankt freundlich für seinen Gruß, geht hinein, holt Milch und reicht sie ihm. Er trinkt und giebt ihr das Gefäß zurück. Sie geht wieder hinein und füllt es nochmals. Als sie aber wieder heraus kommt, ist er spurlos verschwunden und das Kind gleichfalls, denn es war inzwischen, um zu spielen, auf dem Vorplatz geblieben. Darüber erschrickt sie, und es kommt ihr wunderlich vor, daß sie ihn auch nirgend in der Ferne mehr erspähen kann; sie findet, daß er unglaublich schnell verschwunden ist. Sie sucht draußen und drinnen und ruft nach dem Kinde, aber das nützt ihr nichts. In diesem Augenblick kommt ein Bursche mit einem Zuge heubeladener Pferde heim. Sie ruft ihn an und befiehlt ihm, in fliegender Eile das Heu abzuladen, das schnellste Pferd zu nehmen, zu ihrem Manne zu reiten und ihm zu sagen, ihr Leben hänge davon ab, daß sie ihn sobald als möglich spreche. Dies that der Bursche. Der Bauer kam sogleich nach Hause, und Sigridur erzählte ihm von dem Verschwinden des Kindes; obgleich ihm dies nun sehr nah ging, beherrschte er sich doch um seines Weibes willen. Nun wurden alle Leute vom Heubinden fortgerufen, und aus dem ganzen Thale rief er die Einwohner zusammen, um suchen zu helfen. Drei Tage lang wurde vergeblich nach allen Richtungen gesucht. Sigridur legte sich auf's Krankenlager und man glaubte allgemein, daß sie sterben werde. Ihr Mann bemühte sich, sie zu trösten, so gut er konnte; aber erst nach einem halben Jahre konnte Sigridur wieder aufstehen und war beständig bleich und traurig.

Die Zeit schreitet nun immer weiter. Oft fordert er sie auf,

mit ihm in dem Kaufort zu reisen, sie aber sagt stets, das mache ihr kein Vergnügen. So vergehen zwölf Jahre, in denen nichts Besonderes vorfällt. Da geschieht es wieder einmal im Sommer, daß die Brüder sich zur Reise nach dem Handelsort rüsten, und da beginnt Sigridur davor zu sprechen, daß sie gegen ihre Gewohnheit einige Lust habe mitzureisen, und sie glaube, daß dies etwas zu bedeuten haben müsse. Der Bauer wird darüber froh, denn er hofft, sie werde ihren Verlust nun vergessen; deshalb geht er freudig darauf ein. Er läßt für sie das allerbeste Pferd satteln und alle machen sich auf den Weg nach der Kaufstadt. Es wird nun von ihrer Reise nichts erzählt, bis sie dort ankommen; da es schon Abend ist, laden sie in der Nähe des Ortes ab. Am andern Morgen aber fordert der Mann Sigridur auf, mit ihm nach dem Laden eines Kaufmanns zu kommen, weil es dort viel zu sehen gebe. Er sagt, es gebe hier mehr Kaufleute, aber er treibe immer nur Handel mit diesem einen. Als er aber mit ihr auf dem Wege zu jenem Laden war, kam ein so heftiges Regenschauer, daß beide in ein Haus treten mußten. Drinnen saß ein Kaufmann und war gerade beim Schreiben. Die Eheleute grüßen ihn, worauf er freundlich antwortet. Außer dem Kaufmann war niemand in der Stube. Sigridurs Mann bittet den Kaufmann, er möge seiner Frau erlauben, hier drinnen zu sitzen, bis der Regenguß vorüber sei. Der Kaufmann heißt sie willkommen, nimmt einen Stuhl, stellt ihn an die andere Seite des Tisches, an welchem er saß, und bittet sie, Platz zu nehmen. Der Bergbewohner geht nun wieder hinaus und Sigridur bleibt zurück. — Der Kaufmann sitzt und schreibt; er redet Sigridur nicht an, allein sie merkt, wie er dann und wann einen Blick auf sie wirft; es will sie bedünken, als habe sie dies Gesicht schon einmal gesehen. Endlich beginnt der Kaufmann mit ihr zu sprechen und fragt, ob sie schon jemals früher in die Kaufstadt gekommen sei. Das verneint sie. Er sagt, er finde es wunderlich, daß sie ihren Mann niemals begleitet haben sollte, und meint, dieser sei ihm wohl bekannt. Darauf versetzt sie, daß sie niemals Verlangen danach getragen habe, obwohl es ihr frei gestanden habe zu reisen, aber jetzt sei ihr plötzlich die Lust dazu gekommen. Er sagt, es sei recht gut, daß es ihr nun einmal eingefallen sei mitzukommen. Nun hört der Kaufmann auf zu schreiben

und fragt weiter, ob sie und ihr Mann kein Kind hätten. Sie antwortet nein und wechselt die Farbe. Dies bemerkt er, lächelt und sagt, er glaube nicht, daß sie da die Wahrheit rede. Sie erwidert, er möge glauben was er wolle, ein Kind aber besäßen sie nicht. Da sei er reicher denn sie, meint er, denn er habe ein junges Mädchen, welches er ihr zur Kurzweil jetzt zeigen wolle.

Er steht auf und geht in eine Kammer, die hinter der Stube war; nicht lange bleibt er fort, da kommt er mit einem Mädchen zurück, welches, wie Sigridur sich dachte, so fünfzehn oder sechzehn Jahre alt war. Sie begrüßt das Mädchen und sieht, daß es schön und blühend und fein gekleidet ist. Der Kaufmann sagt, dies sei das Mädchen, von dem er zu ihr gesprochen habe. Sigridur kann die Augen nicht von dem Mädchen abwenden und betrachtet dasselbe genau. Der Kaufmann setzt sich wieder hin und nimmt wahr, daß aus Sigridur's Antlitz die Farbe weicht. Darauf fragt er Sigridur, ob sie nicht aus dem Eyafjördur stamme. Sie sagt ja, das thue sie. Er fragt, ob sie nicht in Mödrufell gewohnt habe. Das bejaht sie und sagt, ihre Eltern hätten dort gewohnt. Er fragt, ob sie sich nicht entsinne, daß sie in einer Weihnacht allein zu Hause gewesen sei. Sie sagt, dessen entsinne sie sich. Er fragt, ob sie sich nicht entsinne, daß ein Mann durch das Fenster mit ihr gesprochen habe. Sie antwortet, auch dessen entsinne sie sich. Er fragt, ob sie noch wisse, was sie damals miteinander gesprochen hätten. Auch das bejaht sie. Er fragt, ob sie nicht finde, daß es so gekommen sei, wie jener Mann beim Abschiede zu ihr gesagt habe. Ja gewiß finde sie, daß es so gekommen sei, versetzt sie. Da sagt der Kaufmann, jetzt könne er sich nicht länger vor ihr verstellen, und spricht: „Ich bin jener selbe Mann, der mit dir sprach, und ich bekenne dir nun, daß, wenn du mir damals geöffnet hättest, ich dich entführt haben würde. Als mir das aber mißglückte, kam die Lust, Unheil zu stiften, über mich, und da habe ich das Verschwinden deiner Tochter bewerkstelligt. Das ist jetzt zwölf Jahre her, damals war sie drei Jahr alt; sie ist es, die ich hier bei mir habe, und ich habe sie gehalten wie meine Tochter. Ich habe sie in allen weiblichen Künsten unterweisen lassen und sie nach besten Kräften unterrichtet. Daß ich das Mädchen an mich nahm, geschah aber deshalb, weil ich von dir, die ich so sehr

liebte, ein Abbild vor Augen haben wollte. Nun habe ich dir alles bekannt, und von dir, oder von euch Eheleuten hängt es nun ab, ob meine Absicht mir gelingen soll. Ich gestehe ein, daß ich dich zum Zorne gereizt habe, dennoch erbitte ich von euch das Mädchen zu meinem Weibe." — Sigridur meint, es sei wahr, daß sie ihre Tochter nicht würde so gut haben unterweisen und ausbilden können, doch könne sie allein über die Heirat keine Entscheidung treffen, Darauf sagt der Kaufmann, ihres Mannes wegen trage er keine Sorge, denn sie seien gute Bekannte. In diesem Augenblick kommt ein Bursche herein, und ihm trägt Sigridur auf, ihren Mann aufzusuchen und ihm zu sagen, daß sie mit ihm sprechen müsse. Als er gleich darauf zu ihr kommt, berichtet Sigridur ihm die ganze Sache und es herrscht nun eine große Freude. Der Kaufmann trägt seine Bewerbung nun beiden Eheleuten vor, indem er sagt, das Mädchen sei ihm wohlgeneigt. Hierauf sagt der Vater, daß er nichts dagegen habe, wenn das Mädchen selbst und ihre Mutter einwilligten. Da gaben beide ihr Jawort und der Kaufmann verlobte sich mit dem Mädchen. Nun sagt der Kaufmann zu den Eheleuten, das Mädchen könne jetzt mit ihnen nach Hause reisen, da er nun gewiß sei, daß niemand es ihm fortnehmen werde; und es könne zur Freude seiner Eltern drei Jahre bei ihnen bleiben; er sei nicht so ungeduldig, daß ihm daran liege, es zu heiraten, bevor es achtzehn Winter alt sei. Das Mädchen wird nun gefragt, ob es mit seinen Eltern in die Heimat ziehen wolle. Aber sie sagt, das könne sie nicht, denn sie vermöge keinen einzigen Tag von ihm fern zu sein. Ihre Eltern sagen, das wollten sie nicht von ihr verlangen, da sie wüßten, daß sie ihn für alles, was er an ihr gethan habe, so liebe; sie seien ganz zufrieden damit, sie hier zu wissen, und sie hätten sie ja schon so lange entbehren müssen. Dadurch wurde sie beruhigt. — Nachdem die Eheleute ihre Geschäfte beendet hatten, machten sie sich auf den Heimweg. Als drei Jahre vergangen waren, reiste Sigridur mit ihrem Manne wieder nach der Kaufstadt, und da feierte der Kaufmann mit großer Pracht seine Hochzeit. Es wird nicht anders berichtet, als daß der Kaufmann und seine Frau bis in die Tage ihres Alters wohl und glücklich mit einander lebten. Sigridur aber kehrte mit ihrem Manne nach Hause zurück, doch jeden Sommer

reiste sie von da an in den Handelsort, um ihre Tochter zu besuchen. Sigridur lebte mit ihrem Manne bis in ihr Alter in dem Thale. Und so schließen wir die Saga von Sigridur, der Sonne des Eyafjördur.*)

Die Pfarrerstochter aus der Thingeyarsysla.

Es war einmal ein Pfarrer im Ostlande in der Thingeyarsysla; er war verheiratet und hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Sie waren beinah sechzehn Jahre alt, als diese Geschichte sich zutrug. Der Pfarrer bewirbt sich um eine Pfarrstelle im Südlande und erhält dieselbe. Im nächsten Frühjahr beginnt er mit dem Umzuge und reist südwärts durch die Wüste Sprengisandur. Seine ganze Habe schickt er vorauf, er selbst aber folgt nach mit seiner Frau und den Kindern und hat einen seiner Knechte bei sich.

Als der Pfarrer ein Stück südlich in die Wüste gekommen ist, sieht er, wie zehn Friedlose oben aus dem Jökull auf ihn zu gelaufen kommen. Sie überfallen gewaltsam den Pfarrer und seine Begleiter und töten sie alle mit einander bis auf die Tochter des Pfarrers; Verteidigung oder Bitten helfen nichts, der Anführer der Friedlosen sagt aber, er könne die Pfarrerstochter nicht umbringen, weil sie so schön sei. Ein Jüngling, der unter ihnen war, erhob hierüber ein Geschrei und sagte, es werde ihnen zum Unglück gereichen, wenn sie am Leben gelassen würde. Es mußte jedoch so geschehen, wie der Anführer wollte, und sie trugen sie abwechselnd bis zu ihren Pferden, die oben am Fuße des Jökull gebunden waren. Dort stiegen sie in den Sattel und der Anführer nahm das Mädchen mit auf sein Pferd. — Sie reiten lange, bis

*) Eine Anmerkung im Original berichtet an dieser Stelle von einer anderen, dieser ähnlichen Sage von Sigridur Eyafjardarsól, in welcher Elben statt der Friedlosen vorkommen, wodurch bewiesen werde, wie leicht im Volke Elben- und Friedlosensagen vermischt werden.

sie ein schönes Thal erreichen. In das Thal reiten sie hinein und darin entlang und kommen endlich zu einem einsamen Hause; dieses war ihr Heimwesen. Das Mädchen wird in das Haus gebracht und der Anführer und alle sind gut zu ihr bis auf jenen vorher erwähnten Jüngling; dieser ist stets schlecht gegen sie und will sie sogar töten lassen.

Nun geht es auf den Herbst zu; da beginnen die Friedlosen davon zu sprechen, daß sie sich Vieh einsammeln müßten, bevor man in den Bezirken es heim zu holen ginge. Der Anführer der Friedlosen wagt da niemanden daheim zu lassen, um auf die Pfarrerstochter aufzupassen, als den Jüngling, doch fürchtet er beinah, derselbe möchte sie töten, von den andern aber fürchtete er für sie, weil sie gut mit ihr waren. So kam es denn dahin, daß der Jüngling zu Hause blieb. — Als die Männer fortgezogen sind, kommt der Jüngling zu der Pfarrerstochter und ist nun fröhlich und gut. Er sagt, er habe in guter Absicht gehandelt, als er schlecht gegen sie gewesen sei. Er sei ein Pfarrerssohn aus einem Bezirk und diese Männer hätten seinen Vater in der Wüste Sprengisandur ermordet, ihn aber habe der Anführer nicht töten wollen, sondern ihn mit hierher genommen, damit er ihm diene. „Nun mußt du," sagt er, „dich über mich beklagen, wenn sie heimkehren, und sagen, ich wäre schlecht gegen dich gewesen. Ebenso will ich sagen, ich hätte mich sehr bei dir gelangweilt, während sie fort gewesen. Ich thue dies, weil ich versuchen will, dich hier fortzubringen, aber im nächsten Jahre kann ich das nicht, und darum müssen wir immer thun, als vertrügen wir uns schlecht, wenn sie zu Hause sind." Die Friedlosen kommen darauf wieder heim und zu ihnen beklagen sich die beiden einer über den andern.

Der nächste Herbst kommt heran, ohne daß sich etwas Bemerkenswertes ereignet. Da ziehen die Friedlosen aus, um Schafe zu suchen, und der Anführer sagt, der Jüngling solle bei der Pfarrerstochter bleiben und kein anderer. Der Jüngling thut dies sehr ungern. Sobald jene fort sind, beginnen sie mit einander zu reden und führen ein freundliches Gespräch. „Ich will dir nun sagen," spricht er, „wie du von hier entkommen sollst. Du mußt noch das nächste Jahr hier bleiben und dann will ich im Herbst mit auf die Berge gehen, um Schafe zu suchen. Du hast nun die

Schlüssel zu allen Behältern hier im Hause, ausgenommen zu einer Kiste, in welcher Geld aufbewahrt ist. Nun übergebe ich dir diese Tasche, in die sollst du das Geld aus der Kiste thun, zu welcher ich dir den Schlüssel verschaffen werde. Der Anführer hat ein gutes Pferd, das er niemandem leiht, es ist eben erst gezähmt. Dieses Pferd wird zu Hause bleiben, wenn wir auf die Suche gehen; das mußt du satteln und die Tasche hinten an den Sattel binden, dann aufsitzen und ihm einen Schlag geben; dann wird es dorthin rennen, wo du am liebsten hin willst. Sollte es geschehen, daß die Schafsucher dich erblicken, was wohl sein kann, so mußt du ihm noch einen Hieb versetzen, dann wird keines von ihren Pferden es einholen können, mein Gaul aber wird es am ehesten erreichen. Wenn es dir glückt, davon zu kommen, so gedenke daran, daß ich vor allen andern versucht habe, dir zu helfen." — Danach kehren die Friedlosen heim und die Pfarrerstochter beklagt sich nun sehr über den jungen Mann und er sich ebenfalls über sie; er sagt, er werde fortan nicht im Herbst daheim bleiben, wenn die andern auf die Suche gingen, sondern er werde gleichfalls ausziehen, was jene auch sagen möchten.

So naht nun der nächste Herbst, ohne daß sich etwas Besonderes zuträgt. Da beginnen die Friedlosen sich zur Schafsuche zu rüsten und der Anführer sagt zu dem jungen Manne wieder, er solle zu Hause bleiben, er aber sagt rundweg nein dazu und auch die Pfarrerstochter sträubt sich dagegen und sagt, sie könne recht gut während dieser Zeit allein sein, es werde ja nicht lange dauern. Endlich ist es so weit, daß die Friedlosen alle abziehen und die Pfarrerstochter allein daheim bleibt. Da verfährt sie in allem so, wie der Jüngling ihr geraten hat, steigt in den Sattel mit der Tasche hinter sich und giebt dem Pferde einen Hieb, worauf es aufs schnellste von dannen rennt. Nach Verlauf einer kleinen Weile sieht sie, wie alle Friedlosen ihr nachreiten. Sie hört, daß der junge Mann ruft und sagt, so also stehe es mit ihr, nun wolle sie sie hintergehen und verraten, und jetzt würden sie wahrscheinlich getötet werden. Sie reiten nun so schnell sie können und der Jüngling ist der flinkste und hat sie beinah eingeholt, als ihn und sie ein Hügel von den andern Männern trennt. Da schlägt er auf das Pferd der Pfarrerstochter, so daß es wie rasend

läuft, sie aber hatte das aus Angst vergessen. Der junge Mann spornt nun jene an, ihr nach zu reiten, und das thun sie, bis alle ihre Pferde tot liegen bleiben. Da setzen sie ihr zu Fuße nach, sie aber reitet davon, den ganzen Weg hinab in die bewohnte Gegend und dort kommt sie zu einem Herrenhofe, wo ein Sysselmann wohnt. Die Pfarrerstochter erzählt ihm sogleich von ihrem Unglück und daß ihr Friedlose auf den Fersen seien. Der Sysselmann läßt Pferde holen und sie eiligst verfolgen. Sie werden bald erwischt und gefangen gesetzt. Der Sysselmann untersucht nun ihre Sache und verurteilt sie alle zum Tode und läßt sie hinrichten, bis auf jenen jungen Mann, denn die Pfarrerstochter bat für ihn. Der Sysselmann verwies ihn des Landes, doch bevor er in die Verbannung ging, redete er mit der Pfarrerstochter, bat sie, ihn nicht zu vergessen und sagte, wenn es ihm vom Schicksal vergönnt werden sollte, wieder in das Land zurück zu kehren, so werde er kommen und sie holen. Sie übergab ihm die Geldtasche, von der schon die Rede war, gefüllt mit Gold, und dann trennten sie sich.

Nun vergingen viele Jahre. Viele warben um die Pfarrerstochter, hoch und niedrig gestellte Männer, allein sie wies alle ab. Der Sysselmann sagte, es sei eine Unklugheit von ihr, so manchen tüchtigen Mann abzuweisen, sie aber ließ sich nicht beirren. Einige Zeit darauf kommt zu dem Sysselmann ein Ausländer von ansehnlichem Äußern und sehr gelehrt. Er bittet den Sysselmann um Herberge für den Winter, weil er keinen festen Wohnort habe, und dieselbe wird ihm gewährt. Er faßt Zuneigung zu der Pfarrerstochter und freit um sie, doch sie giebt ihm eine abschlägige Antwort. Hierüber redet er mit dem Sysselmann und bittet um dessen Beistand. Der Sysselmann sagt, das werde ihm zu geringem Nutzen gereichen, sie werde niemanden heiraten wollen, das habe sie sich vorgenommen. — Einmal nun hebt der Sysselmann mit der Pfarrerstochter eine Unterredung an und redet ihr sehr zu, diesen Mann zu nehmen, aber sie schenkt ihm kein Gehör. Da sagt der Sysselmann, er werde ihr nun die Mündigkeit entziehen und sie solle jenen heiraten, soviel habe er zu befehlen. Da wagt sie nun nicht gegen den Willen des Sysselmannes zu handeln; sie verloben sich und der Hochzeitstag wird festgesetzt.

Die Hochzeit geht gut von statten, die Braut jedoch ist sehr betrübt. Am Abend geleitet der Sysselmann das junge Ehepaar in die Schlafkammer und da fällt die Braut aus einer Ohnmacht in die andere. Das fällt dem Sysselmann schwer auf die Seele und er bereut im stillen, die Pfarrerstochter zum Heiraten gedrängt zu haben. Der Bräutigam aber ist ganz zufrieden damit und sagt, das werde sich mit der Zeit schon geben. Sie legen sich nun zur Ruhe. Der Mann will freundlich zu seiner Frau sein, aber das hilft ihm nichts, sie wendet ihm den Rücken und redet harte Worte zu ihm. Da sagt er: „Übel willst du mir den Peitschenhieb von ehemals lohnen.“ Und dann sagt er ihr, er wäre derselbe Mann, der ihr von den Friedlosen fortgeholfen habe, und weiß das alles so genau, daß sie ihm sogleich glaubt. „Ich habe nun,“ spricht er, „das Geld, das du mir übergabst, dazu angewendet, mir im Auslande geistige Bildung zu verschaffen.“ Da verwandelt sich der Kummer der Braut in die innigste Freude und sie sagt ihm, darum sei sie so traurig gewesen, weil sie ihn nicht erkannt habe. „Ich wollte niemanden heiraten, wenn ich dich nicht bekäme,“ sagt sie, „und viele habe ich deinetwegen abgewiesen.“

Am andern Morgen kommt der Sysselmann und fragt, wie es der Braut ergehe, und da ist sie ganz zufrieden. Sie erzählen nun dem Sysselmann die ganze Geschichte und weshalb die Pfarrerstochter erst so bekümmert gewesen und nun so froh sei. Ihm ist es sehr lieb, das zu hören. — Der Mann aus dem Auslande bekommt eine Pfarre dort in der Nähe und zieht dahin; dann holt er aus der Hütte der Friedlosen alles, was Geldeswert hat, und bringt es nach Hause. Dort wohnten die Eheleute nun glücklich und lange und liebten einander zärtlich, und weiter weiß ich diese Geschichte nicht.

Das Hirtenmädchen von Abær.

Zu Abær in den Thälern des Distriktes Skagafjördur wohnte einst ein Ehepaar, welches kinderlos war; sie hatten ein Mädchen als Pflegetochter angenommen und waren ihr sehr gut. Diese wuchs auf und versprach, eine schöne und tüchtige Frau zu werden. Sie übernahm es, des Sommers die Herde zu hüten und machte ihre Sache gut.

In einem Sommer herrschten starke Nebel und eines Abends fehlten viele Schafe, einige aber wurden schon seit mehreren Tagen vermißt. Auf dem Gehöft waren keine anderen Leute als das Ehepaar, ein Knecht und das Mädchen. Diese hatte bisher vergeblich gesucht; nun rüstete sie sich zum Wandern mit Reisekost und neuen Schuhen aus, denn, wie sie sagte, wollte sie versuchen, die Schafe zu finden, wenn es möglich wäre. Sie macht sich auf den Weg und geht auf die Berge hinauf bis hinaus zu den Gletschern; zuletzt verirrt sie sich im Nebel und weiß nicht, wohin sie sich wenden soll, doch geht sie weiter, bis sie an den obersten Rand eines Thales kommt. Sie steigt in das Thal hinab und da klärt sich der Nebel auf. Sie geht an den Fluß, der das Thal durchfließt, und wandert an ihm entlang abwärts, bis sie einige Höfe erblickt und sieht, daß das Thal besiedelt ist. Sie geht zu demjenigen Gehöft, welches ihr am ansehnlichsten vorkommt, und klopft an die Thür; ein schöner junger Mann kommt heraus, das Mädchen grüßt ihn und er dankt ihr. Sie ersucht ihn, der Hausherrschaft zu bestellen, daß sie um Nachtherberge bitte. Er geht hinein und kommt nach einer kleinen Weile zurück und sagt, sie dürfe hier bleiben. Er geleitet sie hinein in die Wohnstube und dort sieht sie viele Leute. Sie grüßt dieselben, worauf man ihr einen Sitz anweist.

Der junge Mann, der an die Thür gekommen war, begann nun ein Gespräch mit dem Mädchen und sagte ihr, in diesem Thal wären sechs Gehöfte und zweiundfunfzig Menschen und sein Vater

wäre das Oberhaupt in ihren Angelegenheiten und hielte Recht und Ordnung unter ihnen aufrecht. Nun fragte er, welches Anliegen sie hierher führe. Sie erzählte ihm, wie es war. Da sprach er: „Ich brauchte dich nach solchen Dingen nicht zu fragen, denn ich kannte deine Angelegenheit und muß dir sagen, daß ich machte, daß du dich hierher verirrtest, denn ich habe dich seit lange gesehen, obgleich du mich nicht gesehen hast; du hast mir stets wohl gefallen und längst habe ich dich mir zum Weibe erkoren. Ich wollte nun wissen, wie du auf meine Werbung antworten würdest, wenn ich sie dir selber vortrüge. Dein Vieh aber ist hier und nichts fehlt daran.“ Sie gab auf seine Worte einen abweisenden Bescheid, hauptsächlich aber darum, weil ihre Pflegeeltern gar nicht wußten, was aus ihr geworden war. Er sprach: „Hierfür weiß ich Rat. Ich werde einen Brief schreiben und ihn zwischen die Hörner eines der Schafe befestigen und diese dann durch meine Leute in deine Gegend treiben lassen.“ Dieses that er, allein sie war trotzdem unzufrieden und wagte nur nicht, es sich merken zu lassen.

Auf dem Gehöft war ein Ehepaar, welches aus den bewohnten Gegenden geraubt worden war. Es gefiel ihnen hier schlecht und sie wollten entweichen, konnten aber nicht. Sie hatten jedoch zu diesem Zwecke einen verborgenen Gang aus dem Gehöft bis ganz hinauf auf den Berg gemacht, was eine wahre Riesenarbeit war. Das Mädchen machte ihre Bekanntschaft; sie empfanden Mitleid mit ihr und wollten ihr gern helfen, doch das ließ sich nicht gut machen. Sie sagten, wenn sie entwiche, so würde das allen, die in dem Thale wohnten, das Leben kosten und das habe sie davon abgehalten, zu entfliehen. — Nun war sie einen halben Monat da und wurde bewacht, damit sie nicht fortliefe. Die Eheleute hatten ihr den Gang gewiesen und in einer Nacht gelang es ihr, heimlich in denselben hinein zu kommen; sie ging nun, so schnell sie konnte, bis sie aus dem Gange oben heraus kam. Dann wanderte sie ihrer Wege. Sie wußte nicht, wohin sie ihre Schritte lenken sollte, endlich aber kam sie in den Eyafjördur hinab östlich vom Flusse, erreichte dort ein Gehöft und blieb daselbst.

Im Sommer darauf kamen dicht vor der Heuernte zwei Tagelöhner hierher und erboten sich, gegen Lohn zu arbeiten. Der

Bauer wollte einen von ihnen, aber den andern nicht. Sie aber wollten beide auf einem Gehöfte bleiben. Er dingte deswegen beide eine Woche um die andere. Dem Mädchen dänchte, sie kenne den jungen Mann, der mit ihr sprach, daher vermied sie das Alleinsein. Dennoch traf es sich eines Morgens, daß sie allein das Vieh melken mußte, weil viele Gäste angekommen waren. Kaum hatte sie mit dem Melken begonnen, als die Tagelöhner beide zu dem Schafpferch kamen und mit dem Mädchen zu sprechen anfingen. Der jüngere Mann sagte: „Wie viele Schafe hast du zu melken?" Sie sprach: „Zweiundfünfzig." Er fragte, was der verdienen würde, der sie alle umbrächte. Sie sagte, das wisse sie nicht genau. Da sprach er: „Was verdiente wohl derjenige, der den Tod von zweiundfünfzig Menschen verursacht hätte?" „Das werde ich wohl nicht zu sagen brauchen," sprach sie. Da wollte der ältere sie töten, der andere aber verwehrte es ihm und alsdann gingen sie fort.

Es verging nun einige Zeit, in der sich nichts ereignete, bis der Bauer nach einem Kaufort reiste; zu Hause blieb niemand als das Mädchen und zwei Dienstmägde. Auch die beiden Tagelöhner waren da. Diese mähten und jene rechten. Am Abend war ein dicker Nebel. Die Dienstmägde gingen nach Hause, um dort alle Abendarbeit zu beschicken, das Mädchen aber blieb beim Zusammenrechen. Sie und ihre Gefährtinnen glaubten, die Männer würden sie im Nebel nicht sehen. Allein sobald die Mägde nach Hause gegangen sind, kommen die beiden Tagelöhner zu ihr. Das Mädchen ergreift die Flucht, denn sie ist zu Tode erschrecken, rennt hinab an den Fluß und will sich in ihrer Todesangst hinein stürzen, aber dicht am Ufer holt der jüngere Mann sie ein und sagt, sie brauche sich nicht umzubringen, denn er wolle ihr kein Leid zufügen. Nun beginnt er mit ihr zu reden und stellt ihr anheim, zwischen zwei Dingen zu wählen: entweder solle sie ihn heiraten, aber das erste Kind, das er mit ihr haben würde, werde er töten, oder er wolle sie auf der Stelle umbringen. Sie wählte das erstere. Darauf verlassen die Männer sie und beginnen wieder zu mähen und sie, zu rechen.

Es trug sich nun diesen Sommer weiter nichts Merkwürdiges zu, bis sich die beiden zum Abziehen rüsteten. Da sprach der

jüngere: „Um eines will ich dich bitten, Bauer, nämlich daß du mir hier in der Nachbarschaft ein schönes Landgut verschaffst und alles, was zur Wirtschaft gehört. Ich werde aber allein kommen, denn ich bin verlobt mit dem Mädchen, welches bei dir ist.“ Jener verspricht es ihm und sie trennen sich und die Tagelöhner gehen ihres Weges von dannen. — Im Winter besorgte der Bauer das Gut und alles, was dazu gehörte, und als es Frühling wurde, kam der Mann wieder und war diesmal allein. Er verheiratete sich im Frühjahr; es wurde eine große Hochzeit veranstaltet und die Eheleute von Abær dazu eingeladen; sie hatten wenig von dem Mädchen erfahren, außer dem, was der Brief berichtete, und es fand ein freudiges Wiedersehen statt. Nachdem das vorüber war, zogen die jungen Leute auf das Gut und begannen zu wirtschaften. Der Mann sagte, er habe nicht mit dem andern Tagelöhner kommen mögen, denn derselbe habe sie stets umbringen wollen, deshalb habe er ihn im Südosten des Landes untergebracht.

Es währte nicht lange, da gebar die Frau ein Mägdelein. Der Mann nahm es sogleich und ging damit hinweg und niemand wußte, was er damit machte. Sie bekamen noch mehr Kinder, welche am Leben blieben und hoffnungsvoll waren. — Nun vergingen sechs Jahre. Einmal rüstete sich der Mann und ging vom Hause fort, indem er sagte, er werde eine Woche lang fort bleiben. Niemandem aber sagte er, wohin er wollte. Zur festgesetzten Zeit kam er wieder heim und brachte ein kleines Mädchen mit; dasselbe war so groß, wie neunjährige Kinder von Wuchs zu sein pflegen. Er führte es zu seiner Frau und sagte, dies sei ihre Tochter; denn er habe sie nur prüfen, aber nicht die Greuelthat, seinen Sprößling zu ermorden, vollführen wollen. Da wurde die Frau froh, daß sie ihre Tochter lebendig und so hübsch und kräftig sah. Hiernach lebten sie in Frieden und liebten einander sehr bis in ihr Alter.

Einar von Brunastadir.

In der Tunga-Gemeinde im Skagafjördur auf dem Gehöft, welches Brunastadir heißt, war einst wie öfter ein Knecht namens Einar, ein rechtschaffener und in vielem geschickter Mensch, von dem einige sagten, daß er auch sonst noch allerlei verstehe. Er war für seinen Hausherrn viele Winter im Südlande auf den Fischfang gerudert. Stets machte er die Reise dorthin allein und nie kam ein solches Unwetter, daß er sich verirrte. In einem Winter wurde er wieder auf den Bergen von einem Schneesturm überfallen, diesmal aber vermochte er plötzlich die Richtung nicht mehr zu finden, so daß er sich vom rechten Wege verirrte. Er pflegte stets über die Gebirge zu gehen, denn dieser Weg ist der kürzere. Einar setzte seine Reise fort, ziemlich ins Ungewisse hinein, und so wandert er Tage und Nächte lang. Endlich kommt er in ein kleines Thal, trifft vor sich ein Haus und klopft dort an die Thür. Ein Mädchen, jung und schön, kommt an die Thür. Einar grüßt sie und sie dankt ihm. Da sah Einar, daß das Mädchen sehr niedergeschlagen war. Er bittet sie, der Herrschaft im Hause zu bestellen, daß er sie um Herberge ersuche. Da fielen Thränen auf ihre Wangen und sie sprach folgendermaßen: „Erbitte das nicht, Mann, und versuche lieber, dir ein anderes Obdach für die Nacht zu verschaffen, denn wenn du hier bleibst, wirst du nicht heil von hinnen ziehen.“ Einar sagte, davor fürchte er sich nicht, und bat sie, seine Bestellung auszurichten. Sie ging widerstrebend hinein, kam bald zurück und sagte, es sei ihm erlaubt, einzutreten. Einar ging mit ihr hinein und nahm seinen Ranzen mit sich.

In der Wohnstube war alles still, es herrschte Finsternis, denn es war dunkel geworden. Einar grüßt und ein alter Mann und ein altes Weib antworten ihm. Nun wird Licht angezündet und Einar sieht einen erhöhten Bretterboden; der Alte und das Weib sitzen da oben. Auf dem Fußboden war ein großer Stein mit flacher Oberfläche und mitten in ihm eine Vertiefung.

Einar hatte einen Bleistift bei sich und schreibt nun einen Buchstaben in die Vertiefung, geht dann hinauf auf den Boden und setzt sich dort nieder. Gesprochen wurde nicht mit ihm. Das Mädchen setzte sich an seine Arbeit und war sehr traurig. Einar fragt, ob die Frau nicht gedenke, ihm etwas zu essen zu geben. Sie erwiderte wenig, ging aber hinaus. Sie holt Speise und Einar ißt nun und fürchtet sich gar nicht, doch schien es ihm, als würfen ihm die Eheleute böse Blicke zu. Bald nachdem Einar mit seiner Mahlzeit fertig ist, sagt der Alte, es werde wohl das beste sein, wenn er nun seine Arbeiten beende, damit geht er hinaus und das Weib hinterher. Das Mädchen begann zu weinen. Bald kommen die beiden wieder, der Mann wetzt ein Messer oder kurzes Schwert, die Frau aber trägt eine große Schale, geht zu dem Steine und setzt sie dort nieder und will sie in die Vertiefung hineinpassen, vermag dies aber nicht. Der Alte kommt ihr zu Hülfe, doch geht es ihm ebenso. Nun erbietet sich Einar, die Schale zu befestigen, und geht zu ihnen. Er schreibt einen Buchstaben in die Schale. Da sitzt die Schale fest am Stein und die beiden an der Schale; sie winden sich heftig, aber das nützt ihnen nichts. — Darauf setzt sich Einar auf seinen Platz. Er bittet das Mädchen, zu gehen und für ihn geräuchertes Hammelfleisch zu kochen, denn das werde wohl vorhanden sein und sie brauche ihre Hausherren nicht mehr zu fürchten. Sie thut nach seiner Weisung und kocht das Fleisch und bringt ihm einen vollen Trog. Er macht sich nun ans Essen und bittet sie, dasselbe zu thun; beide schmausten sie sich satt. Alsdann legt er sich im Bett des Ehepaares zur Ruhe und schläft die Nacht hindurch gut.

Am folgenden Tage war helles Wetter geworden. Einar rüstete sich nun, um seines Weges zu ziehen. Er fragte das Mädchen, woher sie sei. Sie erklärte es ihm; diese Bösewichte hatten sie aus dem bewohnten Lande (es ist ungewiß, aus welcher Gegend) gestohlen und sie sieben Jahre lang bei sich gehabt; sie hatten neun Reisende getötet und das genommen, was diese bei sich hatten. — Einar nahm eine Axt, hieb beiden das Haupt ab und verbrannte sie dann. Darauf nahm er alles Geld, das er vorfand, und das Mädchen auch und machte sich auf den Heimweg gen Norden; aus seinem Fischfang wurde dieses Mal nichts. Er

kam heim nach Brunastadir und blieb dort den übrigen Teil des Winters. Im Frühjahr heiratete er das Mädchen, erwarb sich ein Gut und fing an zu wirtschaften. Aus dem Thale holte er alles, was in der Hütte Nutzbares vorhanden war. Dann lebte er bis ins Alter mit seiner Frau.

Der Pflegesohn des Bischofs von Skalholt.

Diese Geschichte hebt damit an, daß in Skalholt ein Bischof war. Sein Name ist nicht genannt. Es waren dort viele Jünglinge in der Schule. Sie waren sehr übermütig und befleißigten sich nicht nur der Wissenschaften, die in der Schule gelehrt wurden, sondern legten sich auch darauf, allerlei Zauberkünste zu erlernen. Nun wird erzählt, der Bischof habe einen Jüngling zum Pflegesohn gehabt; seines Namens wird nicht Erwähnung gethan. Er war dem Bischofe sehr teuer. Er spürte dem Betragen der Schüler eifrig nach und sagte es stets seinem Pflegevater, wenn sie etwas Unziemliches vorhatten. Die Schüler kamen bald dahinter und er wurde ihnen mißliebig. So standen die Sachen.

In einem Winter hatten die Schüler große Lust, diesen Burschen aus dem Wege zu schaffen. Aus Furcht vor dem Bischofe konnten sie aber ihre Absicht in dieser Angelegenheit nicht ausführen, und so verging der Winter. Als im nächsten Herbst die Schüler wieder in der Schule zusammen kamen, fehlte einer, von dem man erwartet hatte, er werde kommen; er war aus dem Hjaltadalur. Nun verfielen die Schüler auf die List, daß sie dem zuvor erwähnten Pflegesohne des Bischofs eine große Belohnung boten, damit er ins Nordland reisen und erfahren möchte, aus welchem Grunde jener Schüler nicht gekommen wäre. Sie schärften dem Burschen gehörig ein, daß er keinen andern Weg als den über die Berge einschlüge, wenn er nordwärts zöge. Und weil der Bursche nach dem Gelde begehrte, welches ihm geboten wurde, so versprach er zu reisen, wenn sein Pflegevater es erlaubte. Alsdann

redete er mit seinem Pflegevater, dieser aber wiederriet ihm das Unternehmen. Dennoch kam es dahin, daß der Bischof ihm zu reisen erlaubte. Nun bat der Bursche seinen Pflegevater, er möge dafür sorgen, daß er das Geld bekäme, das ihm versprochen worden war. Der Bischof rüstete seinen Pflegesohn aufs beste zu der Reise aus, ließ ihn aber zu Fuße reisen. Er war achtzehn Winter alt, als er seine Reise antrat.

Er wanderte gen Norden in der Richtung auf die Berge zu auf den Wegen, die man ihm als die kürzesten bezeichnet hatte. Als er lange gegangen war, überfiel ihn ein Unwetter mit starkem Schneefall. Ehe er sich dessen versah, verirrte er sich, dennoch wanderte er weiter, bis er zuletzt eine Hütte vor sich sah. Hier klopfte er an die Thür. Erst nach langem Warten wurde ihm geöffnet. Ein unheimlich aussehender Mann kam heraus. Der Ankömmling bat ihn um Herberge und der Bauer sagte, die werde er ihm nicht versagen. Sie gingen nun hinein und der Bauer legte Steine an die Thür. Der Ankömmling stand indessen im Gange. Als aber der Bauer jene Arbeit beendet hatte, ging er nach innen und der Ankömmling hinterher. Es waren hier lange Gänge und der Hausherr ging voraus. Als jedoch dem Ankömmling die Gänge zu lang wurden, blieb er stehen, der Bauer aber ging weiter. Nun verstrich eine lange Zeit, ohne daß jemand den Gast zu holen kam; da rief er laut und sagte, das sei eine erbärmliche Art, Gäste aufzunehmen, da man weder ein Licht bebekomme, um sich den Schnee von den Kleidern zu kratzen, noch ein Messer dazu — denn er selbst konnte wegen des Frostes in seinen Kleidern nicht zu seinem Taschenmesser gelangen — und außerdem biete niemand dem Reisemüden einen Sitz oder irgendwelche Bequemlichkeit, deren Wanderer bedürften. Als er dies gesprochen hat, wird er gewahr, daß jemand bei ihm vorüber geht, und bald darauf kommt eine alte Frau von vorn her mit einem Licht in der Hand. Der Ankömmling sieht nun, daß er an der Thür der Wohnstube gestanden hat. Er blickt sich um und sieht, daß die Wohnstube klein ist und keine anderen Leute darin sind, als jener Bauer, der an die Thür gekommen war, das alte Weib, welches das Licht trägt, und ein jugendliches Frauenzimmer, dessen Miene ihm nicht fröhlich zu sein schien. Der alte Mann saß auf

einem ärmlichen Bett. Er dachte sich, daß der Alte und das Weib die Herren des Hauses sein müßten. Beide sahen sie sehr tückisch aus.

Als der Ankömmling eine lange Weile gestanden hatte, sah er, daß Mann und Frau leise etwas mit einander redeten. Darauf zündet die Alte ein zweites Licht an und sie gehen mit demselben hinaus. Sobald sie aber draußen sind, tritt der Ankömmling zu dem Bett des Ehepaares und beginnt, den Schnee von seinen Kleidern zu schaben. Alsdann legt er sich hier zur Ruhe. Jenes Frauenzimmer aber, das vorhin erwähnt wurde, sagt ihm, er solle nicht in dem Bett der Eheleute schlafen, denn das werde schlimme Folgen haben und er solle auf seiner Hut sein. Er aber sagt, das gehe sie nichts an, und damit legt er sich nieder. Wie er sich jedoch soeben hingelegt hat, kommen der Mann und das Weib wieder herein. Der Alte trug in der einen Hand eine große Axt und in der andern einen Wetzstein. Das Weib aber hielt das Licht in der einen und eine hölzerne Schale in der andern Hand. Auf dem Fußboden der Wohnstube waren zwei Steine; der eine war so gestaltet, daß eine Vertiefung darin war. Das Weib ging daran, die Schale in die im Stein befindliche Vertiefung zu bringen, der Bauer dagegen setzte sich auf den kleineren Stein und begann die Axt zu schärfen. Bei dieser Beschäftigung waren sie, so lange er noch wachte. Dann schlummerte er ein und schlief bis zum Morgen.

Als er aufwachte, waren der Alte und das Weib noch bei derselben Arbeit. Der Ankömmling stand nun auf und ging hinaus, um nach dem Wetter zu sehen, und da hatte sich das Schneewetter noch nicht aufgeklärt. Dann ging er wieder hinein und bot der Hausherrschaft einen guten Tag, worauf sie antworteten. Sodann sagt der Ankömmling zu dem Bauern, es dünke ihm wahrscheinlich, daß er des Axtschärfens müde zu werden beginne, darum wolle er ihn ablösen; er glaube zu wissen, daß der Hausherr das Werkzeug dazu bestimmt habe, dem Ankömmling damit zu helfen, und da wolle er lieber, daß es gut schneide, damit es schneller ein Ende mache. Der Bauer nahm den ihm gebotenen Dienst an. Da begann der Wandersmann zu wetzen. Und als er eine Weile gewetzt hatte, ging er zu dem Manne und sagte, jetzt werde sie wohl ein

wenig besser schneiden, er wolle einmal versuchen. Darauf führt er einen Hieb durch den Hals des Alten, so daß der Kopf abgeschlagen war. Ebensolchen Dienst erwies er dem Weibe. Dann nahm er ihrer beider Leichname und verbrannte sie zu Asche. Der Ankömmling sah, daß das Mädchen sehr in Angst war, als sie sein Verfahren sah. Er fragte sie, ob sie die Tochter des eben verstorbenen Ehepaares sei, aber sie verneinte es. Sie erzählte, vor drei Jahren sei sie mit anderen Leuten aus dem Skagafjördur zum Moossammeln auf die Berge gezogen und habe sich im Nebel von ihnen verirrt, und da habe dieser Mann sie gefunden und nach seinem Hause gebracht. Er habe gesagt, nach dem Tode des alten Weibes solle sie seine Frau werden, und in diesen drei Jahren habe er oft, wenn auch vergeblich, um ihre Gunst geworben. Sie sei, sagte sie, die Tochter des Pfarrers zu Mælifell. Der Alte habe Reisende geplündert und bestohlen und zweie ermordet, soviel sie wisse. Sie fragte auch, wer er sei und was es mit seiner Reise für eine Bewandtnis habe. Er erzählte ihr nun der Wahrheit gemäß von seiner Wanderung und seiner Heimat. Darauf ließ er sie wählen, ob sie mit ihm ziehen wolle in sehr ungewisser Aussicht auf Lebenserhaltung, da er nicht wisse, wohin er sich wenden solle, noch dazu im schlimmsten Unwetter und wo er bestimmt glaube, daß er sich bedeutend von dem Wege, den er habe gehen wollen, verirrt habe, oder ob sie in dem Hause bleiben wolle, in dem sie sich befanden. Sie aber sagte, sie wolle lieber mit ihm ziehen, selbst wenn sie wüßte, daß sie selbigen Tages vor Ermattung und durch Unwetter draußen sterben müßte. Auch sie wisse durchaus nicht, wohin sie sich wenden sollte. —

Sie blieben noch drei Tage da und rüsteten sich, so gut die vorhandenen Mittel es erlaubten, zur Reise aus. Aus Bettdecken machten sie ein Zelt zurecht und den Zeltpfosten aus einigen Holzstücken. Dann brachen sie auf. Nach langer Mühsal kamen sie, wie es ihnen schien, auf den rechten Weg, und als sie weiter gingen, erkannte sie die Örtlichkeit wieder, von welcher der schlechte Mann sie geraubt hatte, als sie sich von ihren Gefährten verirrt hatte, wie vorhin erzählt worden ist. Es ist nicht erwähnt, daß sie Unwetter durchzumachen hatten, und von ihrer Reise wird nichts erzählt, bis sie nördlich in den Skagafjördur kamen. Sie über-

nachtete zu Starrastadir. Er aber wanderte noch desselbigen Abends, an dem sie in den Skagafjördur hinabkamen, bis nach Mælifell. Dort bat er um ein Nachtlager, welches ihm sofort bewilligt wurde. Die beste Bewirtung wurde ihm hier zu teil. — Am Abend kam der Pfarrer hinauf in den Bodenraum über der Wohnstube, wo sowohl der Gast als auch das Gesinde bei der Arbeit saßen. Der Ankömmling grüßte den Pfarrer, was dieser erwiderte. Der Pfarrer fragte den Ankömmling gar nicht nach Neuigkeiten, obgleich er wußte, wie weit derselbe herkam, auch redete der Pfarrer kein Wort, sondern ging bald wieder hinab. Da nahm der Ankömmling das Wort. Er sagte, der Pfarrer sei wunderlich, da er nicht nach Neuigkeiten von den Fahrten weitgereister Leute oder aus fernen Gegenden frage; er finde ihn recht mürrisch, noch nie habe er einen so wortkargen Pfarrer gesehen. Dem Gesinde schien er recht ungeziemend über den Pfarrer zu reden und sie sagten, die Ursache von des Pfarres Schwermut sei die, daß er vor drei Jahren seine Tochter verloren habe, indem dieselbe mit anderen Leuten auf den Moosberg gezogen und dort verschwunden sei, so daß seitdem niemand etwas von ihr wisse. Von da ab habe der Pfarrer niemals seinen Frohsinn wieder erlangt. — Der Ankömmling sagte, er sei an ihrem Verschwinden nicht schuld gewesen und es sei nicht ehrenhaft, es Unschuldige entgelten zu lassen. Alsdann suchte der Gast das ihm angewiesene Bett auf.

Am andern Morgen war er frühzeitig wieder auf den Füßen und begehrte eine Unterredung mit dem Pfarrer. Allein man sagte ihm, es sei noch zu früh, um ihn zu wecken. Darauf entgegnete er, für Reisende sei es sehr unbequem, bis spät in den Tag hinein zu warten. Die Leute sagten nun, er solle nicht aufbrechen, bevor er bewirtet worden sei; hierauf erwiderte er nicht viel, sondern wanderte hinab nach Starrastadir. Er holte sein Mädchen ab und sie gingen hinauf nach Mælifell. Dort ließ er sie in einen Pferdestall treten und ging dann zum Hause. Der Pfarrer war jetzt aufgestanden. Der Ankömmling ging zum Pfarrer, bot ihm guten Tag und dankte ihm für die gute Bewirtung. Dann fragt er den Pfarrer, ob er ihm für den Fund, den er gethan habe, lieber eine Belohnung geben oder ihm denselben schenken wolle. Der Pfarrer schweigt eine kleine Weile und antwortet dann: „Als ein hier ganz

Fremder wirst du wohl nur etwas gefunden haben, was ich nicht sehr vermisse, daher magst du es behalten." Da sucht der Ankömmling draußen das Mädchen auf und begiebt sich mit ihr zu ihrem Vater. Es läßt sich nicht ausmalen, welch ein freudiges Wiedersehen zwischen ihnen stattfand. Als aber der Pfarrer mit der Begrüßung seiner Tochter fertig war, erzählt er ihr von seinem Gespräch mit dem Gaste, und sie sagt, es sei ihr Wille, ihn lieber als alle anderen zu nehmen, denn er habe mit seiner beispiellosen Beherztheit ihr Leben aus der großen Gefahr errettet, in der sie sich befunden, wie hier zuvor erzählt ist. Und obwohl der Pfarrer den Mann nicht kannte, gab er doch gutwillig zu, daß die Verlobung geschah. Der Gast blieb eine Woche da. Dann zog er seines Weges hinaus nach dem Hjaltadalur und lieferte die Briefe ab, mit denen er ausgeschickt worden war, und sobald er einen Brief nach dem Südlande in Empfang genommen hatte, ging er wieder nach Mælifell und hielt sich hier noch eine Woche auf. Alsdann machte er sich auf die Heimreise. Der Pfarrer sagte, er solle im nächsten Frühjahr nach dem Norden kommen und die Heiratsangelegenheit in Ordnung bringen.

Nun wandert er seines Weges und es wird von seinen Fahrten nichts erzählt, bis er südwärts auf die Berge kommt. Da überfallen ihn die schrecklichsten Unwetter. Er weiß nicht, wohin er geht, bis er endlich vor sich ein Gehöft findet. Dort klopft er an die Thür und schnell wird aufgemacht. Ein Mann, der schon ältlich ist, kommt an die Thür. Der Ankömmling bittet ihn um Herberge. Der Einheimische sagt, er pflege niemandem ein Obdach zu versagen und es sei ein rechtes Wunder, daß jener so glücklich gewesen, bei so schlimmem Wetter ein schützendes Dach zu erreichen. Sodann gehen sie hinein. Der Bauer macht die Thür zu und legt Steine dagegen und ist in allen Hantierungen rüstig und rasch. Sie gehen nun in den Gang hinein. Der Bauer sagt, dort im Gange sei ein Roß, welches er besitze. Er geht tiefer hinein, bis er auf der einen Seite einen Lichtschimmer sieht. Dort blickt er in eine Hütte hinein, wo ein altes Weib an einem Feuer sitzt. Ein Topf stand auf dem Herde und das Weib schürte das Feuer. Auf dem Herdsteine neben dem Weibe erblickt er eine Menschenhand. Er kümmerte sich nicht darum und ging noch etwas

weiter dem Bauern nach. Da gewahrt er, daß im Gange ein Pferd steht. Er bittet nun den Bauern um Licht. Der Bauer willfahrt ihm. Sobald der Ankömmling das Pferd sieht, sagt er: „Da bist du also, Schulschecke!“ Als ihm aber das Wort entschlüpft ist, sagt er: „Ich glaube, sie ist es doch nicht.“ Der Bauer fragt, ob er das Pferd zu kennen glaube, allein das verneint er Sie reden nun einige Worte über das Pferd und wollen es genauer untersuchen und beide betasten es, jeder auf seiner Seite. Da setzt der Ankömmling über den Rücken des Pferdes hinweg und es entsteht ein harter Kampf zwischen ihnen. Derselbe endete aber damit, daß der Bauer fiel. Der Ankömmling setzte ihm das Knie auf die Brust und ließ nicht eher ab, als bis der Bauer tot war. Alsdann wandte sich der Ankömmling zu dem Weibe, welches zu dem Streit hinzugekommen war, doch wegen der Drohungen des Fremden nicht gewagt hatte, ihrem Manne beizustehen. Ihr machte er ebenso den Garaus wie ihrem Manne, verbrannte darauf beide zu Asche und sah sich dann in der Hütte um; da fand er Kleidungsstücke, die er kannte und die dem Schüler aus dem Hjaltadalur gehört hatten, der im Herbst nach der Schule zu Skalholt hatte kommen sollen. Er fand auch Bücher und Zaumzeug und erkannte gleichfalls das Pferd.

Er bleib drei Tage da und zog dann seines Weges. Er nahm das Pferd und alle Habe des toten Schülers mit sich und seine Reise ging ohne Unfall von statten. Er kam nach Skalholt und der Bischof empfing seinen Pflegesohn mit Freuden und glaubte, ihn von den Toten zurück erhalten zu haben. Er erzählte dem Bischofe auf das genaueste von seinen Fahrten, vor den Schülern jedoch erwähnte er nicht seiner Heiratsangelegenheit. Diesen war es nicht lieb, daß er zurückkehrte, und sie bezweifelten sehr, daß er über die Berge gewandert sei. Da leistete er ihnen einen Eid, daß es so gewesen sei, wie er sagte. Sie wollten sich nun weigern, ihm das versprochene Geld auszuzahlen, als aber der Bischof sich hineinmischte, mußten sie es herausgeben. — Nunmehr bat er den Bischof, ihn den Winter über soviel als möglich auszubilden, und das that dieser. Im Frühling entließ ihn dann der Bischof gut ausgestattet und er reiste ins Nordland nach Mælifell. Da hatte der Pfarrer bereits das Gut Starrastadir für ihn erstanden. Er

gründete dort einen Hausstand, wozu ihm der Pfarrer schon Gesinde gemietet und die Erde nach Bedarf bestellt hatte. Diesen Sommer blieb er unvermählt, im Herbst aber heiratete er die Tochter des Pfarrers. Der Pfarrer ließ es ihm an nichts fehlen. Er gehörte später zu den vornehmsten Bauern im Skagafjördur, war geachtet von allen, die ihn kannten und sehr tüchtig in allen Schwierigkeiten; er galt für den besten Nothelfer in der Gemeinde und für sehr weise und überall, wo er mit beteiligt war, förderte er das Gute. Die Eheleute liebten sich bis in ihr Alter, doch wird ihrer Kinder nicht erwähnt. Und so endet diese Geschichte.

Das Mädchen von Galtalækur.

Einstmals raubten Friedlose ein Mädchen aus Galtalækur in der Landschaft Landsveit. Einen Tag lang wurde sie mit verbundenen Augen fortgeschleppt. Am Tage darauf jedoch erspähte sie den Berg Hekla und glaubte, aus dessen Lage zu ersehen, daß sie am Flusse Kaldakvisl aufwärts gebracht wurde. Nach Verlauf von drei Tagen kamen sie zu der Wohnung der Friedlosen. Es waren ihrer im ganzen vierzehn. Einer, der der älteste war, hatte über die anderen zu gebieten und war ihr Pfarrer. Einige dieser Männer waren Flüchtlinge aus den bewohnten Gegenden, einige aber gänzlich „Gebirgsmänner". Sie ließen dem Mädchen die Wahl, welchen von ihnen sie heiraten wolle; sie aber schlug das aus, und da nötigte sie auch niemand dazu, sie behielten sie jedoch bei sich, damit sie ihnen die Speise zubereite und sie bediene. Sie hatten früher schon zwei Mädchen gestohlen, die beide tot waren. Jedes vierte Jahr reisten sie nach einem Handelsort und dann pflegte auch der alte Mann von daheim fortzuziehen, sonst aber nicht. Er ritt ein großes und schnelles grauscheckiges Pferd. Zweie oder viere blieben dann stets zu Hause. Einen anderen Ausflug unternahmen sie in jedem Herbst nach Schlachtvieh, was eine dreitägige Reise erforderte. Sie gingen nie von ihren Gewohnheiten

ab, ihren Wohnort aber verlegten sie auf eine andere Stelle, damit sie nicht so leicht gefunden würden. Niemals gewann das Mädchen ihren Aufenthaltsort bei ihnen lieb, obgleich der alte Mann alle Mittel anwendete, um ihr die Zeit zu vertreiben. Er bat sie, sich darin zu finden, so langte er lebte, und sagte, er werde die Bestimmung treffen, daß sie nach seinem Tode in die bewohnte Gegend zurück gebracht würde.

Das Mädchen war nun zwölf Jahre lang dort bei ihnen. Sie begann zu finden, daß der alte Mann recht lange am Leben bleibe. In einem Herbst war das Wetter sehr gut und schön. Da zog der alte Mann mit den andern zu seinem Vergnügen mit und ritt seinen Grauen. Sie ließen das Mädchen allein zurück, denn sie hatten keinen Argwohn, dieselbe könne sie hintergehen. Sie blieben eine ganze Woche auf der Reise und kehrten matt und müde heim. Während sie fort waren, schleppte das Mädchen eine Menge Holz herbei und brachte es heim auf den Vorplatz. Als sie aber zu Bett gegangen und eingeschlafen waren, trug sie den Gang im Hause voller Holz und große Haufen davon vor alle Fenster; dann steckte sie alles in Brand und ging nicht eher fort, als bis alles gezündet hatte und zu lohen begann. Darauf ging sie zu dem Stalle, in dem der Graue war, sattelte ihn und führte ihn am Zügel heraus und schwang sich auf seinen Rücken, konnte ihn aber nicht von der Stelle bringen, bis sie Hut und Mantel des alten Mannes nahm. Indem sie fortzog, ritt sie an dem Feuer vorbei. Da brachen zwei Männer aus den Flammen hervor. Der eine fiel sogleich tot nieder, der andere aber kam noch zwei oder drei Klafter weit von dem Feuer hinweg und sank dort um; dies war der alte Mann. Da fiel sein Blick auf das Mädchen und er schaute ihr weinend nach, wie sie auf dem Grauen davon ritt.

Sie machte auf ihrer Reise nicht Halt, ehe sie in ihre Heimat kam. Über ihre That aber wurde übel geurteilt. Sie war nirgend gern gelitten und hatte wenig Glück bis zu ihrer Todesstunde.

Die Geschichte von Ketilridur, der Bauerntochter.

In alter Zeit wohnte in einem Thale im Ostlande in der Sudurmulasysla ein Bauer, welcher Grimur hieß. Seine Frau hieß Thorkatla, die Tochter aber Ketilridur, weiter hatten sie keine Kinder. Jenes Thal war ganz besiedelt. In einem Herbst trug es sich zu, daß beim Einsammeln der Schafe von den Sommerweiden ungewöhnlich viel Tiere fehlten; es wurden Leute ausgesandt, um in der Wüste nach ihnen zu suchen, das half jedoch nichts. Dem Vater der Ketilridur waren die meisten abhanden gekommen, darunter beinah alle Hammel. Er und andere waren darüber unzufrieden und konnten doch nichts dagegen thun. — Im Anfange des Winters hob Ketilridnr folgendermaßen mit ihrem Vater zu reden an: „Ich wollte, Vater, du gäbest mir Urlaub, durch die unbewohnten Gegenden zu streifen und nach deinen Schafen zu suchen. Eine Ahnung sagt mir, daß ich nicht vergeblich gehen würde, wenn ich deine Erlaubnis dazu erhielte.“ Grimur lächelte und sprach: „Ich wußte schon vorher, Tochter, daß du Mannesmut in einer Weiberbrust trägst, doch scheint mir diese Reise uicht sehr wünschenswert. Es kann sein, daß sich Trollen, Unholde oder Wegelagerer in der Wüste aufhalten, dir auflauern und dich rauben; das wäre dein Tod oder zum wenigsten würdest du nie wieder aus ihren Händen entrinnen.“ Ketilridur sprach: „Es wird von solchen Dingen wohl mehr Gerede gemacht, als Grund dafür vorhanden ist, und ich fürchte mich garnicht davor.“ Sie drang in ihren Vater, bis er ihr die Erlaubnis zu der Reise gab. Er sagte, der Hirtenknabe solle sie begleiten, und das ließ sie zu. Sie rüstete sich nun mit Lebensmitteln und neuen Schuhen aus, denn sie war darauf gefaßt, daß sie keinen kurzen Weg werde machen müssen. Darauf nahm sie Abschied von ihren Eltern und brach mit dem Knaben auf. Als sie aber außer Gesichtsweite gekommen waren, ließ sie ihn nach Hause zurückkehren.

Er ging ungern und sagte zu Grimur, daß sie seine Begleitung nicht wolle. Das machte dem Bauern Kummer, denn er begann für seine Tochter zu fürchten, es könne ihr ein baldiger Tod bevorstehen.

Ketilridur wanderte lange durch öde Gegenden. Endlich begann das Wetter sich zu verdunkeln, ein starkes Schneegestöber entstand und wenig war zu sehen. Da fängt sie an sich zu verirren; sie geht nun lange weiter ohne zu wissen wohin, bis sie unter ihren Füßen einen Grat oder Felskamm fühlt. Hier geht sie hinab, wiewohl es den meisten ungangbar erschienen wäre wegen der Felsblöcke und der gefrorenen Schneewehen. Nach langer Mühsal gelangt sie hinab auf ebene Flur; das Unwetter war so finster, daß sie nichts um sich her erkennen konnte. Sie glaubte, dies sei ein Thal; in demselben strömte ein Fluß zwischen Eisrändern entlang. Sie war ein kleines Stück am Flusse abwärts gegangen, als sie einen großen Schafstall traf. Sie sieht einen Mann am Eingange und eine Menge Schafe. Das Aussehen des Mannes erschien ihr nicht böse. Sie grüßt ihn, er aber dankt nur kurz. Hier erkennt Ketilridur die Schafe ihres Vaters und die der übrigen Thalbewohner. Der Mann läßt nun die Herde in den Stall und Ketilridur hilft ihm dabei. Alsdann fragt er nach ihrem Namen und wo sie hergekommen sei. Er sagt, er heiße Thorsteinn, das Thal nannte er jedoch nicht, sagte, es sei wenig bewohnt und nur ein Gehöft darin. Ketilridur sagte, sie werde dort um ein Obdach für die Nacht bitten. Er meint, das sei ein gefährliches Vorhaben, wenn sie am Leben bleiben wolle. „Hier wird niemandem, der um Herberge bittet, das Leben geschenkt, doch will ich dafür sorgen, daß dir kein Leid zugefügt wird, wenn du mich heim begleiten willst. Ich weiß, was dich herführt und ich möchte gerne, daß deine Reise gut verliefe."

Sie gehen nun nach Hause und treten in die Thür; drinnen scharrt er in einer Ecke und hebt eine Fallthür auf, darunter ist ein kleines unterirdisches Gemach. In dieses läßt er Ketilridur ein und sagt ihr, sie solle nichts von sich hören lassen, was auch geschehe und was sie auch höre, sonst würde es ihr Tod sein. Darauf verschloß er die unterirdische Kammer und ging fort. — Nicht lange darauf vernahm sie großen Lärm und Menschen-

stimmen; sie hörte, daß ihrer nicht weniger als sechs sein mochten, die nach dem Gaste suchten und fragten. Sie hörte, wie Thorsteinn leugnete, daß jemand hierher gekommen sei. Ketilridur entsetzte sich über dieses Getöse, denn jeder Balken krachte und das Erdgemach bebte von den Fußtritten. Dann verstummte der Lärm und alles war still. Ketilridur schlief nun bald ein, denn sie war schläfrig und ermattet.

Früh am Morgen weckte Thorsteinn Ketilridur und hieß sie mit ihm kommen; sie zögerte nicht lange aufzustehen. Er ging mit ihr nach dem Schafstall, lieferte ihr das Vieh ihres Vaters und der andern aus und geleitete sie dann aus dem Thale; das Wetter war jetzt klar. Beim Scheiden sprach Thorsteinn zu Ketilridur: „Nun werde ich dir meinen Hund leihen, daß er dich in deine Heimat begleitet; er wird dir beim Treiben der Schafe dieselben Dienste thun wie ein tüchtiger Mensch. Er wird dich zu Hause am Gehege des Grasfeldes verlassen. Darum aber bitte ich dich, daß du Leute sammelst, wenn du heimgekommen bist, und sie dir für den Notfall sicherst. Du sollst aber nicht mit ihnen herkommen, wenn ich dir nicht meinen Sörli schicke (so hieß der Hund), dann aber werde ich der Hülfe bedürfen. Ebenso möchte ich dich noch bitten, daß du dich nicht verheiratest, bevor du weißt, was aus mir wird." Nachdem dies gesprochen war, schieden sie. Ketilridur wanderte heimwärts und Sörli trieb alle Schafe bis zum Grasfeldgehege ihres Vaters.

Ketilridur ging nun nach Hause und ihre Eltern wurden froh, denn sie glaubten sie aus dem Totenreich zurück zu erhalten. Sie fragten nach ihren Erlebnissen und sie erzählte alles auf das genaueste. Nun bekamen die Leute ihre Schafe wieder, sie lobten Ketilridur und sagten, sie habe viel Brauchbarkeit und Mut an den Tag gelegt. Sie sammelte sogleich eine Schar und bekam vierundzwanzig kühne Männer aus der Gemeinde. Derjenige, der sie anführen sollte, hieß Ketill. — Der Winter kam nun heran. Da träumt Ketilridur eines Nachts, Thorsteinn käme und bäte sie um Hülfe. Frühmorgens erwacht sie, kleidet sich an und geht hinaus; da steht Sörli an der Hausthür und springt schwanzwedelnd an Ketilridur empor. Da ging sie flugs ans Werk und schickte nach den Männern, die sie sich verschafft hatte, damit sie ihr Hülfe

leisteten. Schnell wurde alles bereit gemacht; Sörli war an der Spitze des Zuges. Sie kamen in das Thal und bis an das Gehöft; es war spät am Tage. Kein Mensch war draußen. Ketilridur sprach zu ihren Leuten: „Wartet hinter dem Hause auf mich. Ich werde zuerst allein hineingehen, seid aber rasch bei der Hand, wenn ich rufe.“ Sie bejahen dies. Sie geht nun in das Haus und in die Wohnstube; hier war ein erhöhter Bretterboden. Ketilridur setzt sich hier schweigend nieder. Sie sieht einen alten Mann und ein Weib und sechs junge Burschen. Alle hatten boshafte Gesichtszüge. Das Weib redet nun zu Ketilridur und fragt, ob sie Speise haben wolle, denn sie vermutete, daß sie hungrig sei. Ketilridur nahm das Anerbieten an. Die Alte holt nun eine Schüssel mit Fleisch und reicht sie Ketilridur. Sie nahm dieselbe in Empfang, schrak aber zurück, als sie es betrachtete, denn in der Schüssel war Menschenfleisch. Sie sagte, an solches Essen sei sie nicht gewöhnt und bat die Frau, ihr etwas Besseres anzuschaffen. Da kommt die Alte mit Hammelfleisch. Jetzt aber sieht Ketilridur, wie der Mann ein Messer nimmt und es zu wetzen beginnt. Er sagt zu seinen Jungen, es werde am besten sein, daß Ketilridur schnellstens getötet werde, und heißt sie, dieselbe ergreifen. Sie stehen auf. Sie aber bittet sie, ihr zu erlauben, daß sie ihr Sterbegebet singe, denn sie sei eine Christin. Der Alte war kein religiöser Mann und will das nicht; seine Söhne aber waren neugierig, das Gebet zu hören, denn etwas derartiges hatten sie noch nie vernommen, und daher erlaubte man es ihr. Sie forderte sie auf, mit ihr hinaus auf die Schwelle der Hausthür zu kommen, denn Gott werde ihre Seele nicht drinnen im Hause holen wollen. Der Alte will das nicht, allein seine Söhne entscheiden und gehen nun mit ihr auf die Schwelle hinaus, der Alte aber kommt mit dem Messer hinterher. Da begann nun Ketilridur folgendermaßen zu beten:

„Keta, Keta, Keta mein,
Komm her mit den Gesellen dein
Und hole von hier die Seele mein“.

Da springen Ketill und seine Gefährten hurtig auf und rennen mit ihren Waffen nach der Thür. Die Burschen ließen nun Ketilridur los und wollten sich retten, konnten aber nicht. Jene töteten das ganze Gesindel und verbrannten es. Sie begannen dann nach

Thorsteinn zu suchen. Da wies sie Sörli zu ihm in ein verschlossenes Gemach; er saß auf einem Stuhle, die Arme an die Stuhllehne gebunden. Seine Füße standen bis zu den Knieen in einem Gefäß voll Wasser. Vor ihm stand eine Schüssel mit geräuchertem Hammelfleisch, doch vermochte er dasselbe nicht zu erreichen. Er wurde nun losgebunden und erquickt. Er sagte ihnen, woher er wäre. Dieses Räubervolk hatte ihn aus einer bewohnten Gegend gestohlen, denn er war ein guter Schafhirt.

Nun wurde das Gehöft verbrannt. Sie schafften alles fort, was dessen wert war; es waren ungeheure Reichtümer vorhanden, und diese fielen sämtlich Thorsteinn und Ketilridur zu. Sie zogen mit ihrem Vermögensanteil heim in die bewohnte Gegend und lohnten ihren Gehülfen reichlich für die Fahrt. Hierauf warb Thorsteinn um Ketilridur und Grimur gab gern seine Einwilligung. Alsdann heirateten sie sich und lebten nach Grimurs Tode auf dessen Gehöft. Sie liebten sich zärtlich bis in ihr Alter und waren die reichsten Eheleute zu jener Zeit.

Fjalla-Eyvindur.*)

Eyvindur war der Sohn von Jon und Margret; diese wohnten zu Hlid im Hrunamannahreppur in der Arnessysla. Die Eheleute hatten mehrere Kinder, doch haben sie mit dieser Geschichte nichts zu thun außer Eyvindur und seinem Bruder oder Halbbruder Jon, dem Vater des Studenten Grimur, der vor kurzem**) achtzigjährig gestorben ist und, so lange er wirtschaftete, auf demselben Gute — Skipholt — gewohnt hat, das er von seinem Vater geerbt hatte. Man weiß nicht genau, wann Eyvindur geboren ist, wahrscheinlich aber ist er zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts geboren

*) Fjalla = gen. plur. von fjall, Berg.

**) Also wohl kurz vor der Herausgabe des Buches von Jón Arnason, welches die Jahreszahl 1864 trägt.

Eyvindur wurde bei seinen Eltern in Hlid auferzogen und blieb in diesem Bezirk, bis er ganz erwachsen war. Nunmehr ging er nach Tradarholt in der Landschaft Floi und wurde dort Wirtschafter. Man sagt, er habe dort nicht festen Fuß gefaßt, sondern wegen eines Diebstahles wieder fort gemußt, und dieses Laster verließ ihn seitdem nicht mehr. Das erste Mal soll er einem Bettelweibe einen Käse aus der Tasche stiebitzt und sich damals zu Oddgeirsholar befunden haben; dafür soll das Weib ihn dazu verwünscht haben, daß er von da an das Stehlen nie mehr solle lassen können; da sollen entweder Eyvindur oder dessen Angehörige von dem Weibe haben erkaufen wollen, daß sie ihre Verwünschung zurücknähme. Sie habe aber gesagt, das könne sie nicht, denn Verwünschungen würden nicht zurückgenommen; doch wolle sie die Sache dahin mildern, daß er niemals in die Hände der Menschen fallen solle, und beides schien sich später beständig an ihm zu bewahrheiten.

Sowohl die Bewohner der Arnessysla wie die der Westfjorde erzählen, Eyvindur habe sich, als er Tradarholt verließ, westwärts nach der Halbinsel Vestfirdir begeben, sich dort mit einer Witwe namens Halla und ihren Kindern zusammengethan und in jener Gegend gewohnt, einige sagen, auf einem einsamen Hofe auf den Bergen, andere, zu Hrafnfjardareyri in den Jökulfirdir im Kirchspiel Grunnavik. Er soll ein treffliches Gut gehabt haben und es wird erzählt, Sera Snorri Björnsson habe, als er Pfarrer zu Stadur in Adalvik war (1741—57), Eyvindur und Halla zusammengegeben. — Halla galt in vielen Stücken als übel veranlagt; sie war hart von Gemüt, hatte einen übelen Leumund und war zweideutig in religiöser Hinsicht, so daß sie fast nie die Kirche besuchte oder außen vor der Kirchenthür stand, während Gottesdienst gehalten wurde. Von Gestalt und Wesen wird sie auf dem Althing 1765 folgendermaßen beschrieben: „sie sei niedrig, doch sehr aufrecht gewachsen, sehr dunkelfarbig an Antlitz und Händen, habe dunkelbraune Augen mit finsteren Brauen, einen offenstehenden Mund, ein längliches Gesicht, düster und abstoßend, dunkles Haar, kleine magere Hände und brauche viel Tabak." — Eyvindur dagegen soll gutmütig, von freundlicher, heiterer Sinnesart und sehr behend gewesen sein, daher ein guter Schwimmer und Ringkämpfer,

äußerst hurtig auf den Füßen und schnell im Gehen; den Handlauf*) konnte er so gut, daß er das flinkste Pferd überholte, was ihm oft von großem Nutzen war, wenn er sein Leben retten mußte und verfolgt wurde; dazu war er keck und waghalsig. Auf dem Althing 1765 wird er beschrieben wie folgt: „Er ist schlank gewachsen und gehört zu den größeren Männern, hat große Hände und Füße, beinah weißscheinendes Haar, das sich unten lockt, ein blatternarbiges langgezogenes Gesicht mit etwas dickerer Ober- als Unterlippe, ist einschmeichelnd in seiner Rede und warmherzig, ordentlich und reinlich, raucht vielen Tabak, ist bescheiden im Umgang, freundlich, ein guter Arbeiter, geschickt in Holz und Eisen, kann wenig lesen, gar nicht schreiben und summt häufig Rimur-Verse vor sich hin, die meist verdreht sind."

Es ist nicht möglich zu erkunden, wie lange Eyvindur und Halla ihr Gehöft in den Westfjorden bewohnt haben, bevor sie in die Einöde flüchteten, auch nicht aus welcher Ursache sie flohen, denn jeder erzählt die Sache etwas anders, darin aber stimmen die meisten überein, daß Eyvindur dort seinen Edelmut entgolten habe oder die Schande seiner Frau, wie die Vestfirdinger sagen. Sie erzählen, Halla sei mit einem gemeinen Diebe — wohl eher Arnes als Abraham**) — in Verbindung getreten, und nachdem sie irgend einen Knaben, der bei dem Ehepaare war, unter dem Eise im Hrafnsfjördur ertränkt hatten, seien sie von ihren jungen Kindern entwichen. Halla wollte das Gehöft verbrennen, Eyvindur aber nicht, und so blieb die Unthat ungeschehen. Eine Tochter von ihnen, welche Olöf hieß, lief zum nächsten Gehöft und erzählte, was vorgefallen war und die Kinder wurden gerettet, Eyvindur und Halla aber entliefen auf die Berge mit verschiedenen Wirtschaftsgegenständen und Geräten und brachten zwanzig Jahre lang ihr Leben in Friedlosigkeit zu, wobei sie ihre Wohnung immer weiter nach Osten und Norden in die Einöden des Landes verlegten. Hier soll von diesen ihren Heimstätten einiges berichtet werden.

*) Hierunter ist die Kunstfertigkeit zu verstehen, die man bei uns „ein Rad schlagen" nennt. Sie wird in Island viel geübt und mancher kann weite Strecken auf diese Art zurücklegen.

**) Von diesen beiden ist später die Rede.

Nachdem Eyvindur und Halla friedlos geworden waren, wurde man ihrer zuerst zu Hveravellir (Ebenen der heißen Quellen), westlich des Weges Kjalvegur auf den Sommerweideplätzen von Audkula gewahr. Dort errichtete Eyvindur eine Hütte und ummauerte eine der Quellen, wovon bis auf unsere Tage Spuren zu sehen waren; in der Quelle kochten sie ihre Speise. Arnes, ein friedloser Dieb, von dem schon die Rede wer, lebte hier bei ihnen. Während ihres Aufenthaltes an diesem Orte stahlen die Genossen in einer Herbstnacht Lebensmittel und verschiedenes andere aus einem Vorratshause oder Außengebäude des Bauern Magnus zu Gilhagi in den Thälern des Skagafjördur. Sie wurden verfolgt, doch nicht gefaßt und nichts war von ihnen zu sehen, außer einigen Anzeichen davon, daß sie weit von der bewohnten Gegend gerastet hatten. Ein anderes Mal wollten sie ein paar Reisende berauben, welche mit einer Ladung getrockneter Fische in nördlicher Richtung das Lavafeld Kjölur durchzogen; es war ein erwachsener Mann und ein junger Bursche. Der Mann geriet in solche Angst, daß er zitterte und keine Gegenwehr leistete; der Junge aber ergriff einen gespaltenen Hammer, schlug dem Arnes auf die Wange und zerbrach ihm die Kinnlade. Dieses Zeichen trug Arnes bis zum Tage seines Todes. Alsdann schlug der Bursche nach Eyvindur, allein dieser wich beiseite und entkam mit Arnes, jene aber gelangten wohlbehalten in die besiedelte Gegend. — Während sie zu Hveravellir weilten, sandte Eyvindur einstmals den Arnes hinab in die Thäler des Skagafjördur, um zu ihrem Unterhalt Schafe einzufangen. Arnes ging und erreichte in der letzten Hälfte der Nacht einen Viehstall. Arnes war von schwerem Gliederbau, mittelgroß und von achtunggebietendem Äußern, stark und verwegen und hatte bei dieser Gelegenheit eine Axt in der Hand. Wie Arnes in dem Schafstall angelangt ist, kommt in demselben Augenblick der Hirt hinzu; er war von hohem Wuchse und hatte in der Hand einen eisernen Spaten. Arnes wollte in den Stall eindringen, allein der Hirt kam ihm zuvor, stellte sich vor die Thür und wehrte Arnes den Eingang. Sie rangen eine Weile mit einander und es endete damit, daß der Hirt dem Arnes die Axt aus den Händen schlug und sie an sich zog. Als Arnes entwaffnet war, wandte er sich zur Flucht und kehrte wehrlos zu Eyvindur

zurück. — Von den Nordländern ist zu sagen, daß ihnen dort, wo Eyvindur war, ein schlimmer Gast auf die Hochebene gekommen zu sein schien. Sie suchten ihn deshalb auf und nahmen seine Vorräte in Beschlag; diese bestanden in fünfzig geschlachteten Hammeln, welche so geschickt in einem Reisighaufen untergebracht waren, daß immer eine Schicht aus Fleisch und die andere aus Reisig bestand. Die Nordländer nahmen die geschlachteten Tiere und alles, was sie sonst noch Wertvolles vorfanden, und zerstörten die Hütte bis auf den Grund. Eyvindur und Arnes entkamen, ersterer mittelst des „Handlaufes", Halla jedoch wurde ergriffen und in die Ansiedelungen geschafft. Auch der Dieb Abraham war damals bei Eyvindur; ihn faßten die Nordländer und hingen ihn zu Hveravellir an einen Galgen: daher sagte der Dichter Samson in einem Spottliede von einem Manne, seine Seele werde fahren:

„In des Abraham off'nen Schoß
Oben auf Hveravellir".

Im nächstfolgenden Winter hatten Eyvindur und Arnes es sehr schwer durchzukommen und lebten meist vom Schneehühnerfang. Bald darauf soll Halla wieder zu ihnen gekommen sein und sie verlegten nun ihre Wohnung nach Südosten in die kleinen Thäler zwischen dem Flusse Thjorsau und den Vorsprüngen des Arnarfellsjökull. Hier bauten sie sich eine Hütte und hielten sich daselbst, wie man sagt, vier bis fünf Winter auf. Im Laufe der Zeit jedoch erging es Eyvindur und seinen Genossen an diesem Orte nicht besser, denn vormals zu Hveravellir. In einem Sommer zogen nämlich zwei Männer aus der Gemeinde Ytrihreppur landeinwärts nach den Sommerweideplätzen, um Schwäne zu jagen und Moos zu sammeln. Sie trafen Eyvindur, der sich dort umhertrieb, und erkannten ihn, obwohl er seinen Namen verleugnete; seinen Schlupfwinkel aber fanden die Leute diesmal nicht. Diesen Sommer stahl die Gesellschaft von den zu Ytrihreppur gehörigen Sommerweideplätzen gegen die Zeit, wo das Vieh von den Bergen wieder zusammengetrieben wird, so viele Schafe, daß es den Bauern im Herbst nicht mit rechten Dingen zuzugehen schien, wieviel von ihren Herden fehlte, und deshalb eine Nachsuche angestellt wurde. Auf den entlegensten Weideplätzen trafen sie auf eine große Schafspur; sie sahen, daß das Vieh ostwärts am Arnarfellsjökull entlang über

die Sandflächen getrieben worden war und verfolgten die Spur bis zu Eyvindurs Hütte. Da gerieten die Diebe in harte Bedrängnis, denn sie waren gerade dabei, eine Hausandacht zu halten, als die Bauern zu ihnen kamen. Eyvindur aber besann sich nicht lange, ergriff den Kochtopf und verschiedene andere Geräte und versenkte sie in einen Morast, wo jene sie nicht fanden, und dann entschlüpfte die ganze Hausgenossenschaft den Gemeindeleuten aus den Händen und hinauf auf den Jökull. Die Bauern plünderten Eyvindurs Behausung aus und staunten darüber, wie geschickt manche Hausgeräte angefertigt waren; sie nahmen Körbe hinweg, die Eyvindur mit solcher Kunst aus Ruten geflochten hatte, daß sie wasserdicht waren. Auch einen großen Holzstoß fanden sie und achtzig geschlachtete Hammel darin, ebenso gut verwahrt, wie jene in dem Reisighaufen zu Hveravellir. Was die Schafsucher nicht mit sich nach den Ansiedelungen schaffen konnten, in das legten sie Feuer und verbrannten es zu kalter Kohle.

Es ist nicht wahrscheinlich, wenn auch einige es erzählen, daß Eyvindur sich in dem nun folgenden Winter zu Hveravellir aufgehalten habe, denn er mußte wissen, wie es that, dort von allem entblößt zu sein. Glaubhafter ist, daß er nunmehr, wie auch sonst oft, zu seinem Bruder Jon in Skipholt seine Zuflucht genommen habe, und die meisten sind der Meinung, er und Halla seien dort den Winter hindurch in einem zur Aufbewahrung von getrockneten Fischen dienenden Schuppen versteckt gewesen. Den Leuten erweckte es Argwohn, daß der Bauer Jon viel mehr Wolle nach dem Kaufort brachte, als er der Wahrscheinlichkeit nach von seinen Schafen haben konnte und ebenso, daß er gar keine großen Anstrengungen machte, um nach einem fetten Pferde suchen zu lassen, welches ihm um diese Zeit abhanden kam. Als Eyvindur nach diesem Winter wieder in die Berge zog, soll sein Bruder ihn mit den notwendigen Hausgeräten versorgt haben und er ließ sich nun zu Eyvindarver oder Eyvindarkofaver (E.'s Hüttenstätte) nieder, nordwärts am Beginn der Wüste Sprengisandur, westlich bei dem Wege im Osten des Flusses Thjorsau, gegenüber dem Rastplatze Arnarfellsver.

Bevor wir uns jedoch von Eyvindurs früheren Aufenthaltsorten weiter entfernen, muß hier noch eine Begebenheit erzählt

werden. Einstmals, als er noch zu Hveravellir oder am Fuße des Arnarfell lebte, soll er ausgegangen sein, um sich mit den Pfaden über Berge und Gletscher vertraut zu machen. Er wanderte am Langjökull und traf im Eisgebirge ein grasbewachsenes Thal. Oben im Thale sah er einen Mann gehen, der eine Schafherde vor sich her trieb. Eyvindur ging zu ihm und grüßte ihn. Jener erwiderte seinen Gruß ziemlich kurz. Eyvindur fragte ihn, wohin er wolle. Der andere sagte, er treibe das Vieh zum Melken heim. Das Aussehen des Mannes kam Eyvindur tückisch vor, dennoch begann er mit ihm zu scherzen und entbot ihn zum Ringkampfe, was jener nicht ablehnte. Sie rangen eine Weile und Eyvindur merkte, daß er jenem an Stärke nicht gleichkam, es endete aber doch damit, daß Eyvindur den Thalbewohner zu Fall brachte. Der Hirt stand rasch auf und sagte: „Meinen Bruder würdest du nicht so bald fällen, wenn ihr miteinander kämpftet." Hierauf gingen sie hinauf nach dem Gehöft und trieben das Vieh auf den Melkplatz. Da kam ein Mädchen vom Hofe her und trug ein Gefäß am Arm. Der Hirt sperrte nun die Schafe ein und das Mädchen begann zu melken. Eyvindur grüßte sie, doch sie dankte nicht für seinen Gruß, so lange der Hirt auf dem Melkplatze war, als er aber ins Haus gegangen war, bat Eyvindur, sie möge ihm Milch zu trinken geben. Sie nahm ein leeres Gefäß, melkte die Milch von einem Schafe hinein und reichte es ihm. Eyvindur nahm es, trank sich satt, dankte dem Mädchen dafür und sagte, er habe von der Schafmilch genug bekommen. Das Mädchen antwortete nun auf seine Rede und sagte ihm, der Bauer sei daheim und die beiden Brüder des Hirten und wenn sie ihn erwischten, würde er keine weiteren Fahrten mehr thun. Während sie zusammen sprachen, brachte Eyvindur auf dem die Hürde umgebenden Wall seinen Schuh in Ordnung; dabei blickte er zufällig empor und sah, wie drei Männer vom Hofe her auf den Melkplatz zugelaufen kamen. Da wartete Eyvindur ihren Willkommensgruß nicht ab, sondern machte sich auf die Beine und lief aus dem Thale den Abhang gerade hinan. Als er den oberen Rand des Thales erreicht hatte, waren jene ihm schon näher gekommen; er sah, daß die Entfernung zwischen ihnen nur noch kurz war und daß es so nicht weiter gehen dürfe. Er ging nun rasch zum

„Handlauf" über und kam ihnen weit voraus. Als die Thalbewohner das sahen, verfolgten ihn zwei von ihnen mittelst des „Handlaufes", der dritte jedoch kehrte um; Eyvindur vermutete, daß dies der alte Mann, der Vater der Brüder gewesen sei. Nun verfolgten Eyvindur diese beiden, er aber kam ihnen immer weiter voraus am Jökull entlang, bis sich vor ihm eine Gletscherspalte aufthat; da sprang Eyvindur hinüber, weil es hier sein Leben galt. Er war entsetzlich müde, so daß er sich jenseits der Spalte niederwarf und nach Atem rang. Als die andern an die Spalte kamen, getrauten sie sich nicht hinüber zu springen, auch mag ihnen Eyvindur jenseits wohl zu allem fähig erschienen sein. Hier kamen sie also auseinander und keine der beiden Parteien wünschte der andern Gutes. Man hat keinen Bericht, nach welchem Eyvindur sonst jemals in so große Gefahr geraten wäre wie die eben erzählte, obgleich er sich mit anderen Friedlosen einließ und auch, wie man sagt, mit ihnen in die besiedelten Gegenden ging; gewöhnlich aber machten sie sich seiner Diebereien wegen von ihm los.

Nun müssen wir da weiter fortfahren, wo Eyvindur sich zu Eyvindarver landeinwärts an den Sommerweideplätzen des Holtamannahreppur in der Rangarvallasysla oben an der Wüste Sprengisandur niederließ. Dort machte er sich eine Hütte, von der man noch Spuren sieht, nach Westen zu am Sprengisandswege. Die Hüttentrümmer sind sehr in sich zusammengesunken, aber ein Quellwasser rinnt auf drei Seiten darunter hervor und das Rinnsal, welches nach Nordwesten fließt, ist voll von Pferdeknochen, die augenscheinlich in Stücke gehauen sind, und von Vogelbeinen. Auch Schafsknochen sind dort gefunden worden. In dieser Örtlichkeit sollen Eyvindur und Halla die längste Zeit ihres friedlosen Zustandes verlebt haben. Eine zweite Hütte soll Eyvindur östlich vom Flusse Thjorsau gehabt haben, dort heißt nach ihm der Eyvindarsandur. — Eine von den Fragen, mit denen sich die meisten Überlieferungen in Eyvindurs Geschichte beschäftigen, ist die, ob und wie oft er von Leuten aus dem bewohnten Lande ergriffen worden sei. Manche sagen, er sei nie gefaßt worden, sondern habe sich stets durch den Handlauf gerettet, Halla dagegen sei oftmals gefangen, doch stets wieder entkommen, nachdem sie ein Kind geboren hatte. Andere erzählen, Eyvindur sei oft ergriffen worden, aber immer wieder ent-

wischt. So wird in den Jahrbüchern berichtet, Björn der Starke sei mit einem andern Manne unterwegs gewesen und Eyvindur begegnet; Björn packte Eyvindur und band ihn, Halla aber kämpfte unterdessen mit seinem Begleiter, überwältigte ihn und wollte ihm den Hals abschneiden. Björn kam hinzu und nahm Halla gefangen; sie wurden nun von einem Syßelmann zum andern transportiert. Wiederum aber meinen einige, die beiden seien entkommen und wieder an denselben Aufenthaltsort gelangt.

Es wird erzählt, Eyvindur habe es trefflich verstanden, sich mit Vorräten zu versorgen und im Sommer immer viel Brennholz gesammelt, dennoch sei im Frühjahr manchmal Mangel bei ihm eingetreten. Einst, als Eyvindur in der Hütte am Sprengisandur lebte, waren sie vor Mangel und Hunger dem Tode nahe, denn sie hatten beinah eine Woche lang wenig zum Lebensunterhalt gehabt. Am Morgen des Ostertages — denn dies war die Woche vor Ostern gewesen — sagte Eyvindur, er wolle die Hausandacht in Vidalins Postille lesen und lieber, nachdem dies geschehen sei, Hungers sterben, als ohne gelesen zu haben; Halla aber meinte, ihr sei es einerlei, wie es gehalten werde, vom Lesen würden sie wenig satt werden. So begann Eyvindur zu lesen. Nachdem er aber mit dem Lesen selbst fertig und in die Mitte des Vaterunsers gekommen war, hörten sie, daß die Thür der Hütte berührt wurde. Als Eyvindur das Gebet beendet hätte, ging er an die Thür und öffnete sie; da sah er ein gutgefüttertes Pferd an der Hüttenwand stehen. Eyvindur nahm das Pferd, schlachtete es und sie lebten davon, bis sie etwas anderes bekamen; da sie aber kein Brennholz hatten, sollen sie sogleich roh davon gegessen haben. Mit diesem Pferde aber ging es so zu; der Bauer Einar Brynjolfsson zu Barkarstadir in der Landschaft Fljotshid hatte es vor einem oder mehreren Jahren nördlich im Vardardalur oder Eyafjördur gekauft und den Winter über gut gefüttert. Am Sonnabend vor Ostern aber wurde das Pferd hinausgelassen um es zu tränken und man ließ es sich draußen tummeln; da jagte es auf einmal davon und war nicht einzuholen, die Spur aber verfolgte man nach Norden zu in die Wildnis und so geriet der Gaul in Eyvindurs Gewalt. — Diesen selben Winter vorher soll Eyvindur geträumt haben. er würde gefunden werden, weshalb er seinen

Schlupfwinkel ein wenig mehr nach Osten verlegte, was ihm aber zum Nachteil gereichte, denn wäre er ruhig an demselben Orte geblieben, so wäre er nicht entdeckt worden. Einar Brynjolfsson hatte im Nordlande in der Thingeyarsysla große Besitzungen, deshalb reiste er oft gen Norden, um Pachtgelder einzufordern und die Bebauung zu beaufsichtigen. Die Wüste Sprengisandur war damals viele Jahre nicht durchreist worden und galt für unpassierbar. In dem Sommer aber, nachdem Einar sein Reitpferd eingebüßt hatte, fiel es ihm ein, nach dem Nordland über den Sprengisandur zu reiten. Da wurde Eyvindur von Einar überrascht; er war gerade beim Hausbau, als dieser ihn antraf. Eyvindur ergab sich gutwillig und wurde gebunden. Halla jedoch wehrte sich mit einer Hacke, wurde aber zuletzt doch gefaßt und gebunden. Einar erkannte nun in Eyvindurs Hütte die Haut seines Reitpferdes. Darauf brachten Einar und seine Begleiter Eyvindur und Halla nordwärts nach Reykjahlid am See Myvatn. Dort wurden sie eine Zeit lang in Gewahrsam gehalten; alle fanden, daß mit Eyvindur gut auszukommen sei, desto übler aber mit Halla; denn sie war hartherzig gegen Kinder und Elende. — Es war an einem Sonntage im Sommer, als zu Reykjahlid Gottesdienst gehalten wurde — die Kirche steht in einiger Entfernung vom Gehöft, auf allen Seiten von Lava umgürtet — daß Eyvindur bat, der Predigt zuhören zu dürfen; er galt nämlich für gottesfürchtig, während Halla nach Religion nichts fragte, und es wurde ihm erlaubt. Eyvindur setzte sich auf eine Bank im Winkel und die Leute glaubten, während des Gottesdienstes brauche er nicht bewacht zu werden, denn sonst hütetrn ihn gewöhnlich zwei Männer. Allein indes der Pfarrer das Evangelium verlas und alle auf ihn die Augen gerichtet hatten, keiner aber auf Eyvindur, verschwand dieser aus der Kirche und man dachte nicht daran, nach ihm zu suchen, bis der Gottesdienst aus war. Da war aber ein undurchdringlicher Nebel hereingebrochen, so daß kaum ein Mensch zu erkennen war. Dieser Nebel hielt genau eine Woche lang an. Seitdem nennen die Myvetninger jeden dichten Nebel einen Eyvindurs-Nebel. Lange wurde nach Eyvindur gesucht, doch ganz vergeblich; er selbst aber erzählte später, er habe sich in dem Lavakamm versteckt, welcher der Kirche am nächsten ist, während das Suchen am eifrig-

sten gewesen sei. Dies fiel niemandem ein und die Leute suchten in der Ferne statt in der Nähe.

Im nächsten Winter, nachdem Eyvindur aus Reykjahlid verschwunden war, hielt er sich zu Herdubreidarlindur*) auf, wo man noch Spuren von seiner Hütte sieht. Es ist ein Bau aus Lavaplatten, an der Wand einer Kluft aufgeführt, ungefähr einen Klafter lang und einen halben breit. Ein Pferderückgrat diente der Hütte als Dachbalken und durch die ganze Höhlung des Rückenmarkes war ein Seil gezogen, um ihn zusammen zu halten, dann war das ganze mit dem Wurzelwerk des Sandhafers gedeckt. Als Thür diente seine Steinplatte, so gut eingefügt, daß es war, als wäre sie gehobelt. Ein Quellwasser sprudelte aus dem Felsen, an dem die Hütte errichtet war, und fiel gerade bei der Lagerstätte des Hüttenbewohners nieder. So geschickt war dieses Gewässer eingefaßt, daß man nur aus dem Bette herauszulangen, eine Steinplatte, welche die Quelle verdeckte, hochzuheben und das Gefäß hinein zu senken brauchte. Bei der Hütte war ein großer Holzhaufen und die Leute meinen, Eyvindur habe darin seine Wintervorräte aufbewahrt. Man weiß von Eyvindur, daß dieser Winter einer der schlimmsten während seines „Draußenliegens" gewesen ist, denn er hatte nichts weiter zu leben, als rohes Pferdefleisch und Angelikawurzeln, von denen es in Herdubreidarlindir genug giebt. Eyvindur soll im Herbst sieben oder neun Pferde von den östlichen Bergen gestohlen haben, Schafe aber waren nirgend in der Nähe zu bekommen. Kein Merkmal deutet darauf hin, daß Eyvindur bei der Hütte Feuer angemacht habe. — Nach Eyvindurs Verschwinden wurde Halla in die westlichen Bezirke geschafft. Gegen Ende des Winters aber kam er eines Sonntags hinab nach Vogar am See Myvatn. Die Leute von dort waren alle zur Kirche außer einem alten Weibe, und dieses bat er um Essen und Schuhe, denn er sagte, er sei ein weitgewanderter Reisender, dem die Schuhe alle geworden seien; er erbot sich, der Alten dafür die Andacht vorzulesen. Die Alte hatte keinen Argwohn und gewährte

*) Eine Oase am Rande der großen Lavawüste Odadahraun. Siehe Petermann's geographische Mitteilungen für 1885: „Eine Lavawüste im Innern Islands" v. Th. Thoroddsen.

ihm, um was er sie ansprach. Als Eyvindur mit dem Lesen fertig war, erkundigte er sich genau nach Halla und was aus ihr geworden sei; dann auch nach Eyvindur und was für Vermutungen man über sein Verschwinden hege. Die Alte gab über alles Auskunft, so gut sie es wußte. Alsdann ging Eyvindur weg, bevor die Leute aus der Kirche kamen. Man erzählt, er sei Halla nach Westen nachgezogen und habe sie sich wieder verschafft, und die Leute glauben, sie hätten sich nun eine Zeitlang in den Einöden des Jökuldalur aufgehalten. Dort giebt es Berge, die Eyvindarfjöll heißen und nach ihm genannt sein sollen.*)

Eine Weile hauste Fjalla-Eyvindur auf der Hochebene Fljotsdalsheidi und stellte dem Vieh der Bewohner des Fljotsdalur nach. Da machten diese sich auf und wollten Eyvindur vertreiben; sie verfolgten ihn zu Pferde, er aber wendete den Handlauf an und sie kamen weder auseinander noch zusammen. Die Pferde der Bauern aber blieben in einem Sumpfe stecken, der ungefähr mitten auf der Hochebene ist, und da entkam Eyvindur seinen Verfolgern. Dieser Sumpf ist danach Eyvindarkelda genannt worden und ist höchst schwierig zu passieren. — Als Eyvindur dort im Osten war, fehlten, wie die Sage erzählt, dem Hirten zu Bru im Jökuldalur von seinem Melkvieh einst einige Schafe; er ging deshalb und suchte sie weit draußen in der Wüste. Da kam er an eine Schlucht und ging eine Weile daran entlang, bis er unten in der Schlucht eine Hütte sah und eine Frau dabei, welche in einer Hürde Schafe melkte. Der Hirt hatte einen Hund bei sich, welcher bellte; dabei schaute die Frau empor. Da wurde dem Hirten bange und er lief, so schnell ihn seine Füße trugen, nach den Ansiedelungen. Die Bauern brachen schnell auf und zogen in großer Zahl dorthin, wohin sie gewiesen wurden; sie fanden die Schlucht und sahen dort Spuren davon, daß Menschen hier gehaust hatten; der Bewohner der Schlucht war aber auf und davon.

Nachdem Eyvindur in die bewohnten Gegenden zurückgekehrt war, erfuhr man von ihm, nirgend sei es ihm in der Wildnis

*) Nach einer Anmerkung im Originale sollen diese Berge aber nach jenem Eyvindur heißen, den Hrafnkell Freysgodi in dem Einschnitte zwischen den Bergen umbrachte.

besser ergangen, als zu Eyvindarver; denn außer den Schafen, die er von den Sommerweideplätzen raubte, erlegte er dort viele Schwäne und Gänse, die er ereilte, wenn sie verwundet waren; dazu konnte er sich den Forellenfang zu nutze machen, der in den Fiskivötn (Fischseen) unerschöpflich sein soll, wenn sie auch sehr weit entfernt sind. Doch sagte Eyvindur, die Frostwinde seien in der Wüste Sprengisandur manchmal so streng, daß selbst ein ganz starker und wohlbekleideter Mann im Freien nicht seines Lebens sicher sei. Daß er gesagt habe, er wolle niemandem so übel, daß er ihm ein Leben wünschen möchte wie sein eigenes, ist glaubhafter, als jene andere Äußerung, die man ebenfalls von ihm berichtet: er habe keinen so schlimmen Feind, daß er ihn in die westliche Wildnis verweisen möchte; in die östliche Wüste jedoch würde er seinen Freund schicken. Auch will man von Eyvindur und Halla wissen, daß sie in ihrer Friedlosigkeit zusammen Kinder gehabt und Halla sie alle beseitigt habe; Eyvindur hatte nicht in der Nähe sein können, während Halla sie umbrachte. Am meisten sei ihm der Verlust eines Kindes zu Herzen gegangen, das war ein Mädchen, das schon ins zweite Jahr ging. Sie hatten es wollen am Leben lassen, aber da drangen plötzlich Leute aus den Ansiedelungen zu ihnen, so daß sie sich retten mußten und das Kind nicht mit sich nehmen konnten und Halla nur noch Zeit hatte, es von den Felsen zu schleudern. — Allgemein wird berichtet, daß Eyvindur und Halla zwanzig Winter friedlos gewesen und dann wieder ehrlich geworden seien, und die Bewohner von Grunnavik sagen, sie seien wieder auf dasselbe Gut (Hrafnfjardareyri) gekommen, von dem sie in den Westfjorden entflohen, und dort seien sie gestorben und in einem Sumpfe unweit des Gehöftes begraben worden. Dort wurde dem Sera Torfi Magnusson, der 1822—41 Pfarrer zu Stadur in Grunnavik war, ihre wiederholt aufgeschichtete Grabstätte gezeigt. Es sind aber nicht alle darin einig, daß Halla zu Hrafnfjardareyri gestorben sei, denn im Südlande wird von ihr erzählt, sie sei, als sie sich das letzte Mal ergab oder gefaßt wurde, so hinfällig gewesen, daß man es nicht für thunlich erachtet habe, sie im Zuchthause zu halten; daher sei ihr gestattet worden, sich in einer Hütte oben in der Mosfellssveit aufzuhalten. Dort war sie einen Teil des Sommers hindurch. Im Herbst aber war eines

Tages heiterer Sonnenschein und mildes Wetter mit leichtem kühlem Windhauch; Halla saß im Freien an der Wand des Hauses und sagte: „Jetzt ist es schön auf den Bergen." In der Nacht darauf verschwand sie und wurde nirgend gefunden. Einige Jahre später fand man die Leiche einer Frau oben in den Henglafjöll (oder, wie die Bewohner der Arnessysla sagen, oben am Berge Skjaldbreid, nach ihnen ist auch Halla von irgend einem Gehöft in Grafningur oder der Thingvallasveit gebürtig gewesen); zwei tote Schafe lagen bei ihr, die sie mit den Hörnern in ihren Gurtband gehakt hatte. Man glaubte, daß dies Hallas Leiche sei und daß sie habe in die Berge entfliehen wollen, dort aber liegen geblieben sei, weil das Wetter gleich nach ihrem Verschwinden schlecht geworden war.

Von Eyvindurs künstlichen Arbeiten werden besonders das Blatt einer Hacke und das eines Spatens erwähnt, welche die Thingeyinger zu Anfang dieses Jahrhunderts in einer Wasserrinne bei seiner Hütte zu Eyvindarver fanden; sie nahmen beides mit ins Nordland und zeigten es und man fand es bewundernswürdig gut gefertigt. Das dritte Machwerk von ihm war ein Korb, der zur Zeit des Probstes Gisli Thorarinsson zu Oddi in der Rangarvallasysla vorhanden war und für die Kinder benutzt wurde, um sie darin das Laufen lernen zu lassen; er galt für meisterhaft geflochten.

Die Sage von Asmundur zu Fjall.

Ein Mann hieß Asmundur, er war der Sohn eines Bauern zu Fjall im Kolbeinsdalur im Skagafjördur. Er war stark und schön und allgemein beliebt. Oft ging er nach Holar und konnte sich dort die Bücher der Schüler ansehen; so unterrichtete er sich über viele wissenschaftliche Gegenstände und lernte viel Schulgelehrsamkeit, wenn er auch nicht zu den regelmäßigen Schülern gezählt wurde. Einst trug es sich zu, daß der Bischof Geld nach Skalholt zu schicken hatte; dazu ersah er sich einen Schüler namens Sigurdur.

Dies war im Winter und man fand es schlimm, daß ein einzelner Mann sich auf den Weg über die Berge machen sollte. Der Bischof sagte, Sigurdur solle sich zur Begleitung einen Menschen aussuchen, welchen er wolle. Sigurdur wählte Asmundur. Dieser wurde darum gefragt und wollte es thun, wenn sein Vater es erlaubte. Nun trug man die Sache letzterem vor, er aber wendete viel dagegen ein. Weil jedoch Asmundur gern reisen wollte, kam es zuletzt dahin, daß sein Vater es erlaubte.

Sie rüsteten sich zur Reise, brachen auf und gelangten ohne Unfall in das Südland. Sie richteten ihre Aufträge in Skalholt aus und machten sich alsdann auf den Heimweg. Auf den Bergen verdüsterte sich das Wetter und ein so starkes Schneegestöber überfiel sie, daß sie sich verirrten. Da fragte Asmundur, was es für einen Ausweg gebe. Sigurdur sprach: „Wenn du keinen Ausweg weißt, so giebt es keinen.“ „Dann ist mein Rat, daß wir uns trennen,“ sprach Asmundur, „denn dieses Unwetter wird wohl von Menschen verursacht sein, nicht von der Natur, und du wirst bald auf den rechten Weg kommen, wenn wir getrennt sind, weil mir wohl ein anderer Weg zugedacht ist.“ Sigurdur war dies gar nicht recht, doch mußte es so geschehen, wie Asmundur wollte. Asmundur bat ihn, in der Heimat seinen Gruß zu überbringen, und dann schieden sie. — Sigurdur war nicht lange gegangen, da klärte sich das Wetter auf. Er gelangte auf den rechten Weg und wanderte heimwärts und erzählte die Ereignisse. Als Asmundurs Vater davon erfuhr, legte er sich zu Bett aus Gram um seinen Sohn, den er für verloren hielt.

Asmundur setzte die Reise fort, das Unwetter aber ließ nicht nach und er wußte nicht, wohin er ging. Endlich kam er in ein Thal und ging eine Weile dasselbe entlang. Da kam er an ein stattliches Gehöft. Es war am Abend. Er sah zwei nicht mehr ganz kleine Kinder in die Thür heraus kommen. Er grüßte sie und sie dankten. Nun bat er sie, der Hausherrschaft zu bestellen, er bäte um Herberge für die Nacht, und sie liefen hinein. Bald kam ein alter, nicht unschöner Mann heraus. Er ging schweigend auf Asmundur zu und begann mit ihm zu ringen. Asmundur war ermüdet, mußte aber dem Alten Widerstand leisten, obgleich es ihm schwer wurde, da er in allen Überkleidern war. Sie

kämpften heftig und lange. Asmundur hatte genug mit der Verteidigung zu thun, dennoch endete der Ringkampf damit, daß der Alte fiel. Asmundur schenkte ihm das Leben und ließ ihn aufstehen. Da packte ihn der Alte zum zweiten Mal und hielt ihn fester als vorher. Ihr Kampf wurde härter und länger als zuvor, und doch fiel der Alte zuletzt. Nochmals schenkte ihm Asmundur das Leben und erlaubte ihm aufzustehen. Der Alte besann sich nicht, sondern griff ihn zum dritten Male an; er war jetzt äußerst heftig und für Asmundur schien die Sache eine bedenkliche Wendung zu nehmen. In diesem Augenblick kam ein Mädchen heraus in die Thür mit Licht. Asmundur schaute sie an und fand sie so schön, daß er mehr an sie als an den Ringkampf dachte. Das benutzte der Alte und brachte ihn zu Fall, sprach aber alsdann: „Nun hast du es dir selber zu verdanken, daß ich dir das Leben schenke, wenn du es annehmen willst.“ Asmundur sagte, er wolle es annehmen, „meinen Fall aber verursachte das schöne Mädchen, das mit dem Lichte kam.“ Dann steht Asmundur auf und der Alte führt ihn in die Wohnstube und ist nun sehr vergnügt, als wäre nichts dazwischen gekommen. Asmundur fand, daß hier alles von Wohlstand und Bildung zeugte. Er sah eine schöne alte Frau auf einem erhöhten Boden sitzen und auch die Kinder, welche in die Thür gekommen waren. Er grüßte die Frau und sie dankte freundlich. Darauf wurde ihm ein Sitzplatz angewiesen und das schöne Mädchen mußte ihm die nassen Überkleider abziehen. Alsdann brachte die Frau ihm Speise. Er tafelte mit guter Eßlust, bekam dann ein gutes Bett, um darin zu schlafen, und wurde von dem schönen Mädchen bedient; sie sahen einander freundlich an. Nun legte sich Asmundur zum Schlummer nieder und schlief gut die Nacht hindurch.

Am Morgen ist der Alte frühzeitig auf den Füßen und bietet Asmundur einen guten Tag. Dieser kleidet sich an und dann gehen sie beide hinaus; es war jetzt klares Wetter. Der Alte sprach nun: „Du sollst jetzt erfahren, daß ich dein Vaterbruder bin, meine Frau aber ist eine Bischofstochter; sie war heimlich im Einverständnis mit mir, als sie noch zu Hause bei ihren Eltern war. Da sah ich, daß es mir schlecht ergehen würde, und entfloh mit ihr in dieses Thal. Bald darauf gebar sie eine Tochter

und das ist die nämliche, die das Licht in die Thüre trug. Die andern Kinder haben wir später bekommen. Es war uns möglich, einiges Kochgeschirr mit uns zu nehmen, auch besaß ich etliche Schafe, die sich mir später holte. Geraubt haben wir keine noch sonst irgend etwas Schlimmes verübt und niemand hat uns gefunden. Ich weiß, was in der Gemeinde vorgeht, denn ich hatte einen treuen Freund, der mir solches mitteilte, auch habe ich ein weniges gekonnt*), und das Schneegestöber veranstaltete ich, denn ich wollte mit dir zusammentreffen; zu Leibe gegangen bin ich dir gestern abend aber deshalb so übel, weil ich deine Kraft erproben wollte, und die scheint mir gewaltig groß geworden zu sein, denn ich wußte wohl, daß du müde warst. Nun möchte ich, daß du uns zur Kurzweil diesen Winter hier bliebest."

Asmundur nahm das Anerbieten an und weilte dort den Winter über. Er war sehr vergnügt mit der Tochter des Mannes und niemand sagte etwas darüber. Im Frühjahr rüstete sich Asmundur zur Heimreise. Da sprach der Alte: „Nun werden wir Gatten wohl nicht mehr lange leben und da wollte ich dich bitten, dafür zu sorgen, daß wir begraben werden wie Christenmenschen. Ich wünsche, daß du dann meine Tochter heiratest, und denke, ihr werdet wohl nichts dagegen haben. Außerdem möchte ich dich bitten, meine Kinder zu dir zu nehmen und ihnen Pflege und Unterricht angedeihen zu lassen. Meine Tochter ist, denke ich, gut ausgestattet mit geistigen Fähigkeiten und die übrigen ebenfalls, soweit es ihrem Alter angemessen ist. Unsere Särge werde ich selber zimmern." — Nachdem er so gesprochen hatte, nahmen sie innigen Abschied von einander, Asmundur schied mit Kummer von jenen Leuten und machte sich auf den Heimweg, den der alte Mann ihm wies.

Er kommt nun nach Fjall und trifft seine Mutter; sie freut sich gar sehr, ihn lebend wiederzusehen, sagt aber, sein Vater liege danieder aus Gram um ihn, und sie wolle gehen und versuchen, ihn mit der Hoffnung auf sein Kommen neu zu beleben, denn es könne geschehen, daß er von einer so plötzlichen Umwandlung des Kummers in Freude stürbe. Sie geht hinein, um mit ihm zu

*) Nämlich Zauberkünste.

sprechen, und fragt, wie es mit seiner Gesundheit stehe. Er sagt, dieselbe sei nicht besser als vorhin. „Nun kann ich dir gute Kunde bringen, nämlich, daß ich Hoffnung habe, daß unser Sohn lebt. Ich wollte, du könntest munterer werden für den Fall, daß er uns bald heimsuchte.“ Bei diesen Worten lebte der Alte bedeutend auf und sie wußte ihn durch ihre Überredung so gut umzustimmen, daß er sich aufrecht setzte, und als er so munter geworden war, wie es ihr gefiel, holte sie Asmundur. Er kam herein und begrüßte seinen Vater und es fand ein unbeschreiblich freudiges Wiedersehen statt. Hierauf erzählte er ihnen alles von seinen Fahrten und sein Vater war erstaunt, solches zu hören; er hatte seinen Bruder lange tot geglaubt. Seine Krankheit besserte sich nun schnell und er wurde ganz gesund.

Asmundur begab sich nun nach Holar; dort wurde er von Sigurdur und allen freudig empfangen. Darauf blieb er eine Zeit lang zu Hause. Da träumte er eines Nachts, sein Verwandter käme zu ihm und spräche: „Jetzt ist es Zeit, daß du dich auf den Weg machst und mich aufsuchst; nimm tüchtige Männer zur Begleitung und ausreichende Lastpferde.“ Als Asmundur erwachte, erzählte er den Traum seinem Vater, verschaffte sich Leute und Pferde und ritt nach dem Thale. Da waren die Eheleute kürzlich gestorben und die Kinder hatten sie eingesargt. Sie nahmen die Leichen, sämtliche Kinder und alles, was sie aus dem Hause mit fort schaffen konnten, und brachten es heim nach Fjall; es war dies aber ein sehr weiter Weg. Die Leichen wurden in Holar begraben und Asmundur hielt dem Ehepaar zu Ehren einen Leichenschmaus. Danach heiratete er das Mädchen, als ihm die beste Zeit dazu gekommen schien, und sie vertrugen sich gut miteinander. Den Kindern ließ er eine gute Erziehung zu teil werden und beide wurden treffliche Menschen, doch ist hier nicht weiter die Rede von ihnen. Asmundur lebte nach dem Tode seines Vaters auf Fjall, von seinen Nachkommen aber wissen wir nichts zu berichten. Manche sagen, Sigurdur habe die jüngere Schwester geheiratet und deren Bruder die Schwester des Sigurdur. Und so schließen wir diese Saga.

Jon von Geitaskard.

Zu Geitaskard wohnte vor einiger Zeit ein ziemlich armer Bauer; er hatte einen Sohn, welcher Jon hieß; dieser übertraf alle andern an Tapferkeit und Geschicklichkeit im Ringkampfe. — In einem Herbst ging Jon, wie er zu thun pflegte, nach dem Schafpferch von Eyvindarstadir; da sieht er auf dem Gemeindeweideland einen rotbraunen Hammel mit schönen gerade gewöhnten Hörnern, der sich vor allen übrigen auszeichnet. Jon befühlt diesen Hammel mit der Hand und findet Wohlgefallen an ihm; indem hört er, daß ein Mann auf dem Wall des Weideplatzes spricht:

„Braun, mit Wolle lang und derb,
Ragt er aus der Herd' hervor;
Huf, Netznadel, Ausschnitt, Kerb
Zeichnen ihn an jedem Ohr."

Dieser Mann bat Jon, den Hammel für ihn zu hüten und aufzubewahren, bis er ihn sich wieder hole, worauf er verschwand. Jon nahm den Hammel mit sich nach Hause und verwahrte ihn den Winter über; im Frühling aber verschwand derselbe und mit ihm alle Hammel des Bauern. In der Nacht darauf träumte Jon, jener Mann, den er auf dem Wall der Hürde gesehen hatte, käme zu ihm und sagte, die Hammel wären zu seinem Vater gekommen und der werde sie nicht los lassen, wenn er sie nicht selbst abhole; wenn er gesonnen sei, dies zu thun, so solle er im Herbst mit den Männern, welche auf die Schafsuche zögen, gen Süden nach Hvitarnes gehen und von da aus nordwärts an den Gletschern entlang wandern, doch solle er nicht allein sein, denn er werde Schweres zu bestehen haben.

Nunmehr verging der Sommer und im Herbst wurde Jon wie gewöhnlich beauftragt, beim Aufsuchen der Schafe als Anführer zu dienen. Zwei Tage früher als sonst reitet er südwärts gen Hvitarnes und trennt sich dort von seinen Gefährten und setzt einsam seinen Weg gen Norden an den Gletschern entlang fort,

bis er an eine Art von Querdamm kommt. Sobald er über denselben hinüber ist, sieht er einen Friedlosen eine große Lämmerherde hüten und kaum erblickt ihn der Friedlose, als er ihm auch schon entgegenstürzt und über ihn herfällt. Es währt aber nicht lange, bis Jon ihn überwältigt und ihn töten will; da bittet der Friedlose um Gnade und verspricht, jener solle ihn in allem treu befinden. Jon läßt ihn aufstehen und fragt, woher er sei. Dieser sagt, er sei der Sohn dessen. der seinem Vater die Hammel gestohlen habe, und bittet Jon, nun umzukehren, denn der Tod sei ihm gewiß, wenn er seinem Vater in die Hände falle. Jon wollte jedoch nichts unversucht lassen und zieht darum weiter, bis er einen zweiten Mann trifft, der viele Schafe hütet; er überfällt Jon ebenfalls, doch verläuft die Sache so, daß bald sein Leben in Jons Händen liegt und dieser ihm dennoch aufzustehen erlaubt. Dies war der Bruder des andern; er riet ihm gleichfalls, umzukehren. Allein Jon dringt noch weiter vor, bis er den dritten Bruder trifft, der über die Hammel wachte; dies war derselbe, den er im vorigen Herbst auf dem Hürdenwall gesehen hatte. Auch er greift Jon an und dieser spürt, daß er bei weitem der Stärkste von den dreien ist, gleichzeitig aber merkt er, daß derselbe seine Kraft zurückhält und seine Stärke nicht gebrauchen will, und zuletzt kommt er zu Fall, mehr dadurch. daß er von selber fällt, als daß Jon ihn bezwingt. Der Friedlose bittet ihn nun um Gnade und sie wird ihm gern gewährt; er sagt, er habe zum Schein mit ihm ringen müssen nach dem Willen seines Vaters, der Jon tot haben wolle, „und nun wirst du“, sagt er, „mit einer dir überlegenen Kraft zu thun bekommen, wenn du nach dem Hofe gehst, denn mein Vater ist so stark, daß wir drei ihm nicht standhalten. Doch sollst du mein Schwert mitnehmen zum Wahrzeichen davon, daß du mich besiegt hast, und gerätst du in Not, so werde ich suchen dir zu helfen.“ — Darauf reitet Jon nach dem Gehöft und klopft an die Thür; da kommt ein Mädchen an den Eingang und Jon fragt nach dem Hausherrn. Sie geht wieder hinein und bald darauf tritt der Alte heraus und hält eine erhobene Axt über der Schulter; wie er aber Jon mit dem Schwerte seines Sohnes sieht, wird er über die Maßen zornig, wirft die Axt fort und stürzt sich auf Jon. Dieser wirft nun auch das Schwert weg und leistet ihm

Gegenwehr; der Alte geht mit furchtbarer Kraft darauf los, während Jon einzig auf seine Verteidigung bedacht ist, so daß der Alte ihn nicht zum Straucheln zu bringen vermag; der Alte wird darüber umso wütender und gerät in Berserkerwut, wegen seines Alters aber beginnt er bald zu ermatten und zuletzt gelingt es Jon ihn zu überwältigen, so daß er fällt. Da bittet ihn der Alte, ihn so schnell als möglich umzubringen, da er nun nicht mehr Lust habe zu leben. Jon sagt, er wolle ihm das Leben schenken, wenn er sich ihm treu erweisen wolle. Der Alte antwortet, er werde ihm ferner nicht nach dem Leben trachten, ihm aber werde das Leben nun wenig mehr gelten als der Tod. Da ließ ihn Jon aufstehen und der Alte lud ihn hinein ins Haus und erzählte ihm nun von seinen Widerwärtigkeiten; vor einigen Jahren wären zwei Zauberer hergekommen und des Sommers bei ihm Tagelöhner gewesen; sie hätten um seine ältere Tochter geworben, weil er sie ihnen aber verweigert, hätten sie dieselbe behext, so daß sie nun irrsinnig sei. So zauberkräftig wären sie gewesen, daß sie die Geräte arbeiten gelassen und selber drinnen auf dem Boden der Wohnstube gesessen hätten. Auf Jon von Geitaskard hätten sie einen großen Haß gehabt und irgend ein Unheil von ihm befürchtet, deshalb hätten sie die Bedingung gestellt, daß der Alte ihn beseitigen solle, nun aber sei es gekommen, daß derselbe des Vaters und der Söhne Leben in seiner Hand gehabt habe. Jon sagte, es werde am besten sein, daß man abwarte und zusehe, was nun geschehen werde.

Er blieb den Winter über da und er und die jüngere Bauerntochter faßten Neigung zu einander, so daß er nicht ohne sie sein konnte. Im Sommer darauf kamen die Zauberer. Jon wurde versteckt, vermöge seiner Schlauheit gelang es ihm jedoch während des Sommers, sich ihrer alten Zauberbücher zu bemächtigen. Als sie das gewahrten, wurde der eine von ihnen so wütend, daß er zuerst das irrsinnige Mädchen, das er hatte heiraten wollen, und darauf seinen Genossen in einer Art von Geistesstörung durchbohrte. Jetzt aber kam Jon hinzu und als der Zauberer ihn sah, erkannte er ihn und sagte: „Da bist du ja, Jon von Geitaskard; so verwünsche ich dich denn und verhänge über dich, daß du von jetzt ab in keinem Gemeindewesen Ruhe haben sollst, bevor du

achtzig Jahre zählst, wenn du übrigens so alt wirst." Nachdem er aber dies gesprochen hatte, hieb ihm Jon den Kopf ab.

Im Herbst darauf heiratete Jon die Tochter des Alten und ihr Einvernehmen wurde das beste. Allein im folgenden Frühjahr verlangte es Jon danach, nach dem Nordlande zu reisen und seine Eltern zu besuchen. Er ritt nordwärts über das Lavafeld Kjölur und die Hochebene Kuluheidi (Audkuluheidi), kam hinab in das Langidalur und ritt heim nach Geitaskard. Dort fragt er das Hausgesinde wer hier wohne, und man sagt ihm, es sei eine Witwe; daraus entnimmt er, daß sein Vater gestorben sein müsse. Er schickt nach der Witwe und sie kommt heraus in die Hausthür, erkennt ihn jedoch nicht. Sie bittet ihn herein, aber er fühlt, daß sein Sinn verändert ist, so daß er nicht hineingehen kann. Da langt er hinab in seine Tasche, reicht ihr einen Brief und einen großen Geldbeutel und sagt: „Diesen Gruß hätte John von Geitaskard gern seiner Mutter überbracht." Darauf sagte er ihr lebewohl und reitet davon.

In jenem Briefe war Jons Geschichte; auch sagte er darin, er würde fürder nicht in die bewohnten Gegenden kommen. Der Beutel aber enthielt soviel Geld, daß seine Mutter bis zu ihrer Todesstunde keinen Mangel litt.

Der Sendbote des Bischofs von Skalholt.

Es war einmal ein Bauer auf einem Gehöft im Osten; er hatte zwölf Kinder; das älteste war ein zwölf Jahre alter Knabe. Der Junge verlegte sich darauf, nach den nächsten Höfen zu gehen, um sich Essen zu verschaffen, denn sein Vater war arm. Als er einstmals wieder nach Hause gehen wollte, überfiel ihn ein Nebel, so daß er sich verirrte. Da beschließt er bei sich, nicht weiter zu gehen, und legt sich an einem Hügel nieder. Wie er eine kleine Weile dort gelegen hat, kommt ein Bursche zu ihm und fragt ihn, warum er dort liege. Er antwortet, er habe aufgehört zu gehen,

um sich im Nebel nicht zu verlaufen. Der Ankömmling fragt, ob er nicht mit ihm nach Skalholt kommen wolle, und es wird nun zwischen ihnen abgemacht, daß sie beide dorthin wandern. Sie bitten daselbst um Obdach und werden aufgenommen. Die Nacht läßt man sie beisammen schlafen. Am Morgen aber beginnen sie in ihrem Bette mit einander zu reden und der Bauernsohn sagt, er möchte gern diesen Tag über hier bleiben und für das, was er verzehre, arbeiten. Der fremde Bursche meint, daran liege ihm nichts, da habe er es auf den anderen Gehöften besser. Dieses Gespräch der beiden hört der Bischof mit an und sobald die Burschen aufgestanden sind, läßt er sie zu sich in die Stube rufen und fragt den Bauernsohn, ob er heute gern hierbleiben möchte. Er sagt ja. Zu dem andern Burschen aber sagt er, er solle sich davon machen, er habe es besser auf den anderen Höfen. Da bleibt der Bauernsohn da, der andere aber zieht von dannen. Nach Verlauf von drei Tagen geht auch der Bauernsohn fort und da läßt ihm der Bischof drei Pferde mit Lebensmitteln für seine Eltern beladen und sagt, er könne wiederkommen, wenn er wolle. So kehrt der Bursche denn hierher zurück und wird nun Hirt bei dem Bischofe.

Nunmehr vergeht die Zeit, bis er fünfzehn Jahr alt wird. Der Bischof pflegte zuweilen ins Nordland nach Holar zu schicken, selten aber kamen die Leute zurück, die er sandte. Der Bursche hörte von diesen Nordlandsreisen reden und bat den Bischof, ihn gen Norden zu lassen; dieser aber wollte es nicht thun, denn er hatte den Bauernsohn lieb. Darüber wird jedoch der Bursche so betrübt, daß er sich zu Bett legt und eine Woche lang liegen bleibt. Da kommt der Bischof zu ihm und sagt, er wolle ihm erlauben zu reisen, da er es so sehr wünsche, doch werde er selber am meisten Gefahr dabei laufen. Nun beginnt der Bauernsohn sich anzukleiden. Der Bischof beauftragt ihn, einen Widder zu holen; dieser wird geschlachtet und der Bauernsohn eine Woche lang damit gefüttert. Eines Morgens ruft dann der Bischof den Bauernsohn zu sich in die Stube, giebt ihm eine Herzstärkung und sagt, er solle mit dem Manne ringen, der draußen auf dem Vorplatze sei, und wenn er den nicht fällen könne, dürfe er nicht nordwärts ziehen. Sie beginnen nun den Ringkampf und jener Mann schleudert ihn von sich in die Luft. Nun läßt sich der Bischof

sagen, wie es gegangen ist, dem Bauernsohne aber ist es sehr schmerzlich. Dasselbe wiederholt sich drei Morgen nacheinander, am zweiten Morgen vermag er den Mann auf das eine Knie nieder zu drücken, und da ist der Bauernsohn sehr froh und erzählt es dem Bischofe. Dieser aber sagt, er müsse den Mann mit Leichtigkeit zu Fall bringen. Den dritten Morgen gelingt es ihm, den Mann so fortzuschleudern, wie dieser am ersten Tage ihn, darüber ist er nun sehr froh und sagt es dem Bischofe. Der Bischof fragt, wie ihm jener Mann gefalle. Der Bauernsohn sagt: „Schlecht, er ist häßlich und widerwärtig." „Aber wenn ich das nun selber bin?" sagt der Bischof. Da schämte sich der Bauernsohn, als er erfuhr, daß dies der Bischof selbst gewesen war.

Der nächste Morgen kommt heran und der Bischof sagt, nun solle er nach dem Norden aufbrechen. Er macht sich auf den Weg und der Bischof begleitet ihn ein Stück, giebt ihm eine Flasche und sagt, daraus solle er einen Schluck nehmen, wenn sein Leben gefährdet sei; auch einen schwarzen Hund giebt er ihm und sagt, ihn solle er auf der Reise bestimmen lassen, da übernachten, wo er sich niederlege, und davon nicht abgehen. Damit trennen sie sich und der Bauernsohn zieht weiter. — Als der Abend gekommen ist, legt sich der Hund unter einen Stein und der Bauernsohn zu ihm und sie bleiben hier die Nacht hindurch. Am nächsten Tage setzen sie ihren Weg fort, bis sie zu einer Anhöhe kommen; da aber war ein dichtes nasses Schneegestöber hereingebrochen. Jetzt wollte der Hund in südlicher, der Bauernsohn aber in nördlicher Richtung von der Anhöhe ziehen. Da streichelte er den Hund und wandte sich gegen dessen Willen nordwärts. Er wandert weiter, bis er in dem starken Winde an die Thür einer Hütte stößt. Er klopft an die Thür, niemand aber kommt heraus. Er klopft nochmals, allein es geht ebenso. Nunmehr steigt er auf das Haus, tobt dort umher und will es einreißen. Da macht ein alter Mann die Thür zur Hälfte auf und fragt, wer draußen sei und was dort vor sich gehe. Der Bauernsohn giebt Auskunft über sich und bittet ihm zu erlauben, daß er bleibe. Das will der Mann nicht, sondern sucht die Thür wieder zuzuklemmen. Der Bauernsohn jedoch stemmt sich dagegen und drängt sich durch die Thür hinein und verfolgt den Alten bis in die Wohnstube. Hier sieht er an dem einen

Ende auf einem Bette ein altes Weib sitzen, welches Wolle zum Spinnen zurecht macht und unter dem Schenkel eine Axt liegen hat. Am andern Ende sind zwei Burschen und ein Mädchen. Als aber das Mädchen ihn sieht, fängt sie zu weinen an.

Der Bauernsohn geht lange in der Stube umher, endlich sagt er zu dem Alten, der in der Thür sitzt: „Wir Skalholtsleute sind nicht gewohnt, nichts zu essen zu bekommen.“ Der Mann läuft hinaus, kehrt mit einer Schüssel voll Skyr zurück und reicht sie ihm. Er ißt einen Löffel voll und giebt sie ihm dann wieder. — Nun vergeht eine lange Zeit, bis der Bauernsohn sagt: „Wir Skalholtsleute sind nicht gewohnt, nichts zu thun zu haben.“ Da geht der Alte hinaus; unterdessen aber bindet der Bauernsohn seinen Sack auf und nimmt einen Schluck aus der Flasche. Indem kommt der Alte mit einer Rindshaut und sagt ihm, die solle er gerben. Dieser gerbt nun, wie er aber die Haut zu dehnen beginnt, reißt er sie mitten auseinander, schleudert sie dem Alten zu und sagt: „Wir Skalholtsleute sind nicht gewohnt, solch elendes Fell zu gerben,“ — Wiederum trinkt der Bauernsohn aus der Flasche. Der Alte kommt mit einer zweiten Haut und sagt dem Bauernsohn, er möge sie gerben, es geht aber ganz auf dieselbe Weise. Der Bauernsohn nimmt nochmals einen Schluck aus seiner Flasche. Der Alte bringt die dritte Haut, sagt, er solle sie gerben, und es geht wie zuvor.

Jetzt gehen das Weib und das Mädchen mit Suppenschüsseln hinaus. Bald darauf kommt der Alte mit einer Schale voller Fleischstücke und bringt sie dem Bauernsohne; er aber ißt nur einen Bissen Fleisch und einen Löffel Suppe und giebt sie dann dem Manne zurück.

Alle gehen nun zu Bett und er merkt auf, wo das Mädchen schläft. Sobald er glaubt, daß alle zur Ruhe sind, geht er zu ihr. Er befragt sie nach diesen Leuten und sie erzählt ihm, der Alte sei ihr Vater. Er habe sich mit ihr aus der Gemeinde fortgestohlen und dieses Weib getroffen. Dasselbe habe ihn dazu gebracht, Leute umzubringen, die hierher gekommen seien. Das Weib habe jene Knaben geboren, welche ihre Halbbrüder seien. „Und wenn es so kommen sollte,“ sagt sie, „daß du sie in deine Gewalt bekämest, so bitte ich dich, nicht diese Jungen zu töten.“ — Jetzt hören sie, wie die Alte aufwacht und zu ihrem Manne sagt, ob es

nun nicht Zeit sei, sich zu ermuntern, er aber sagt, es sei noch zu früh. „Dies ist nun," sagt das Weib, „der zwanzigste von den Skalholtsleuten und mir scheint, er wird uns von allen die meisten Schwierigkeiten machen." Sie schlafen wieder ein, der Bauernsohn und das Mädchen aber stehen auf, gehen hinaus in die Küche und zünden Licht an. Das Mädchen reicht ihm eine Axt. Sie schleichen sich mit dem Licht in die Wohnstube und er schlägt dem Alten den Kopf ab, das Weib aber läuft hinab. Nun erwachen die Knaben und überfallen den Bauernsohn. Das Mädchen thut, als hülfe sie ihren Halbbrüdern, in Wahrheit aber hilft sie dem Bauernsohne. Er bezwingt sie und sie bitten ihn um ihr Leben und er schenkt es ihnen. Darauf gehen alle hinaus und finden die Alte in Stücke gerissen im Gange; der Hund hatte sie getötet. Sie nehmen den Mann und das Weib und verbrennen sie mit Feuer.

Die Burschen zeigen ihm nun das Vieh; es waren sechshundert Schafe und drei Pferde, das eine von ihnen war braun von Farbe und gehörte dem Mädchen; niemals hatte er ein größeres Pferd gesehen. Der Bauersohn bittet die Jungen, ihm den rechten Weg zu zeigen, und reitet das braune Pferd. Er reitet nach dem Norden, die Reise geht gut von statten und er kehrt zu der Hütte zurück und bleibt eine Woche da. Dann bricht er nach dem Süden auf, nimmt das Mädchen mit sich und überträgt den Burschen die Wirtschaft. Sie kommen nach Skalholt und der Bischof empfängt sie freudig. Der Bauernsohn bittet den Bischof, das Mädchen in der christlichen Lehre zu unterweisen, denn sie war heidnisch, und er verspricht, es zu thun. Im nächsten Frühling heirateten sie sich. Der Bauernsohn merkt dem Bischofe an, daß ihn sehr danach verlangt, das braune Pferd zu besitzen, also schenkt er es ihm. Dafür schenkt ihm der Bischof drei Güter im Norden, von denen eines größer ist als die andern. Nun zieht der Bauernsohn nach dem Norden und nimmt zwei seiner Schwestern mit sich, auch die Burschen und alle Habe aus der Hütte holt er unterweges ab. Die Burschen läßt er taufen und giebt ihnen seine Schwestern und jedem eines von seinen kleineren Gütern. Auf den Gütern beginnen nun die drei Paare zu wirtschaften und lieben sich bis in ihr Alter und nun weiß ich diese Geschichte nicht weiter.

Der Tagelöhner.

In der Gemeinde Biskupstungur wohnte ein reicher Bauer. Er war verheiratet und hatte mit seiner Frau an Kindern nur einen Sohn. Schon frühzeitig versprach dieser, sehr tüchtig zu werden. Die Eheleute hatten ihren Sohn sehr lieb und gewannen es nicht über sich, ihn von sich zu lassen; also wuchs er im elterlichen Hause auf, bis er sechzehn Jahre alt war.

In einem Sommer geschah es, daß zwei Männer dort in der Nachbarschaft, welche zur Lohnarbeit nach dem Nordlande zu ziehen pflegten, den Bauern darum angingen, daß er seinen Sohn mit ihnen reisen lasse, damit er auf diese Weise vorwärts komme. Der Bauer hatte zuerst wenig Lust dazu, ließ sich aber überreden, weil der Bursche großes Verlangen trug zu reisen. Als die Zeit vorüber war, wo die Lämmer entwöhnt werden, und die Tagelöhner ihre Fahrt antreten wollten, rüstete der Bauer seinen Sohn aus; er gab ihm gute Reisekost mit und den Rumpf eines alten Hammels. Der Bursche nahm Abschied von seinen Eltern und sie wünschten ihm lauter Heil und Segen; dann machte er sich mit den Tagelöhnern auf den Weg nordwärts in die Berge. Oberhalb des Flusses Thjorsau machten sie Halt, als sie zwei Raststellen weit gereist waren. Da geschah es, daß die Tagelöhner, nachdem sie das Zelt aufgeschlagen hatten, sich zusammenthaten, die ganze Reisekost des Burschen an sich rissen und ihm nur die Hüften des geschlachteten Hammels ließen. Das behagte ihm sehr schlecht, doch mußte er es sich gefallen lassen. — Als seine Gefährten gegessen hatten, legten sie sich zum Schlafen hin, der Bursche aber vermochte sich weder an Schlummer noch Speise zu erlaben, denn er war in finsterer Stimmung über seine Kameraden. Nachdem eine kleine Weile vergangen war, kam ein rotbrauner Hund an das Zelt, schnüffelte um dasselbe herum und hob zuletzt mit der Schnauze den unteren Rand des Zelttuches empor; da warf der Bursche dem Hunde das Hüftstück zu, das ihm von dem Hammel

geblieben war, der Köter aber ergriff es und verschwand. — Als der Bursche noch einige Zeit schweren Herzens im Zelt gesessen hatte, ohne schlafen zu können, ging er hinaus und zu seinen Pferden, die nicht weit davon auf der Weide waren. Da sieht er einen ziemlich großgewachsenen Mann gehen, der auf ihn zu kommt, gefolgt von einem rotbraunen Hunde. Der Ankömmling begrüßt den Burschen freundschaftlich und fragt ihn nach verschiedenen Neuigkeiten und der Bursche beantwortete alles ruhig und verständig. Zuletzt erzählte der Bursche dem Fremden von seiner Lage alles, wie es sich zugetragen hatte. Da forderte ihn der Mann auf, für den Sommer als Tagelöhner mit ihm zu ziehen, und der Bursche nahm dies an. Er holte seine Pferde und belud sie und ging mit dem Fremden, ohne sich von seinen Reisegefährten zu verabschieden, welche schlafend im Zelte zurück blieben.

Sie wanderten den ganzen Tag bis in die Nacht hinein weiter, vom allgemeinen Reisewege immer quer landeinwärts, wobei der Mann sehr lange Schritte nahm, bis sie in einem Thale an ein kleines Gehöft kamen; um das Gehöft herum lagen schöne ebene Strecken, doch war es, als verhülle ein Nebel alle Aussicht in die Ferne. Als sie an das Haus kamen, stand ein Mädchen draußen vor der Thür; sie begrüßte ihren Vater und trat zu ihm; sie war sowohl jugendlich als schön. Der Alte wies nun dem Bauernsohne zur Herberge ein einzeln stehendes Gebäude an und gebot seiner Tochter, ihm Essen zu bringen und ihn beim Zubettgehen zu bedienen. Er schlief ruhig den noch übrigen Teil der Nacht.

Am Morgen kam der Mann zu ihm und sagte, er habe ihm schon eine Arbeit zugedacht. Da stand der Bauernsohn schleunigst aus dem Bette auf und ging hinaus. Der Mann zeigte ihm nun einige sehr große, aber ebene und grasreiche Stücke Wiesenland und sagte, er hoffe, der Bauernsohn werde dieselben um die Zeit des Bergganges*) fertig gemäht haben. Dem Bauernsohne kam es vor, als werde er das nicht vollbringen können. Der Mann gab ihm darauf eine Sense und einen Schaft; beides waren gute Werkzeuge; die Tochter des Mannes aber sollte das Gras hinter ihm zusammenrechen. Der Mann schärfte ihm sehr

*) Wo die Schafe von den Bergweiden wieder eingesammelt werden.

ein, er solle nicht neugierig nach seinen häuslichen Verhältnissen forschen.

Dort war nun der Bauernsohn und ging täglich zum Mähen, außer des Sonntags, und nachts schlief er in dem Vorratshause. Die ganze Zeit über sah er niemanden als den Vater und die Tochter und ebensowenig konnte er Schafe oder anderes Vieh gewahren. Er mähte und sie rechte, es schien ihm aber wunderlich, daß das Heu alsogleich verschwand, sobald es gemäht und zusammen gerecht war. Seine Einsamkeit dünkte ihn seltsam, aber sehr kurzweilig. Es war eine Woche vor den Berggängen, daß er das ihm zugedachte Werk beendet hatte. Da hob der Alte mit ihm zu reden an, dankte ihm für die Sommerarbeit und machte ein fröhliches Gesicht. Er sagte, es werde nun auch wohl für ihn an der Zeit sein, daß er wieder in seine Heimat komme, damit er hinter seinen Gefährten nicht zurückbleibe. Er sagte auch, dieselben hätten in dem Zelte, wo sie sich getrennt, bis jetzt vor zwei Wochen geschlafen, seien dann aufgewacht und nordwärts durch die Wüste Sprengisandur gezogen; weil aber der Sommer so weit vorgerückt war, hätten sie im Nordlande keine Lohnarbeit bekommen und seien nun wieder unterwegs gen Süden. Alsdann übergab der Mann dem Bauernsohne den Sommerlohn; dies waren zwei große Ledersäcke und in jedem vierundzwanzig Viertel*) Butter. Außer der Butter gab er ihm zwei alte Hammel und gute Reisekost. Dann brachte er ihm seine Pferde und noch ein graues Pferd, welches ein ausgesucht wertvolles Tier war; er sagte, dieser Gaul werde seine Ballen tragen, auch wolle er selber ihn bis dahin geleiten, wo sie sich zuerst getroffen hätten. — Als sie zur Abreise gerüstet waren, kam der Alte mit einem großen Trinkhorn, reichte es dem Bauernsohne und bat ihn, daraus zu trinken; der Bauernsohn that einen Zug daraus und ihm war, als wüchse dadurch seine Kraft. Da lud ihn der Mann zum Ringkampfe, es währte aber nicht lange, bis der Bauernsohn fiel. Da forderte ihn der Alte auf, das Horn zu nehmen und noch einen Zug zu thun, dann wollten sie den Ringkampf nochmals versuchen. Der Bauernsohn that, wie der Mann ihm sagte; darauf packten sie einander und nun bestand er

*) Ein Viertel = zehn Pfund.

etwas länger als zuvor. Nun ließ ihn der Mann zum dritten Mal aus dem Horne trinken und rang dann zum dritten Male mit ihm und nun wehrte der Bauernsohn sich lange. Da sagte ihm der Alte, er werde nicht bezwungen werden, wenn er auch zwei vollkräftigen Männern auf seinem Wege begegne. — Nun nahm der Bauernsohn von der Tochter Abschied und küßte sich mit ihr, stieg dann zu Pferde und führte das zweite Pferd und das graue, welches die Bürde trug, am Zaume; der Mann ging mit ihm, der rotbraune Hund aber trieb die Hammel vor ihnen her. Der Mann begleitete ihn, bis sie südlich vom Sprengisandur den Weg erreichten. Da sagte der Mann, nun wolle er nicht weiter ziehen, doch lieh er dem Bauernsohne das Pferd und den Hund bis nach Hause. Bevor sie sich aber von einander verabschiedeten, bat er den Bauernsohn, im nächsten Sommer wieder bei ihm Tagelöhner zu sein, und dieser versprach es; sie verabredeten, sich da zu treffen, wo sie sich jetzt trennten, und sagten einander dann lebewohl.

Als der Bauernsohn eine Weile weiter gezogen war, traf er, bevor er die Raststelle erreichte, vor sich auf dem Wege zwei Männer. Das waren seine Gefährten; sie besaßen wenig Reisegeld. Sie riefen ihm einen Gruß zu und er dankte. Es kam ihnen vor, als käme er nicht mit leeren Händen aus der Lohnarbeit, und sie fragten, wo er den Sommer über gewesen sei; er aber sagte, das gehe sie nichts an. Sie sagten, nun müsse er mit ihnen seinen Lohn teilen, doch das schlug er ab; da meinten sie, die Stärke solle entscheiden, und er antwortete, dazu sei er bereit, er habe ihnen die frühere Feindschaft zu gedenken. Darauf stiegen sie alle von ihren Pferden und die Gefährten gedachten, ihm seine ganze Habe zu nehmen; er aber packte jeden von ihnen mit einer Hand und schleuderte sie ein weites Ende von sich, so daß sie Schaden nahmen und es ihnen nicht leicht wurde, wieder auf die Füße zu kommen; auch mochten sie nun mit dem Höllenmenschen nichts weiter zu thun haben und so setzte der Bauernsohn seine Reise fort.

Als er zu seinen Eltern nach Hause kam, ließ er das Pferd los; es lief sogleich zurück und der rotbraune Hund mit ihm. Die Eheleute empfingen ihren Sohn mit Freuden und fanden, daß ihm die Tagelöhnerarbeit viel Vorteil gebracht habe; auch erstaunten alle über die Hammel, die er heim trieb, denn ähnliche hatte man

in der Gegend nie gesehen, weder an Größe noch an Schönheit. Er wollte nicht viel von seinen Fahrten berichten und wo er sich im Sommer aufgehalten hatte. — Den nächsten Winter blieb er bis zur Entwöhnung der Lämmer zu Hause bei seinen Eltern und übertraf alle anderen Männer an Kraft und körperlicher Vollkommenheit. Darauf zog er von dannen auf Lohnarbeit. An dem verabredeten Ort traf er seinen Hausherrn und sie begrüßten einander herzlich. Er zog mit ihm nach dem Gehöft; dort war alles wie im vorigen Sommer; er sah keinen Menschen außer der Tochter des Alten, und diese empfing ihn sehr freundlich. Als der Bauernsohn sich ausgeruht hatte, reichte der Mann ihm Schaft und Sense und wies ihm die Wiesenstrecken an, die er bis zu dem Berggange fertig zu mähen hatte; sie waren bedeutend größer als im vorigen Sommer. Der Bauernsohn machte sich an die Arbeit und das ging so den Sommer hindurch, daß er mähte und das Mädchen rechte, das Heu aber verschwand alsbald von der Wiese. Er war mit den Wiesenstücken fertig, als es bis zu dem Berggange noch ein halber Monat war. Da kam der Mann zu dem Bauernsohne, der im Außenhause saß, und dankte ihm für die Sommerarbeit; er finde, sagte er, daß ihm die Arbeit flink von den Händen gegangen sei, soviel er sich auch dabei aufgehalten habe, mit seiner Tochter zu stehen und zu plaudern; er sagte auch, er sehe, daß die gemeinsame Arbeit ihnen gut gefalle, und dagegen hatte der Bauernsohn nichts einzuwenden. Dann sagte der Mann, er habe gut daran gethan, keine Neugier über seine Verhältnisse zu zeigen, so wunderlich ihm auch die Hausordnung müsse erschienen sein. Nun teilte er auch dem Bauernsohne ausführlich mit, daß er auf seinem Gehöft eine große Wirtschaft und zahlreiches Gesinde halte; er habe mit seiner Frau zwölf Töchter gehabt, von denen elf verheiratet und Frauen hier im Thale seien, denn soviele Gehöfte gebe es daselbst; seine zwölfte Tochter aber, die er gesehen habe, sei die jüngste und unverheiratet und die wolle er ihm geben, wenn sie beide es wünschten. Dieses Anerbieten nahm der Bauernsohn mit Freuden an. Um die Wahrheit seiner Mitteilung zu beweisen, zog der Alte ein Glas hervor und sagte dem Bauernsohne, er solle hineinblicken; da überschaute er weithin das Thal, welches groß und schön war; auch waren zwölf Gehöfte dort und die Leute überall

bei der Heuernte. Er sah auch weit umher auf der Weide eine Menge Rinder und Pferde und an den Abhängen des Thales große Schafherden. Auch sah er, daß auf dem Gute des Alten selbst viele Leute mit Heuarbeit beschäftigt waren, als er aber das Glas von seinen Augen entfernte, sah er nichts weiter, als was er zuvor gesehen hatte.

Am folgenden Tage rüstete sich der Bauernsohn zur Abreise mit seiner Geliebten und der Alte stattete sie zur Reise aus. Er gab ihnen sechzehn Hammel, alle ausnehmend schön; der braune Hund sollte sie dem Bauernsohne heim treiben. Außerdem gab er ihnen viele gute Dinge, welche das graue Pferd, das früher erwähnt ist, tragen sollte; dasselbe war voll beladen. Der Alte selber wollte sie, wie er sagte, ein Stück Weges geleiten, ebensoweit wie im vorigen Sommer. — Die drei brachen nun aus dem Thale auf und zogen vorwärts, bis sie die Raststelle nördlich von der Thjorsau erreichten; da sagte der Alte, er wolle nun umkehren, das Pferd und den Hund jedoch sollten sie mitnehmen, diese würden zu ihm zurück finden. Darauf wünschte der Alte dem Bauernsohne und seiner Tochter alles Wohlergehen, küßte sich auf das herzlichste mit ihnen und machte sich dann auf den Heimweg, der Bauernsohn aber zog mit der Geliebten seiner Heimat zu; das Pferd trug die Bürde und der Hund trieb die Hammel dorthin und dann verschwanden beide. Der Bauernsohn und seine Geliebte wurden von seinen Eltern freundlich empfangen; sie zeichnete sich vor den meisten Frauen aus und galt für das begehrenswerteste Mädchen in der Gegend; auch ihre Mitgift galt für schön. Als ein halbes Jahr um war, heiratete der Bauernsohn die Tochter des Mannes und sie begannen auf dem Gute seiner Eltern zu wirtschaften. Sie lebten lange in Liebe und Eintracht und wurden in dem Bezirk zu den Vornehmsten gezählt; auch stammt ein zahlreiches Geschlecht von ihnen ab.

Jon, der Bauernsohn von Mödrudalur.

Es war einmal ein reicher Bauer auf Mödrudalsfjöll; er hatte einen Sohn, welcher Jon hieß. Dieser war schon frühzeitig reich an männlicher Vollkommenheit und tüchtig in allem. Der Bauer hielt drei Knechte. Er hatte eine Menge Schafe; der Sohn hütete im Winter das Galtvieh und einer von den Knechten die Melkschafe.

In einem Winter trug es sich einst zu, daß der Bauernsohn die Hammel und der Knecht die Schafe gleichzeitig hinaus ließen und sie nebeneinander auf die Weide trieben. Die Luft war an diesem Tage trübe und es sah aus, als werde ein Unwetter kommen, deshalb wagten sie nicht, das Vieh allein draußen zu lassen, sondern blieben dabei, um es zu hüten. Als der Mittag heran kam, brach ein heftiges Schneetreiben herein mit so starkem Sturm, daß sie nichts mehr ausrichten konnten und das Vieh ihnen abhanden kam. Das Schneewetter war so dunkel, daß sie sich nicht mehr zurecht fanden und einander zurufen mußten, um beisammen zu bleiben; sie wollten deshalb nach Hause gehen. Bald aber verirrten sie sich und wußten nicht wohin sie gingen. Sie wanderten jedoch den ganzen Tag und die Nacht hindurch weiter und noch bis in den nächsten Tag hinein. Da ließ das Schneetreiben ein wenig nach und sie fanden, daß sie am Fuße eines Bergabhanges standen; der Knecht war schon so erschöpft, daß er nicht weiter konnte. Da ergriff der Bauernsohn das Auskunftsmittel, daß er mit dem Spaten*), den er in der Hand trug, ein Schneehaus herstellte, in welches er den Knecht hinein kriechen ließ; er selbst schritt vor dem

*) Im Nordlande haben die Hirten unterwegs statt des Stockes oft kleine handliche Spaten, mit denen sie den Tieren den Schnee fortscharren helfen, indem sie ihn vor ihnen ein wenig fortschaufeln. Bei Unwetter und Sturm schützen sie mit dem Spaten ihr Gesicht vor dem Winde und graben sich auch damit in den Schnee, wenn es ihnen nicht möglich ist, eine bewohnte Gegend zu erreichen.

Schneehause auf und ab, und so verging eine Weile. Aber bald wurde er dessen überdrüssig und sagte zu dem Knechte, daß er gehen und forschen wolle, ob keine menschliche Wohnung zu finden sei; er versprach alsdann gleich zu ihm zurückzukehren. Der Knecht war es zufrieden. Jon machte sich auf den Weg und wanderte lange, bis er zuletzt auf einen festgetretenen Pfad kam. Diesem folgte er eine Zeit lang und erreichte endlich, als der Abend gekommen war, ein paar Schafställe. Das Wetter klärte sich noch etwas mehr auf, so daß er ein wenig um sich blicken konnte; nirgend aber entdeckte er ein Gehöft. Er beschloß zu warten, bis der Hirt mit dem Vieh heimkehren werde; unterdessen ging er vor den Gebäuden hin und her, ohne jedoch einzutreten. In der Dämmerung hatte das Schneegestöber fast aufgehört; da sah er eine Frauengestalt mit einer großen Schafherde daher kommen, worüber Jon sich sehr verwunderte, denn es war in seiner Gegend nicht Sitte, daß Frauen im Winter das Vieh hüteten. Sie trieb die Schafe bis vor die Ställe und wollte sie hinein lassen, aber Jon vertrat ihr den Weg. Da fragte sie ihn, weswegen er ihr verwehre, das Vieh hinein zu lassen, und wer er sei. Er nannte ihr seinen Namen. Sie fragte, woher er gekommen sei und warum er hier stehe. Er antwortete ihr, daß er von Möðrudalsfjöll sei und sich hierher verirrt habe und gar nicht wisse, wo er sich befinde. Sie meinte, es würde besser für ihn sein, wenn er, statt hier draußen im Schneewetter zu stehen und ihr die Thür zu versperren, lieber hinein ginge, da drinnen werde er auch ein Bett finden. Da trat er von der Thür hinweg und trieb mit ihr die Schafe in die Häuser, welche beide geräumig waren. Als sie hiermit fertig waren, setzte er sein Gespräch mit ihr fort und fragte, wo sie daheim sei. Darauf sagte sie, ihr Gehöft liege ganz in der Nähe der Schafställe in einem Thale. „Sind viele Menschen bei euch im Hause?" fragte Jon. Sie versetzte, es seien dort ihre Eltern, ihre zwei Brüder und ein Knecht, und dieser begehre sie zur Frau; sie aber möge ihn nicht und ihr Vater ebenso wenig; denn er sei ein böser Mensch und habe ihre Brüder so verdorben, daß sie nun ebenso schlecht geworden seien wie er. Er bat sie ihm beizustehen und ihn zu ihrem Gehöfte zu führen. Dies schlug sie ihm jedoch ab, indem sie sagte, das könnte ihm das Leben kosten, denn vor allen der

Knecht werde ihn gewiß umbringen, wenn er von seinem Kommen etwas erfahre. Sie wisse keinen besseren Ausweg für ihn, als daß er vorläufig die Nacht hindurch hier im Schafstall bleibe; am andern Morgen wolle sie wiederkommen und ihm sowohl Speise als Kleidung mitbringen. Jon willigte hierin ein, sagte aber, er müsse seinen Gefährten holen, den er zurückgelassen habe, und bat sie, ihn zu begleiten. Dieses that sie. Beide gingen nun von dannen; das Schneetreiben hatte aufgehört, es war aber dunkle Nacht, wenn auch der Mond ein wenig schien. Jon ging voran, bis er das Schneehaus erreichte, in dem der Knecht war. Er redete mit dem Knechte, dieser aber war sehr elend und so von der Kälte mitgenommen, daß er nicht gehen konnte. Sie mußten ihn abwechselnd tragen, und so gelangten sie wieder zu den Schafställen. Das Mädchen sorgte so gut als möglich für sie, damit sie warm wurden, versprach auch am andern Morgen nach ihnen zu sehen; länger dürfe sie jedoch das Vieh nicht hüten, meinte sie, denn das sei eigentlich nicht ihre Arbeit, sondern die der Männer, und ihr sei es nur zu ihrem Vergnügen einmal erlaubt worden. Dann schied sie von ihnen und ging heim. Am nächsten Morgen kam sie frühzeitig wieder, ging in den Stall, begrüßte Jon und fragte, wie es ihm und seinem Gefährten ergehe. Jon antwortete, er befinde sich sehr wohl, von seinem Gefährten aber sei zu sagen, daß er tot sei. Sie hatte einen großen Ranzen voll Fleisch und zwei Anzüge mitgebracht, die sie Jon reichte, indem sie sagte, ihm solle nun das Doppelte zu gute kommen, da der andere nichts mehr brauche. Jon wechselte die Kleider und aß sich aus den Ranzen satt, wodurch er sich stärkte und wieder frisch wurde. Dann bat er sie, ihn auf den richtigen Weg nach seiner Heimat zu bringen. Dazu war sie gern bereit, doch sagte sie, sie müsse dabei gleich das Vieh auf die Weide treiben. Sie trieb nun die Schafe hinaus und ließ sie dann zurück, worauf sie Jon ein Stück Weges geleitete. Der Tag war schon ziemlich vorgeschritten; es schneite nicht und das Wetter war einigermaßen klar. Da sagte sie, weiter dürfe sie nun nicht mit ihm gehen, denn sie müsse das Vieh wieder nach Hause bringen, und dann zeigte sie ihm die Richtung, die er zu nehmen habe. Jon dankte ihr für ihre Begleitung und sie schieden freundlich von einander.

Jon ging seines Weges und wanderte bis zum Abend so scharf er nur konnte. Da überfiel ihn ein Schneegestöber und bei Einbruch der Nacht befand er sich bei einem Steine; er traute sich nun nicht weiter zu gehen und beschloß, hier sein Nachtlager aufzuschlagen; er machte sich ein Schneehaus, in das er hinein kroch, nahm den Ranzen und aß daraus. Hiermit fertig, gedachte er einzuschlafen, doch konnte er keine Ruhe dazu finden, denn der tote Knecht suchte ihn heim und machte ihm soviel zu schaffen, daß ihm die ganze Nacht kein Schlummer in die Augen kam. Bevor es tagte, erhob er sich daher und verließ das Schneehaus; während der Nacht war viel Schnee gefallen, jetzt aber hatte es sich aufgehellt und es war schönes Wetter geworden. Er machte sich auf und schritt tüchtig zu und glaubte auf dem rechten Wege zu sein. Als aber der Mittag gekommen war, begann wieder ein heftiges Schneegestöber; da verirrte er sich und wußte nicht wohin er ging. Am Abend endlich gewahrte er plötzlich, daß er wieder zu denselben Schafställen zurückgekehrt war; da gedachte er bei sich, daß er doch recht schlimm daran sei, und konnte sich gar nicht erklären, welcherlei heimliche Künste gegen ihn in Anwendung seien. Er beschloß nun, das Mädchen zu erwarten. Als die Nacht anbrach, kam sie mit den Schafen heim; das Schneetreiben hatte inzwischen nachgelassen. Indem sie näher kam und Jon erblickte, war es als ob sie stutzte; sie fragte, warum er zurückgekehrt sei, und wie es komme, daß er den Weg nicht finden könne. Darauf sagte er, es könne nicht mit rechten Dingen zugehen, daß er sich von neuem verirrt habe und nirgend anders als wieder zu diesen selben Häusern hingelangen könne. Sie meinte aber, daran sei gewiß nur seine eigene Unachtsamkeit schuld. Sie ließen nun die Schafe in den Stall ein. Jon bat sie darauf ihm beizustehen oder ihn doch mit nach ihrem Hofe zu nehmen; sie aber sagte, niemals werde sie ihn dahin führen, doch hier in diesen Häusern könne er bleiben; sie werde aber wohl am nächsten Morgen nicht wiederkehren, denn länger dürfe sie die Schafe nicht hüten. Früh am andern Tage, sagte sie, werde der Knecht kommen, um das Vieh auszutreiben, und gegen diesen müsse er sich wehren, so gut er könne. Hierauf trennten sie sich; sie kehrte heim nach ihrem Gehöft, er aber legte sich im Schafstall zur Ruhe nieder und schlief die ganze Nacht hindurch bis in den Tag hinein.

Früh erwachte er, kleidete sich an und ging hinaus. Es schneite nur wenig; er stieg auf das Dach des Schafstalles und spähte umher, ob er niemanden erblicke. Nach einiger Zeit sah er einen Mann kommen, welcher sehr hoch und stark gewachsen war. Als derselbe näher kam, sah Jon, daß er einen großen Stock mit eiserner Spitze trug. Da lief Jon ins Haus hinein, schloß hinter sich die Thür und verhielt sich drinnen ganz ruhig. Der andere Mann kam an die Thür und öffnete sie, rief hinein und fragte, ob jemand da drinnen sei; Jon aber antwortete nichts darauf. Da wollte jener hineingehen, indem er den Spieß vor sich hin streckte. Dies sah Jon und suchte sich dadurch zu helfen, daß er den Spieß packte und kräftig festhielt; lange zerrten sie beide am Spieße, aber zu guter Letzt riß ihm Jon denselben aus den Händen. Als der Thalbewohner den Spieß eingebüßt hatte, ergriff ihn die Furcht und er lief vom Hause fort; Jon aber verfolgte ihn bis er ihn einholte, und ohne viel Worte zu machen, durchbohrte er ihn mit dem Spieß, so daß er tot niederfiel. Jon nahm den Toten und begrub ihn an der Wand des Hauses. Dann ließ er das Vieh heraus, trieb es auf die Weide und hütete es den Tag über. An diesem Tage schneite es fast gar nicht. Spät am Abend trieb er die Schafe nach Hause und ließ sie in den Stall; dann ging er in sein Bett und schlief ein.

Am andern Morgen erwachte er frühzeitig, kleidete sich schnell an und ging in's Freie. Es wurde soeben Tag und das Wetter war klar. Er ging auf das Dach des Schafhauses und gab acht, ob kein Mensch sich blicken lasse, und da sah er, wie ein Mann daher kam, hochgewachsen und stark; er war noch größer als der vorige und trug einen Stab in der Hand. Jon machte es wie das erste Mal, indem er in's Haus lief und dasselbe hinter sich verschloß. Der Ankömmling kam an die Thür, öffnete sie und rief hinein, ob jemand drinnen sei; Jon aber antwortete nicht. Da schickte sich der andere an, hinein zu gehen, und hielt den Stab vor sich hingestreckt; dieser Stab war aber ein Spieß. Jon griff danach und hielt ihn kräftig fest und sie gerieten in ein heftiges Handgemenge; Jon fand, daß dieser viel stärker war als der erste, allein zuletzt gelang es ihm dennoch, ihm den Spieß zu entreißen. Als der Thalbewohner seine Waffe eingebüßt hatte, nahm er so-

gleich Reißaus; doch Jon lief ihm nach, holte ihn bald ein und durchbohrte ihn mit dem Spieße, so daß jener auf der Stelle tot war. Jon nahm ihn und begrub ihn neben dem andern. Dann ließ er die Schafe heraus, trieb sie auf die Weide und hütete sie. Es war an diesem Tage recht gutes Wetter und ziemlich hell. Bei Anbruch der Nacht trieb er die Herde heim und in den Stall. Hierauf aß er von der Reisekost, die das Mädchen ihm gegeben hatte, und ging schlafen.

Er erwachte früh am Morgen; sobald er angekleidet war, ging er hinaus und besah sich das Wetter; es war schön klar. Dann stieg er auf das Haus, wie er zu thun pflegte, und da sah er, wie ein großer Mann daher kam; derselbe schien ihm bei weitem der größte zu sein, auch trug er einen gewaltigen Spieß. Jon eilte in's Haus, ließ die Thür hinter sich zufallen und verhielt sich drinnen ganz ruhig. Der Thalbewohner kam an die Thür, öffnete sie und rief hinein, ob drinnen jemand sei; Jon machte es jedoch wie früher, packte den Spieß und hielt ihn fest; er spürte sogleich, daß dieser Gegner weitaus stärker war als die beiden andern. Jon mußte alle seine Kräfte anwenden, zuletzt aber entriß er ihm den Spieß, und der Thalbewohner machte sich auf die Beine und floh so schnell er konnte; Jon aber lief ihm nach mit dem Spieß in der Hand und verfolgte ihn lange, ehe er ihn einholte. Der Thalbewohner setzte sich mannhaft zur Wehr, wurde aber schließlich doch von Jon überwunden. Darauf nahm ihn dieser und begrub ihn neben dem Hause wie seine Kameraden. — Nun ließ er die Schafe heraus, trieb sie auf die Weide und hütete sie bis zum Abend; diesen Tag über war das Wetter sehr klar und schön. Beim Einbruch der Nacht trieb er das Vieh heim zu den Ställen und sperrte es ein, wie er zu thun pflegte; dann begab er sich zur Ruhe.

Am Morgen erwachte er bei guter Zeit und ging hinaus; das Wetter war trübe, doch schneite es nicht sehr. Jon stieg auf den Schafstall; da sah er eine Frauengestalt kommen und wußte, daß es dieselbe war, die er zuvor schon getroffen hatte; er ging deshalb an die Thür des Hauses und blieb vor derselben stehen. Das Mädchen grüßte ihn ziemlich kurz, worauf Jon ihr freundlich dankte. Sie fragte nun nach ihren Brüdern und dem Knechte, und

da erzählte er ihr der Wahrheit gemäß, er habe sie alle getötet, indem er sein Leben gegen sie habe verteidigen müssen. Darüber wurde sie sehr zornig und sagte, übel habe er daran gethan, ihre Brüder umzubringen; an dem Knechte freilich sei ihr nichts gelegen. Er entgegnete, es habe nun einmal so kommen müssen, und bat sie dann auf's neue, ihm den Heimweg zu zeigen; sie aber sagte, es werde ja doch wieder so kommen wie ehedem, doch möge er nur mit ihr gehen, während sie die Schafe austreibe. Sie öffneten nun den Stall und trieben die Herde ziemlich weit fort auf die Weide. Dann ließen sie dieselbe allein grasen und gingen weiter, das Mädchen voraus und Jon hinterdrein; ohne mit einander zu sprechen, wanderten sie, bis der Tag sich zu neigen begann. Sie war weiter mit ihm gegangen als das vorige Mal, und jetzt drohte ein heftiges Schneegestöber heraufzuziehen. Da sagte sie, jetzt müsse sie umkehren, da möge nun aus ihm werden, was da wolle, denn die Schafe müßten heimgeholt werden. Sie riet ihm noch, wenn ein schlimmes Schneewetter losbreche und er gerade zu dem Steine komme, wo er schon eine Nacht zuvor gewesen sei, so solle er dort seinen Aufenthalt nehmen. Hierauf trennten sie sich, und er dankte ihr für alle ihm erwiesene Hülfe.

Sie trat nun den Heimweg an, er aber ging weiter so schnell es ihm möglich war, bis er zu dem Steine kam. Die Nacht war angebrochen und mit ihr ein arges Schneetreiben, so daß er sich nicht getraute weiter zu wandern. Er richtete sich im Schneehause möglichst behaglich ein, nahm seinen Speisevorrat hervor und aß, und als er satt geworden war, gedachte er zu schlafen. Es ging ihm aber heute nicht besser, als das vorige Mal, denn alle die Toten kamen zu ihm und quälten ihn. Er hatte in seinem Schneehause weder Ruhe noch Frieden, und sobald er am Morgen sah, daß der Tag angebrochen war, machte er sich wieder auf den Weg. Es war ziemlich hell, aber soviel Schnee war gefallen, daß es ihm schwer wurde, sich zurecht zu finden und zu wissen, wohin er sich wenden solle. Er wanderte jedoch in der Richtung fort, in welcher, wie er meinte, das bewohnte Land liegen mußte. So ging er den ganzen Tag, bis er am Abend beim letzten Tagesschimmer gewahrte, daß er wiederum zu denselben Schafhäusern zurückgekehrt war. Nun war er ratlos und wußte nicht was beginnen; endlich

aber beschloß er, das Mädchen zu erwarten. Nicht lange darauf sieht er sie mit der Schafherde daher kommen. Sobald sie die Häuser erreicht und ihn erblickt, grüßt sie ihn und fragt, ob er denn noch einmal hergekommen sei. Das bejaht er und meint, nun werde er sich nicht wieder auf den Heimweg begeben, denn es sei ihm auf irgend eine Weise verwehrt, nach Hause zu gelangen. Er bat sie dringend, ihm nochmals zu helfen und ihn mit sich nach ihrem Gehöft zu nehmen. Sie meinte, das lasse sich jetzt leichter machen als früher, er möge aber erst mit ihr die Schafe einsperren, und als sie damit fertig waren, sagte sie, nun solle er mit ihr kommen. Sie gingen beide ein Weilchen dahin, das Mädchen immer voraus, bis er ein stattliches Gehöft erblickte. Dorthin lenken sie ihre Schritte; sie geht hinein und führt ihn in ein Zimmer, in welchem es ganz dunkel ist. Dort setzt sie ihn auf ein Bett und sagt, hier müsse er ruhig bleiben, bis man komme und nach ihm sehe. Dann verließ sie ihn und verschloß die Thür hinter sich.

Jon blieb allein im Finstern zurück und das gefiel ihm schlecht; auch hatte er einige Furcht vor dem alten Manne. Als er eine Zeitlang so gesessen hatte, hörte er, daß jemand sich der Stubenthür näherte und diese aufschloß. Dann sah er eine bejahrte Frau hereinkommen; sie war groß und stark, aber nicht häßlich anzusehen; in der einen Hand trug sie ein Licht und in der andern ein Gefäß voller Fleisch und Brot. Schweigend trat sie ein, setzte die Schüssel auf den Tisch, der bei dem Bette stand, auf welchem Jon saß, und sagte dabei: „Dies verdankst du meiner Tochter, aber nicht meinen Söhnen." Darauf ging sie mit dem Lichte wieder fort und verschloß das Zimmer. Jon wagte nicht von den Speisen zu essen, weil er dachte, es sei vielleicht etwas darin, was ihm schaden könne. Er saß nun eine Weile ruhig auf dem Bett. Da hört er, daß jemand leise an die Thür kommt, dieselbe öffnet und eintritt; dann wird er unversehens gepackt, mit der einen Hand an der Brust, mit der andern an den Beinen, blitzschnell in die Höhe gehoben und dann flach auf den Fußboden geworfen, und zugleich legt sich jemand auf ihn. Das dünkte Jon eine üble Sache, denn er war nicht im stande, sich zu verteidigen, daher sagte er: „Wer du auch bist, töte mich schnell, aber mißhandle mich nicht." Da wird ihm mit finsterer Stimme geantwortet: „Meiner Söhne und des Knechtes

wegen müßte ich dich eigentlich töten; aber um meiner Tochter willen will ich dir das Leben schenken.“ Nun wußte Jon, daß dies der Alte sein mußte. Dieser sagte, er solle nun aufstehen und mit ihm hinein kommen, und dann führte er ihn mit sich in die Wohnstube. Dort brannte Licht, so daß Jon sich in dem ganzen Raume umschauen konnte; zwei Frauen sah er hier, die eine war diejenige, die ihm die Fleischschüssel gebracht hatte, die andere aber war sein Mädchen. Mehr Menschen waren nicht zugegen. Die beiden Frauen empfingen ihn freundlich und der Mann setzte ihn auf das Bett neben seiner Tochter und war sehr lustig. Der Alte sagte zu Jon, er müsse nun den Winter über bei ihm bleiben und das Vieh hüten an Stelle der Männer, die er umgebracht habe; etwas Geringeres könne er doch als Buße für seine Söhne nicht verlangen; seine Tochter solle ihn bedienen und ihm alles besorgen, was er brauchen werde, die Kost aber werde er von ihm empfangen. Jon war damit wohl zufrieden; ihn dünkte, die Sache laufe recht glücklich ab nach allem, was geschehen war, und er sprach dem Manne dafür seinen Dank aus.

Dort lebte er nun den Winter über in Wohlsein und Behagen; zwischen ihm und der Tochter des Mannes herrschte die größte Freundschaft. So verging der Winter bis zum Anfang des Sommers; jeden Tag hütete Jon die Schafe und der Mann hatte ihn gern und meinte, er sei ein brauchbarer Bursche. Als aber der Sommer kam und der Schnee schmolz und die Wege besser wurden, bekam Jon Lust, sich auf den Heimweg zu machen. Da nun der Mann merkte, daß Jon sich nach Hause sehnte, sagte er einmal zu ihm, er habe ihm nun den Winter hindurch treu und rechtschaffen gedient, und dabei nahm er ihn mit sich in ein Zimmer des Gehöftes. Dort ging der Alte hinein und Jon mit ihm. Da nimmt der Mann aus einer großen Kiste ein kleines Kistchen heraus, dieses schließt er auf, und da ist es ganz voller Geld. Darauf sagt er zu Jon: „Dies Kistchen will ich dir für deine Arbeit im Winter geben, und nun will ich dir sagen, daß ich daran schuld war, daß du dich damals verirrt hast; denn da ich wußte, wie sehr du dich vor allen jungen Männern der Gegend durch Tüchtigkeit hervorthatest, wollte ich dich hier haben und dir meine Tochter geben, weil ich sie von meinen Kindern am meisten liebte und nicht wollte,

daß sie den Knecht heiraten sollte. Ich habe es auch deshalb veranstaltet, daß du ihn und meine beiden Söhne umbringen mußtest." Jon freute sich dies zu hören, und sagte, das Mädchen wolle er heiraten, und bedankte sich für das Geld und ganz besonders dafür, daß jener ihm seine Tochter geben wollte. „Nun sollst du", sagte der Mann, „zu deinen Eltern nach Hause reisen und dort den Sommer hindurch bleiben; du darfst aber nicht verlauten lassen, wo du im Winter gewesen bist. Wir sehen uns heute zum letzten Male in diesem Leben, denn mir ist ein baldiges Ende bestimmt; jedoch sterbe ich ruhig, da ich nun weiß, daß meine Tochter einen guten Mann bekommt. Ich hoffe, du wirst im Herbst herkommen und das Mädchen holen; bringe auch gleich einen Sarg mit, denn ich werde alsdann gestorben sein; darum aber bitte ich dich, daß du mich in die bewohnte Gegend bringst und mich auf einem christlichen Kirchhofe begraben lässest."

Nun rüstete sich Jon zur Heimreise und nahm liebevollen Abschied von dem Manne und dessen Frau und Tochter. Von seiner Reise wird nichts berichtet, als daß er zu seinen Eltern nach Hause kam; sie empfingen ihn mit großer Freude, denn er dünkte sie von den Toten zurückgekehrt zu sein. Er erwähnte nicht, wo er den Winter über gewesen war; der Knecht, sagte er, sei gestorben, ihm selber aber sei es wohl ergangen. Von dem Vieh war im Winter nichts verloren gegangen. — Er blieb nun den Sommer über zu Hause. Im Herbst aber ließ er einen Sarg zimmern, verschaffte sich sechs Pferde mit Packsätteln und zwei zum Reiten und schlug die Richtung nach dem Thale ein. Als er dort anlangte, war der alte Mann vor wenigen Tagen gestorben. Jon und seine Gefährten wurden von Mutter und Tochter freundlich empfangen. Er sargte nun die Leiche ein so gut er konnte, machte sich dann mit den Frauen und allem, was sich im Hause Brauchbares befand, auf den Weg und zog heim zu seinen Eltern. Dann ließ er den Alten beerdigen und veranstaltete ihm ein schönes Begräbnis. Hierauf heiratete er das Mädchen, gründete auf Mödrudalsfjöll einen Hausstand und wurde der beste Bauer.

Grimur, der Pflegesohn des Bischofs.

Einstmals war eine große Teurung im Nordlande. Da nahm das Umherziehen armer Leute so überhand, daß es eine rechte Bedrängnis wurde. Deshalb verordneten die vornehmsten Leute auf einem Thing einen gesetzlichen Brauch, demzufolge jeder Bauer, der es vermochte, armen Leuten auf eine Nacht Obdach und Nahrung geben sollte, dann aber sollten diese abziehen und nichts mit bekommen.

In dieser schweren Zeit kamen zahlreiche Menschen nach Holar im Hjaltadalur, wo dieselbe Regel befolgt wurde wie anderswo. Eines Abends kam ein Bursche dorthin, welcher Grimur hieß, und erhielt Herberge. Am andern Tage dachte er nicht daran fortzuziehen. Er ging vor den Bischof und sagte zu ihm, da er nun einmal eine Nacht hier gewesen sei, verlange ihn umsomehr danach, noch eine zweite zu bleiben. Ihr Gespräch endete damit, daß der Bischof ihm gestattete, noch eine Nacht zu bleiben. Am folgenden Tage aber schickte sich Grimur auch nicht zum Gehen an, sondern ging zum Bischofe und bat ihn wegen der dritten Nacht. Der Bischof wies auf die Übereinkunft hin, welche die hochgestellten Männer mit ihm getroffen hätten, Grimur aber sagte, dieser Vertrag sei schon gebrochen, da er ja zwei Nächte hier geblieben sei. Da brachte es der Bischof nicht übers Herz, Grimur mit Härte fort zu jagen. Es endete damit, daß er zu Holar dauernden Aufenthalt nahm und daselbst auferzogen wurde. Er wurde ein geschickter Schmied und erhielt die Stelle des Schmiedes auf dem Bischofssitz. Von Gemüt war er als rauh und barsch und seltsam launenhaft bekannt und alle wollten so wenig als möglich mit ihm zu thun haben.

Es gingen nun einige Jahre hin, bis Grimur erwachsen war, er war stark und kühn. — An einem Weihnachtstage erhielt der Bischof zu Holar einen Brief vom Bischofe in Skalholt: es standen wichtige Geheimnisse darin, doch war der Brief länger als beab-

sichtigt unterweges geblieben und deshalb sagte der Bischof, ihm liege alles daran, vor Neujahr die Antwort nach Skalholt gelangen zu lassen. Er sprach mehrere darum an, daß sie den Brief dorthin ins Südland trügen, niemand aber traute sich zu, in dieser Zeit den kürzesten Weg über die Berge reisen und so frühzeitig in Skalholt eintreffen zu können. Zuletzt forderte der Bischof Grimur auf und sagte, er baue um so mehr auf seine Hülfe, als er ihm früher Beistand gewährt habe. Grimur meinte, der Bischof habe kein größeres Recht, ihm die Kost, als er, dem Bischofe die Arbeit vorzuwerfen; „da dir aber soviel daran liegt, so halte deine Briefe den andern Abend, meine Lederschuhe und Reisekost aber schon heute abend bereit." — Der Bischof that nun so. Grimur schlug ein dünnes Eisen unten auf die Schuhe und beschlug die Sohlen mit kleinen Stacheln; auch Schlittschuhe und Schneeschuhe nahm er mit auf die Reise. Bereits in der Nacht verschwand Grimur aus dem Bischofssitz, nachdem er den Brief am Abend in Empfang genommen hatte. Er ging da, wo die kürzesten Wege lagen, benutzte die Schlittschuhe auf dem Eise und die Schneeschuhe auf den Schneeflächen und legte den Weg wunderbar schnell zurück. Er kam an einen großen See, der, wie manche meinen, das Hvitarvatn war, und lief mit Schlittschuhen auf ihm entlang. Als er beinah über den See hinüber war, sah er auf dem Eise einen Mann mit Angeln beschäftigt und sobald dieser Grimur erblickte, lief er ihm in den Weg. Grimur blieb stehen, wo das Eis am durchsichtigsten und schlüpfrigsten war, und erwartete den Kommenden, indem er die Schlittschuhe abnahm. Der Mann überfiel Grimur, ohne daß sie Begrüßungen ausgetauscht hätten. Er ging ihm tüchtig zu Leibe, doch wurd es ihm schwerer, auf dem Eise zu stehen, als dem eisenbeschlagenen Grimur. Schließlich brachte Grimur den Friedlosen zu Fall, riß das Schwert, das er sich zur Reise geschmiedet hatte, unter seinem Wams hervor und tötete ihn. Darauf zog er weiter und die noch vor ihm liegende Strecke Wegs wurde immer kürzer. Er machte nicht Halt, bis er nach Skalholt kam, und das war am Tage vor Sylvester. Grimur fragte nach dem Bischofe und sagte, er wolle ihn sprechen, erhielt jedoch den Bescheid, der Bischof sitze bei Tische und lasse ihn bitten, unterdessen zu warten. Grimur ließ ihm zurück sagen, er wolle nicht warten, denn ihn gehe die Sache nicht mehr

an als jenen. Der Bischof war solche Antworten nicht gewohnt, stand vom Tische auf, strich sich den Bart und ging zu Grimur hinaus. Dieser gab den Brief ab und sagte, er wolle am andern Tage die Antwort haben.

Später am Tage ließ der Bischof Grimur vor sich rufen und sprach: „Ich sehe aus dem Datum der Briefe, daß du geschwind im Reisen bist, daher scheint mir, du kannst dich bis Neujahr hier ausruhen.“ Das lehnte Grimur bestimmt ab und der Bischof sagte, dann solle er seinen Willen haben. Am nächsten Morgen händigte der Bischof selber Grimur einen Brief ein und fragte, ob er wieder denselben Weg ins Nordland zu machen gedenke; das bejahte dieser. „Dann wirst du umgebracht,“ sagte der Bischof. „So will ich die Gefahr laufen,“ sagte Grimur. Der Bischof sprach: „Nimm dann diesen Hund.“ „Das will ich gern,“ sagt Grimur. Da befahl der Bischof einem großen rotbraunen Hunde, der ihm nachlief, er solle Grimur begleiten. Der Hund stellte sich hin und starrte den Bischof an, dieser aber wiederholte seinen Befehl schärfer als vorhin. Da stöhnte der Hund auf und legte sich zu Grimurs Füßen. Grimur dankte dem Bischofe für die Gastfreiheit und machte sich auf den Weg. Als er aber wieder an den See kam, sah er, wie drei Männer gelaufen kamen; einer war weit voraus und einer hinterher. Grimur erreichte jedoch den See und lief eine Weile darauf entlang, um sie noch mehr von einander zu entfernen. Er sah jedoch, daß er ihnen wohl nicht entgehen werde, daher blieb er auf dem Eise stehen, wo es am schlüpfrigsten war. Da war der erste herangekommen und sprach: „Du hast meinen Bruder umgebracht und das soll nun gerächt werden.“ Grimur sagte, das sei in der Ordnung. Er merkte aber, daß er diesem Manne an Stärke nicht gewachsen war, allein der Hund stürzte gleichfalls auf ihn los und zerriß ihn. Nun kam der andere Bruder herzu und der Kampf verlief mit ihm ebenso wie mit dem ersten. Zuletzt kam ein alter Mann, welcher der Vater der Brüder war. Er bot Grimur einen Vergleich an und sagte, er solle mit ihm kommen und seine Tochter heiraten. Grimur sagte, es zieme ihm besser, seinen Söhnen zu folgen, er habe vielleicht Verrat gegen ihn im Sinn und wolle auf eine Gelegenheit lauern. Diese Worte konnte der Alte nicht ertragen und fiel über Grimur her; er kämpfte bald hier, bald da, wehrte

sich gegen Grimur mit der einen Hand und gegen den Hund mit der andern und Grimur dünkte zuerst, er habe mit seiner Verteidigung gewaltig zu thun. Es kam aber dahin, daß der Alte ermüdete, und mit Hülfe des Hundes vermochte ihn Grimur zuletzt zu überwinden. Alsdann zog Grimur nordwärts nach Holar; hier zeigte er den Winter über ein so rauhes Wesen, daß wenige es mit ihm aushalten konnten.

Im Frühling nach dem Anfange des Sommers nahmen die Leute wahr, daß der Bischof und Grimur lange im Zwiegespräch saßen; auch wußten wenige, was Grimur den Winter über schmiedete, nur daß man bei ihm eine neuverfertigte Axt sah, groß und scharf. Nach der Umzugszeit aber zog er von dannen aus Holar, beritten, mit noch einem Pferde am Zügel, auf dem er Kisten fortführte; die Leute wußten nicht, wohin er wollte, und niemals ist er seitdem gesehen worden. In seinen alten Jahren erzählte der Bischof von Holar seinen Freunden, welche Bewandtnis es mit Grimurs Verschwinden gehabt und daß er es am besten gefunden habe, nach dem, was geschehen war, ihn selbst entscheiden zu lassen und ihn frei zu geben.

Einige Jahre nach diesem und dem Verschwinden Grimurs geschah es in einem Herbst, daß der Bischof in Skalholt in seinem Bett lag zwischen Schlafen und Wachen. Da war es ihm, als käme ein Mann an das Kammerfenster und sagte: „Gehe du heute nach deinen Schafställen, dort ist eine geringe Erkenntlichkeit für deinen Hund." Der Bischof überlegte hin und her, ob dies im Wachen gewesen sei, manchmal aber war er nah daran, über seine Vermutung zu lachen und glaubte, es sei ein Traumgesicht gewesen. Dennoch konnte er sich nicht enthalten, nach der Mittagsstunde zu den Schafställen zu gehen. Da fand er dort ein großes Hundert*) Hammel, denen die Marke des Bischofs tiefer unten in's Ohr geschnitten war**), und alle waren alt. Diese Hammel ließ der Bischof schlachten und man sagt, jeder Hammel habe drittehalb Viertel Talg gehabt und die Seiten seien eine quere Hand stark gewesen.

*) Das große Hundert ist das ältere und zählt 120.

**) Jedenfalls hatten sie an der gewöhnlichen Stelle oben im Ohr schon eine andere Marke.

Der Schafhirt zu Grimsstadir.

Auf dem östlichen Grimsstadir wohnte ein reicher Bauer, der eine Menge Schafe hatte. Er hielt einen Schafhirten, der im Winter alles Vieh hütete. In einem Herbst, als der Schafhirt nach den Weideställen gegangen war und das Vieh zum Grasen auf die Weide getrieben hatte, trug es sich zu, daß ein dickes Schneegestöber kam und der Schafhirt am Abend nicht heimkehrte. Am nächsten Tage war undurchdringliches Unwetter und auch am dritten Tage. Den vierten Tag klärte es sich auf; da wurde nach dem Schafhirten und dem Vieh des Bauern eine Suche angestellt. Diese setzte man einen halben Monat lang fort und fand nichts und darauf stellte man das Suchen ein.

Im Winter am Abend des Thorlakstages, als es dunkel geworden war, kam der Schafhirt heim und that, als wäre ihm nichts begegnet, nur einsilbig war er. Niemandem wollte er sagen, wo er im Winter bis jetzt gewesen war, das Vieh des Bauern aber sei, sagte er, alles sicher und wohl aufgehoben. Der Schafhirt blieb das Weihnachtsfest über daheim, am dritten Weihnachtstag abends verschwand er und keiner wußte, wohin er ging.

Nun verging der Winter und Frühling bis zu den Umzugstagen, ohne daß der Schafhirt kam oder etwas von ihm verlautete. Da geschah es eines Tages, daß er alle Schafe des Bauern heim zum Grasgarten trieb, Hammel, einjährige Tiere und Schafe, alle mit Lämmern. Das Vieh des Bauern war nie in so gutem Zustande gewesen. Den Sommer hindurch blieb der Schafhirt zu Hause und ging auf Arbeit, wie er ehedem that. Als der Herbst heran kam, nahm er alles Vieh des Bauern, das im Winter eingesperrt werden sollte, und es währte nicht lange, da ging es wie im vorigen Herbst, er verschwand mit allen Schafen, doch wurde keine Suche nach ihm angestellt. Am Abend der Thorlaksmesse kam er wie im vergangenen Winter und blieb Weihnachten über zu Hause, wollte aber nichts von seinen Verhältnissen sagen. Nun nahm sich der Bauer vor, seinen Fahrten nachzuspüren, und hielt sich viel in seiner

Nähe; so ging es bis zum vierten Weihnachtstage, allein als es dunkel geworden war, verschwand der Schafhirt und der Bauer wußte ebenso wenig wie zuvor, was aus ihm geworden war.

Dieser Winter ging hin und ein Teil des Frühjahres. In der Umzugszeit kam der Schafhirt zurück wie das vorige Mal und trieb alles Vieh des Bauern heim; es war wohl gediehen und jedes Schaf hatte ein Lamm. Er ging den Sommer über an die Arbeit wie früher. Spät im Herbst ging es ebenso wie in den früheren Herbsten, daß der Schafhirt mit allen Schafen des Bauern verschwand. Am Thorlakstage nach Anbruch der Nacht kam der Schafhirt wiederum heim und blieb über Weihnachten wie zuvor. Der Bauer, der um jeden Preis wissen wollte, wo sich der Schafhirt während seines Fernseins aufhielt, ging ihm das Fest über so beständig nach, daß er sich nicht heimlich fortstehlen konnte, und so trieben sie es eine Weile. — Auch andere Vorkehrungen traf der Bauer. Er besaß ein gutes Reitpferd, welches er diesen Winter mit Heu fütterte und beschlagen ließ. Es war am heiligen Dreikönigsabend, da machte sich der Schafhirt vom Hause auf und davon, der Bauer aber wußte, in welcher Richtung er zog. Da besann sich der Bauer nicht lange, ergriff Zaumzeug und Sattel und lief nach seinem Pferdestall. Als er sein Pferd gesattelt hatte, jagte er dem Schafhirten nach, bis er sah, wo er ging. So zogen sie die ganze Nacht und den folgenden Tag dahin und dann die nächste Nacht und kamen weder auseinander noch zusammen. Am Morgen des zweiten Tages aber waren sie an den Fuß eines sehr hohen Berges gekommen. Dort blieb der Schafhirt stehen und erwartete den Bauern und bat ihn, nun umzukehren und nicht sein Leben zu wagen; allein der Bauer sagte, daran sei nicht zu denken. Da sagte ihm der Schafhirt, jenseits des Berges, an dessen Fuß sie ständen, sei ein schönes Thal mit weiten ebenen Fluren; die Abhänge seien alle mit Gras bewachsen und der Schnee bleibe nie weiter nach unten liegen, als bis zur Mitte; unten im Thale aber seien ebene Strecken und ein großer bewohnter Bezirk, und in diesem Thale gingen seine Schafe den ganzen Winter ohne Fütterung, es gelte aber sein Leben, wenn die Thalbewohner ihn sähen. Er gestattete dem Bauern auch, das er ihn bis auf den Bergkamm begleitete und mit den Augen das schöne Thal erschaute;

ein Stein, sagte er, stehe auf dem obersten Bergabsatz, der schmal sei, unter dem könne er sich verbergen und von dort in das ganze Thal hinein sehen, das Pferd aber solle er hier am Berge zurück lassen.

Als sie auf den Berg hinauf kamen, sahen sie überall im Thal eine Menge Vieh, auf den Grasplätzen aber waren viele Männer zusammen gekommen und rangen mit einander. Der Bauer schlüpfte hinter den Stein, den der Schafhirt ihm zeigte, und blickte sich von dort aus um, der Schafhirt aber zog seines Weges hinab ins Thal und als er zu seinen Genossen kam, begann er einen Ringkampf mit ihnen. Dem Bauern war es eine große Lust, diesem zuzuschauen, und er nahm sich nicht in acht, sondern ging auf dem Berge eine Weile auf und nieder und blickte hinab. Als er sich dessen am wenigsten versah, lief einer von denen, die beim Ringkampfe waren, geradeswegs von dannen in der Richtung auf die Stelle, wo der Bauer war, und ebenso schnell machte sich der Bauer auf die Beine hinab zu seinem Pferde. Er ritt wie toll der Heimat zu, denn er wußte sogleich, daß er verfolgt wurde. So ging es den ganzen Weg bis nach Grimsstadir und sein Verfolger kam ihm immer näher. Bei dem Gehöft zu Grimsstadir ist eine Schlucht, in welcher es steil aufwärts dem Hause zu geht. Als aber der Bauer auf den Rand der Schlucht hinauf ritt, kam der, welcher ihn verfolgte, auf den jenseitigen Schluchtrand; er langte Schnee vom Boden auf, ballte ihn zusammen und warf ihn nach dem Bauern. Der Schneeklumpen kam diesem zwischen die Schultern und er verlor den Halt auf dem Pferde. Der Friedlose sprach: „Nimm das für deine Neugier!“ und wandte dann um. Der Bauer erreichte sein Gehöft, legte sich ins Bett, erzählte, was ihm zugestoßen war, und starb nach drei Nächten. Im nächsten Frühjahr kam der Schafhirt mit allem Vieh des Bauern und lieferte es der Witwe aus, dann aber verschwand er und nie wieder hat man etwas von ihm gehört.

XIV.

Schwänke.

„Fahr' du gen Norden und hinunter."

Darüber giebt es folgende Geschichte. Einstmals ruderte ein Mann im Nordlande, wie er öfter that, auf den Fischfang aus, als er aber wieder ans Land wollte, kam ihm von Süden her ein Wind entgegen und trieb ihn vom Lande ab, immer weiter und weiter, so daß er glaubte, er würde bis auf das „Auge des Meeres" hinausgetrieben werden (wo das Meer keinen Boden mehr hat). Ihm begann angst und bange zu werden, denn es wurde immer dunkler, je weiter er hinaus trieb, und zuletzt konnte er kaum noch aus den Augen sehen vor Nebel und Finsternis. Endlich wurde er an einen Strand getrieben; da befestigte er das Boot und ging ans Land, als er aber mit den Händen nach dem Uferrande griff, weil er nichts sah, da war der Strandkies lauter Asche und Kohle. Nun begann ihm unbehaglich zu werden. Er wanderte jedoch weiter gen Norden; es ging steil bergab und pechschwarze Finsternis herrschte. So ging er lange, lange, ohne sehen zu können, bis er etwas Rotes erspähte; er ging dem schwachen Schimmer nach und kam zuletzt zu einem großen Scheiterhaufen, über den er nicht hinwegsehen konnte. Er wunderte sich darüber, daß es in dem Scheiterhaufen von etwas Lebendigem wimmelte, das wie Staubkörner oder Mücken aussah. Vor dem Scheiterhaufen aber stand ein fürchterlicher Riese mit einer schrecklich großen Eisenstange in der Hand, der im Scheiterhaufen rührte und ihn zusammen fegte, damit nichts Lebendiges heraus käme. Dennoch schlüpfte eine Fliege heraus und dorthin, wo der Mann war. Er fragte sie nach ihrem Namen und

was dies sei, und sie sagte, der Scheiterhaufen, den er sehe, sei die Hölle; der Riese sei der Teufel selber, das Gewimmel im Feuer aber seien die Seelen der Verdammten; sie selbst, sagte sie, sei eine von diesen und habe es sehr glücklich getroffen, daß sie entkommen sei. — Kaum aber hatte sie gesprochen, da vermißte der Riese eine Seele — denn der Teufel hütet die Seinen gut, — sah, wo die Seele war, traf sie mit der Eisenstange und schleuderte sie weit hinein bis mitten in den Scheiterhaufen. Da entsetzte sich der Mann und lief, so schnell ihn seine Füße trugen, zurück; er hatte es aber weit, denn es ging nun wieder steil bergan. Es wurde nun nach und nach heller. Er zog denselbigen ganzen Weg zurück. — Darum sagen die Leute, wenn sie einem anderen Böses wünschen, er solle „gen Norden fahren und hinunter", weil sie aus dieser Reisebescheibung zu wissen glauben, daß dort die Hölle ist. Zur Bestätigung dieser Geschichte führt man auch den Vers aus den Passionspsalmen an:

„Auf Seelen harren dort Satan thut,
Zieht sie in Scheiterhaufens Glut."

Gott straft die Schweigsamkeit.

Es war einmal ein furchtbar geschwätziger alter Mann, dessen Mund fortwährend in Bewegung war. Einige Burschen wetteten daher einst mit ihm, daß er nicht einen ganzen Tag schweigen könne, und versprachen ihm einen Speciesthaler, wenn er es fertig brächte. Der Alte verstand über Erwarten gut zu schweigen, so daß jene zu fürchten begannen, er könne gewinnen, und daher allerlei Schliche anwendeten, um ihn zum Sprechen zu bringen. Endlich fingen sie an, einander Geschichten davon zu erzählen, daß diejenigen, die lange schwiegen, manchmal die Sprache verlören. Da brach der Alte das Schweigen und sagte: „Länger traue ich

mich nicht zu schweigen; ich kann mir nicht anders denken, als daß der liebe Gott mich dafür strafen und mir die Sprache nehmen würde." — Also büßte er den Wettgewinst ein, behielt aber die Sprache.

Ein häßlicher Traum.

Ein altes Weib erwachte einst heftig weinend im Bett neben ihrem Manne. Dieser versuchte sie zu trösten und fragte sie, was ihr fehle. Das Weib sagte, sie habe einen schrecklich häßlichen Traum geträumt. „Was hast du geträumt, mein Tierchen?" fragt der Alte. „Ach erinnere mich nicht daran," sagt das Weib und beginnt zu schluchzen, „mir träumte, Gott wollte mich zu sich nehmen." Da sagt der Mann: „Das nimm dir nicht zu Herzen, mein Weibchen, oft verkündet ein häßlicher Traum nur eine geringfügige Sache."

„Ein Glück für dich, Gott, daß ich dich nicht erreichen kann."

Ein Mann und ein Weib wohnten auf einem Gehöft. Einmal im Sommer hatten sie draußen eine Masse Heu liegen, welches halb oder mehr als halb trocken war; es sah aber nach Regen aus und sie machten sich mit ihren Leuten daran, es zusammen zu nehmen, bevor ein Regenguß auf das ausgebreitete Heu käme. Obgleich sie miteinander um die Wette arbeiteten, das Heu zusammen zu bekommen, half das doch nichts; der Regen strömte darauf nieder, als noch einige Streifen übrig waren, so daß man mit dem Zusammennehmen aufhören mußte. Da wurde das Weib

zornig, sowohl über den Regen als über den, der den Regen giebt, packte den Rechen oben am Kopf oder unten am Stiel, reckte den Schaft, so weit sie langen konnte, in die Luft empor und sagte: „Ein Glück für dich, Gott, daß ich dich nicht erreichen kann!"

Der Mann führte zwar diesmal noch nicht so prahlerische Reden, am Tage darauf zeigte es sich aber, daß er über den Regen erbost war. Es war da nämlich heiterer Sonnenschein und als er morgens nach Hause kam, um einen kleinen Imbiß zu genießen, schien ihm in der Wohnstube die Sonne gerade ins Gesicht. Da macht der Mann wenig Umstände, zieht die Hose aus, stopft sie oben ins Fenster und sagt: „Gestern hast du nicht so freundlich auf mein bischen Heu geschienen."

„Schweig still, meine Mutter hat ihn mir gegeben."

Es war einmal eine ältliche Frau; sie hatte einen Sohn, der ein arger Vielfraß war. Als er tüchtig groß und ein erwachsener Mensch geworden war, begann die Alte auf ihn einzureden, er müsse nun an eine feste Verlobung denken. Der Sohn war dem nicht abgeneigt und fragte, wo sie meine, daß er am besten versuchen könne, um ein Mädchen zu freien. Da nennt sie ihm einen Ort, wo sie für ihn den besten Erfolg erwartet, sagt aber zu ihm, er solle sich nun da zusammen nehmen und nicht zu viel essen, denn sie wollte, daß er die Nacht über im Hause seiner Braut bleiben sollte; für alle Fälle aber giebt sie ihm einen halben Käse mit, damit er dann und wann, wenn niemand es sähe, einen Bissen davon essen könne, falls ihm so sei, als habe er nicht genug im Magen.

Nun geht der Mensch nach dem Gehöft, das seine Mutter ihm bezeichnet hat, bringt seine Werbung vor und das Mädchen wird ihm versprochen. Darauf bleibt er die Nacht dort und man läßt ihn allein in einer Kammer schlafen. In der Nacht steht er

auf und fällt über den Käse her, denn er hatte am Abend wenig gegessen und war darum ganz heißhungrig. Alsdann legt er sich wieder hin, steckt aber das, was er von dem Käse übrig hat, unter den Rand seines Kopfkissens. — Als er am Morgen erwacht, gewahrt er, daß draußen Schneesturm ist; da denkt er bei sich, er thue gut, für den zukünftigen Hunger zu essen, denn heute werde er wohl hier vorlieb nehmen müssen. Er machte sich nun daran und knabbert von dem Käse soviel er davon los bekommt. Während er aber dabei ist, kommt seine Verlobte zu ihm herein und bietet ihm einen guten Tag. Sie war schon früh auf den Füßen gewesen und hatte draußen zu thun gehabt und sagt nun zu ihm: „Hart beißt er jetzt, der Weiße." Der Mann glaubt, sie habe den Käse gesehen, den er bei ihrem Eintreten schnell bei sich versteckt hatte, und wolle ihn darüber zur Rede stellen, daher sagt er: „Schweig still, meine Mutter hat ihn mir gegeben." Dabei zeigte er ihr das Käsestückchen, welches noch übrig war, damit sie nicht glauben solle, er verstecke ihn, als wäre er nicht rechtmäßig erworben. Das Mädchen aber ärgerte sich so über dieses ganze Benehmen, daß sie ihn bat, nicht an eine Heirat mit ihr zu denken.

Die Bakki-Brüder.

Auf einem Gehöft im Svarfadardalur, welches Bakki heißt, wohnte vor langer Zeit ein Bauer. Er hatte drei Söhne: Gisli, Eirikur und Helgi. Diese waren wegen ihrer Dummheit bekannt und ihre einfältigen Streiche viel im Munde der Leute, doch sollen hier nur die wenigsten davon erzählt werden.

Einstmals, als die Brüder schon ganz erwachsen waren, ruderten sie mit ihrem Vater zum Fischzuge auf die See hinaus. Da wurde der Alte plötzlich so krank, daß er sich niederlegte. Sie hatten ein Fäßchen voll Blanda*) mit auf die See genommen,

*) Ein Getränk aus Wasser und sauren Molken.

und als nun eine Weile vergangen war, rief der Alte seinen Söhnen zu und bat um das Fäßchen. Da sagte einer von ihnen: „Gisli-Eirikur-Helgi", (denn so pflegten sie immer zu sagen, wenn irgend einer von ihnen zum andern sprach, weil sie nur wußten, daß dies ihrer aller Namen waren), „unser Vater ruft nach dem Fäßchen." Da sagt der zweite; „Gisli-Eirikur-Helgi, unser Vater ruft nach dem Fäßchen." Ganz dasselbe sagte der dritte, und dies wiederholten sie immer wieder so lange, bis der Alte tot war; denn keiner von ihnen begriff, was er mit dem Fäßchen wollte. Seitdem ist es sprüchwörtlich geworden, daß einer, der im Sterben liegt, „nach dem Fäßchen rufe." — Nunmehr steuerten die Brüder dem Lande zu, kleideten die Leiche des Alten so wie sichs geziemt und banden sie auf eine braune Stute, die ihm gehört hatte, jagten diese darauf von dannen und überließen es ihr, wohin sie ziehen wollte, denn sie sagten, die alte Brunka werde den Weg schon finden. Später fanden sie Brunka mit ledigem Rücken und ohne Stricke auf ihrer Weide und da wußten sie, daß sie den Weg gefunden hatte, und untersuchten weiter nicht, was sie mit dem Alten gemacht hatte.

Nach dem Tode ihres Vaters wohnten die Brüder auf Bakki, sie wurden nach dem Gehöft benannt und hießen entweder die Bakki-Brüder oder die Bakki-Narren. Sie hatten Brunka von dem Alten geerbt und waren sehr besorgt um sie. Einmal erhob sich ein starker Sturmwind und da bekamen sie Angst, Brunka könnte fortgeweht werden; deshalb legten und schichteten sie soviel Steine auf sie, wie nur irgend auf ihr liegen bleiben wollten; danach wurde sie weder fortgeweht noch stand sie jemals wieder auf.

Wenn einer von den Brüdern eine Reise machen mußte, reisten sie immer alle. Einst traten sie eine weitere Reise an, ungefähr drei Thingmännerwege*) weit. Als sie zwei Drittel des Weges hinter sich hatten, erinnerten sie sich, daß sie sich hatten zur Reise ein Pferd leihen wollen. Sie kehrten wieder nach Hause um, holten sich das Pferd und zogen dann ihres Weges. — Einmal zogen die Brüder, wie sie öfter thaten, aus, um ihrer Gutsherrschaft die Abgaben für Bakki zu bringen. Es war dies aber eine Witwe,

*) Ein solcher beträgt soviel, wie ein Mann, der zum Althing reiste, an einem Tage zurückzulegen pflegte (ungefähr fünf Meilen.)

welcher die Ländereien gehörten; sie bezahlten ihr die Pacht und blieben dann über Nacht bei ihr. Am andern Morgen zogen sie heimwärts; sie hatten einen weiten Weg zu machen. Als sie mehr als die halbe Strecke zurück gelegt hatten, nimmt einer das Wort und sagt: „Ja, Gisli-Eirikur-Helgi, da fällt mir ein, daß wir die Frau nicht gebeten haben, uns in Gottes Frieden zu geben."*) Den andern fiel es auch ein, daß er wahr redete; darum kehrten sie wieder um zu der Witwe, ließen sie rufen und sagten: „Gieb uns in Gottes Frieden," dann machten sie sich auf den Heimweg. Als sie aber gewiß die Mitte des Weges erreicht hatten, erinnerten sie sich wieder daran, daß sie der Witwe nicht für die Bewirtung gedankt hatten, und damit keiner sie darob verlachen sollte, daß sie nichts von den Sitten der Leute verständen, kehrten sie nochmals um, suchten die Witwe auf, bedankten sich bei ihr mit der größten Höflichkeit und zogen dann nach Hause.

Einst kauften die Brüder südlich in Borgarfjördur ein großes Faß, welches sie auseinander schlugen, damit es desto leichter fortzuschaffen wäre. Als sie nach Hause kamen, wurde das Faß zusammen gesetzt und sie begannen es vollzufüllen, allein da lief es. Die Brüder sahen nun nach, woher das käme. Darauf sagt einer von ihnen: „Gisli-Eirikur-Helgi, es ist kein Wunder, daß das Faß läuft, der Boden ist südlich in Borgarfjördur." — Daher hat man die sprüchwörtliche Redensart: „Es ist kein Wunder, daß das Faß läuft."

Die Bakki-Brüder hatten bemerkt, daß im Winter die Witterung kälter ist als im Sommer, und auch, daß es in jedem Hause um so kälter ist, je mehr und je größere Fenster es hat. Daraus schlossen sie, daß aller Frost und alle Kälte dadurch entständen, daß die Häuser Fenster hätten. Sie machten sich daher ans Werk und bauten sich ein Haus nach einer neuen Art, indem sie keine Fenster darin machten; es war nun pechschwarze Finsternis darin, wie man sich denken kann. Sie sahen allerdings ein, daß dies ein kleiner

*) Hierzu folgende Anmerkung aus dem Original: in Island ist oder war es auf dem Lande eine gute alte Sitte, daß jeder, dem zu essen gereicht wird, es sei nun ein Gast oder ein Heimischer, zu dem, der ihn bewirtet, sagt, bevor er die Speise berührt: „Gieb du mir in Gottes Frieden die Speise"; nach der Mahlzeit aber wird gesagt: „Gott lohn'", oder: „Gott lohn' die Speise", oder: „Gottes Liebe für die Speise."

Fehler an dem Hause sei, doch trösteten sie sich damit, daß es im Winter recht warm darin sein werde, auch glaubten sie, man werde diesem Übelstand auf geschickte Weise abhelfen können. Eines schönen Tages im Hochsommer, als der heiterste Sonnenschein war, gingen sie denn auch an die Arbeit und begannen, in ihren Mützen — einige sagen in Trögen — die Dunkelheit aus dem Hause hinaus zu tragen; draußen schütteten sie die Finsternis aus den Gefäßen aus und trugen dafür in denselben Sonnenschein ins Haus und hofften, nun werde es in Zukunft drinnen schön hell sein. Als sie aber am Abend aufhörten und sich im Hause niederließen, konnten sie ebenso wenig wie früher die Hand vor Augen sehen.

Einmal gingen die Bakki-Brüder nach einer mit Brennholz bewachsenen Stelle hoch oben an einem steilen Bergabhang. Sie rissen das Gestrüpp aus und banden es in Bündel, um sie den Abhang hinab zu wälzen. Da fiel ihnen ein, daß sie weder zu sehen vermochten, wie es den Bündeln unterweges erginge, noch erfahren konnten, was aus ihnen würde, wenn sie unten ankämen. Da kamen sie auf den Einfall, einen der Brüder inwendig in eine Reisigwelle hinein zu binden, damit er ein Auge auf die Bündel habe. Sie nahmen also Gisli, banden ihn in eines der Bündel und ließen den Kopf heraus stehen. Alsdann wälzten sie die Bündel hinab und diese kugelten bis auf die Ebene hinunter. Als aber Eirikur und Helgi unten ankamen, gingen sie, nach ihrem Bruder zu sehen, und da fehlte ihm der Kopf, so daß er ihnen nicht sagen konnte, wie es den Reisigwellen ergangen und wo sie gelandet waren. — Obgleich nun Erikur und Helgi nur noch zu zweien übrig waren, sagten sie doch stets wie früher, wenn einer zum andern sprach: „Gisli-Eirikur-Helgi.“

Das Letzte, was ich über die Brüder Eirikur und Helgi erfahren habe, ist, daß sie einst den Vollmond aus dem Meere aufsteigen sahen und gar nicht begreifen konnten, was das sei. Da gingen sie zum nächsten Gehöft und fragten den Bauern dort, was für ein schreckliches Geschöpf das wäre. Der Mann sagte ihnen, es sei ein Kriegsschiff. Da gerieten sie so in Angst, daß sie in einen Stall rannten, Thür und Fenster verwahrten, damit kein Lichtschimmer zu ihnen hinein dränge, und dort sollen sie sich aus Furcht vor dem Kriegsschiffe zu Tode gehungert haben.

Der Mond im Hornarfjördur.

Einst kamen einige Hornfirdinger in einen Handelsort, was sonst nicht zu geschehen pflegte. Alles um sie her dünkte sie sehr prachtvoll und unähnlich dem, was sie im Hornarfjördur gewohnt waren. Unter anderm fiel ihr Blick auch auf den Mond, der am klaren Himmel schien. „Das ist doch ein stattlicher Mond,“ sagten sie, „das ist etwas ganz anderes als der verdammte Mond im Hornarfjördur.“

Vier Schuhnadeln für einen Goldkamm.

Einstmals wohnten ein Mann und ein Weib in ihrer Hütte. Ihr Hab und Gut war so zusammen geschmolzen, daß sie weiter nichts mehr besaßen als einen goldenen Kamm, den das Weib lange aufbewahrt hatte. Als nun alles andere alle geworden war, gab sie ihrem Manne den Kamm und sagte, dafür solle er einiges zum Lebensunterhalt Notwendige kaufen, womit sie lange haushalten könnten. Der Alte macht sich mit dem Kamm auf den Weg und geht, bis er einem Manne begegnet, der eine Kuh führt. „Schön ist deine Kuh, Freund,“ sagt der Alte. „Schön ist auch dein Kamm,“ sagt der Fremde. „Willst du tauschen?“ sagt der Alte. Der Fremde zeigte sich hierzu gern bereit und also erhält der Alte die Kuh, der Fremde aber den Kamm. — Der Alte wandert nun weiter, bis er einem andern Manne begegnet, welcher zwei Hammel

treibt. „Schön sind deine Hammel, Freund,“ sagt der Alte. „Ja, aber schön ist auch deine Kuh, mein Alter,“ sagt der Fremde. „Willst du tauschen?“ sagt der Alte. „Ja,“ sagt der Fremde und also geht der Handel vor sich. Der Alte that sich viel auf dieses Geschäft zu gute und meinte, nun könne er sich und seine Alte kleiden. Er ging aber noch weiter und begegnet einem Manne, der vier Hunde bei sich hat; ihre Wechselrede und Tauschhandel verlaufen ebenso wie bereits erzählt ist, und der Alte schätzt sich sehr glücklich, die Hunde bekommen zu haben, denn nun, denkt er, kann er doch das Vieh vom Grasgarten vertreiben. — Noch weiter geht jedoch der Alte, bis er zu einem Gehöft kommt; hier war der Bauer in der Schmiede und schmiedete Schuhnadeln. „Schön sind deine Schuhnadeln, Bauer,“ sagt der Alte. „Schön sind auch deine Hunde,“ sagt der Bauer. „Willst du tauschen?“ sagt der Alte. Der Bauer war dazu bereit und überließ ihm vier Schuhnadeln für die Hunde. Der Alte freute sich über den glücklichen Handel und dachte bei sich, nun könne seine Alte doch seine Schuhe flicken. Er macht sich nun auf den Heimweg; da war ein Bach auf seinem Wege, über den springt der Alte hinüber, dabei aber fallen die Nadeln aus seinem Busen in den Bach hinab', so daß der Mann mit leeren Händen nach Hause zu seinem Weibe kommt. Er erzählt ihr nun alles von seinen Erlebnissen und der Verlust der Nadeln dünkte sie das Schwerste von allem. Sie machten sich daher beide auf, um zu suchen, und ihre Kinder mit ihnen; sie gingen zu dem Bache und kamen dahin überein, daß es am besten sein werde, wenn sie die Köpfe ins Wasser steckten und sich so nach den Nadeln umschauten. Dies thaten sie und ertranken dabei alle im Bache.*)

---

*) Diese Sage stimmt in den Hauptzügen überein mit dem deutschen Märchen von Hans im Glück.

Der Täufling.

Als Sera Jon Vidalin, der Vater des Bischofs Geirr, Pfarrer zu Laufas war (1755—1767), lebte dort im Kirchspiel ein närrischer Kauz, welcher Thorsteinn hieß. Eines Sonntags kommt Thorsteinn zur Kirche mit einem Kinde, welches er den Pfarrer bitten wollte zu taufen; er legt das Wickelkind draußen oben auf die Hauswand, geht dann hinein zum Pfarrer und beginnt mit ihm ein Gespräch, wobei er vom Hundertsten ins Tausendste kommt, bis endlich der Pfarrer sagt: „Hast du nicht vielleicht irgend ein besonderes Anliegen an mich, mein Thorsteinn?" Da besinnt sich der Mann und sagt: „Ja, ja, ich wollte euch ja bitten, heute für mich zu taufen." Der Pfarrer fragt, wo das Kind sei. „Ich habe es hier draußen hingelegt," sagt der Mann, „oben auf die Hauswand, ich dachte, das schadete nichts." „Du bist wohl nicht klug, Mann," sagt der Pfarrer, „geh gleich hinaus und hole es." — Thorsteinn geht hinaus und will zu dem Kinde, das er auf der Hauswand liegend weiß; aber da war es verschwunden, denn die Leute hatten es genommen und hinein getragen und verpflegt. Der Mann sucht nun und sucht überall rings um das Haus und findet es nicht; endlich sieht er das Rückgrat von einem Dorsch da liegen. Thorsteinn hebt das Rückgrat auf in der Meinung, es sei das Rückgrat des Kindes, geht damit zum Pfarrer hinein und sagt: „Verdammt sei euer Hund, mein Pfarrer; er hat das Kind gefunden und jeden Bissen davon gefressen bis auf das Rückgrat, hier könnt ihr es sehen."

„Hieraus bekommen sie also die Wärme.“

Es war einmal ein altes Weib in einer Hütte an der See. Sie hatte oft die Seeleute sagen hören, sie frören nie, wenn auch auf der See kaltes Wetter wäre, und einer hatte ihr auch gesagt, wie das zuginge, sie bekämen nämlich die Wärme aus den Rudergriffen. Einstmals nun, als es furchtbar kalt war und sie es in ihrer Hütte nicht aushalten konnte, macht sie sich auf und humpelt hinab an die See, klettert mühselig in ein Boot, welches mit seinen Rudern auf dem Strande steht, setzt sich auf eine Ruderbank, nimmt ein Ruder in die Hand und legt es in die Klampe. Da sitzt sie nun und hält den Rudergriff umfaßt und die Vorübergehenden hören sie immerfort murmeln: „Hieraus bekommen sie also die Wärme.“ Am andern Morgen aber fand man sie mausetot und steifgefroren am Rudergriff und bis zum heutigen Tage hat sie aus demselben noch keine Wärme abbekommen.

„Ich wollte ja so wie so hinunter.“

Einst wollte ein altes Weib durch die Lukenöffnung hinunter in die Wohnstube. Auf der Stiege aber glitt ihr der Fuß aus, sie fiel kopfüber hinunter und brach sich den Hals. Während sie so hinab flog, hörte man die Frau sagen: „Ich wollte ja so wie so hinunter.“ — Daher stammt die Redensart, die man braucht, wenn jemand etwas Unbesonnenes gethan hat und sich nicht aus der Fassung bringen läßt: „Ich wollte ja so wie so hinunter.“

„Ein Dieb ist der Dalamann."

Einst kam ein Bursche aus der Landschaft Dalir im Westlande nach Skalholt (die Nordländer sagen, er sei draußen aus den Thälern des Skagafjördur nach Holar im Hjaltadalur gekommen); es war am Sonnabend vor Ostern. Er bat, man möge ihm erlauben, das Fest über da zu bleiben, und das wurde ihm zugesagt. Von diesem Burschen ging das Gerücht, daß er nicht reine Hand halte und sogar ein Schafdieb sei; doch wurde davon nicht laut gesprochen und er war auch noch nie eines Diebstahls überführt. Die Schüler aber, die aus derselben Gegend waren wie er, wußten davon und nahmen sich vor, ihm irgend einen Streich zu spielen oder ihn recht zu beschämen, wenn es sich thun ließe.

Als man am Ostertage angefangen hatte, zum Festgottesdienst zu läuten, wurde, wie das Gesetz es vorschreibt, mit drei Glocken geläutet, einer ungeheuer großen und dumpftönenenden, einer etwas kleineren und klangvolleren und der dritten ganz kleinen Glocke, deren Stimme sehr hell und fein war. Beim Beginn des Läutens gingen die Schüler hinaus vor den Bischofssitz und nahmen den Burschen mit und sprachen mit ihm von diesem und jenem, während die Glocken klangen. Als aber angefangen wurde mit allen drei Glocken zusammen zu läuten, hießen sie ihn wohl acht geben, was die Glocken sagten. Der Bursche gehorcht und lauscht, findet aber, er höre nichts anderes als gewöhnliche Glockentöne. Da sagt einer der Schüler: „Nimm dich in acht, Mann; hörst du nicht, daß die große Glocke mit dumpfer Stimme brummt:

Ein Dieb ist der Dalamann,*)
Dalamann, Dalamann!

Die mittlere Glocke giebt an, wie viel Schafe du gestohlen hast:

Zwölf stahl er Lämmer,
Zwölf stahl er Lämmer,
Zwölf stahl er Lämmer.

*) Mann aus Dalir.

Die kleine ganz hellklingende Glocke ist aber die schlimmste, denn sie sagt mit dünner Stimme:

Greift ihn,
Greift ihn,
Greift ihn!“

Da wartete der Bursche nicht auf weitere Einladungen, lief vom Osterschmause fort und wagte von da an nie wieder, nach dem Bischofssitz zu kommen.

XV.

Aberglauben und Gebräuche.

Einige Regeln und Vorbedeutungen.

Wenn an den Seekleidern der Männer des Sonntags ausgebessert wird, so kommen diese in den nämlichen Kleidern um. Es war einmal ein Seemann zu Nes bei Seltjörn, welcher Magnus hieß; seine Dienstmad aber hieß Gudrun. Sie hatte die Gewohnheit angenommen, daß sie an Magnus' Seekleidern immer nur des Sonntags besserte, obgleich er sie oft dafür schallt. Es verging so ein Teil der Fischzeit, ohne daß etwas Besonderes vorfiel. Eines Tages ruderte Magnus wieder hinaus und es entstand ein starker Sturm; jedoch kamen alle wohlbehalten aus Land, nur von Magnus sah und hörte man nichts den ganzen Tag über. In der Nacht darauf aber erwachte Gudrun davon, daß Magnus oben an das Fenster über ihr kam und sagte: „Deine Nadelstiche diesen Winter über haben mich in die See gebracht, meine Gudrun." Gudrun erschrak hierüber so, daß sie eine Weile danach irrsinnig wurde. Als es sich ein wenig mit ihr besserte, sagte sie, die Worte des Magnus hätten diese Geistesstörung bei ihr hervorgerufen.

Einer, der nicht lesen (oder, wie andere sagen, nicht schreiben) kann, darf nicht auf einer Bretterwand oder auf dem Eise oder Schnee schreiben oder kritzeln, denn damit verschreibt er sich dem Teufel. Man erzählt, einmal habe ein Mann mit der eisernen Spitze seines Stockes auf dem Eise gekritzelt, und als er dies eine lange Weile so getrieben hat, kommt ein Mann zu ihm und fragt ihn, was er da thue. Er sagt, er sei dabei, das Stück Eis

da zu seinem Vergnügen vollzukritzeln. Jener bat ihn, inne zu halten, bis er nachgesehen habe, wie weit das Werk schon gediehen sei, und das that der Schreiber; der Fremde betrachtet das Gekritzel nun genau und sagt: „Es fehlen nur noch wenige Buchstaben daran, bis du dich dem Teufel verschrieben hast.“ — Der Fremde war nämlich in Wahrheit ein vom Himmel gesendeter Engel.

Wenn man sich mit dem Messer oder der Scheere die Nägel abschneidet, soll man stets jeden Nagel in drei Teilen abschneiden, denn sonst fügt aus ihnen der Teufel dem Totenschiffe ringsum eine ganze Plankenreihe hinzu.*) Doch wird von den Nägeln, welche man ganz (in eins) abschneidet, auch gesagt, der Teufel füge sie zusammen und mache aus ihnen schöne Boote oder Ruderfahrzeuge. Andere sagen, er nagle das Schiff nur mit ihnen zusammen. — Einstmals trug es sich am Strande beim Snæfellsjökull zu, daß die Besatzung eines Schiffes an die See ging, etwas später als die andern, und zu dem Fahrzeug, welches sie für das ihrige hielt, weil es an der gewöhnlichen Stelle stand. Die Matrosen schoben das Schiff in großer Eile hinaus, denn sie glaubten, etwas lange geschlafen zu haben. Als sie aber noch nicht weit vom Lande waren, versank das Schiff unter ihnen und alle, die darauf waren, kamen um. Diejenigen aber, welche an diesem Morgen schon zeitiger von demselben Fischerort ausgerudert waren, erzählten, jenes Schiff habe ihnen ausgesehen, als sei es aus lauter Menschennägeln zusammengesetzt gewesen, aber dabei wunderbar schön.

Wenn die Schnuppe eines Lichtes noch weiter brennt, nachdem man sie auf den Fußboden geworfen hat, soll man sie nicht auslöschen, sondern von selber sterben lassen. Das ist ein großes Werk der Barmherzigkeit, jeder aber, der das nicht befolgt, wird ein

*) Vergleiche, was in der jüngeren Edda (Gylfaginning 51.) über das Schiff Naglfar gesagt ist.

besonderer Unglücksmensch. Damit verhält es sich so, daß östlich in der Welt ein Volk ist, welches nicht länger Frieden noch Ruhe hat, als wie solche Lichtschnuppen leben. Andere sagen, die Elben zündeten bei sich an diesen Schnuppen Licht an.

Wenn man ein Klingen vor den Ohren hört, vor einem oder vor beiden, gleichsam als würden in der Ferne Glocken geläutet, so bedeutet dies, daß man binnen kurzem den Tod eines Menschen erfahren wird. Man nennt dies Klingen „Glockenklang."

Wenn man eine Sternschnuppe sieht, so hört man binnen kurzem aus der Richtung, aus welcher der Stern daherfuhr, von dem Tode eines Menschen.

Wenn ein Rabe auf dem Dach über einem kranken Menschen sitzt und viel krächzt oder auf das Dach hackt, so wird der kranke Mensch sterben.

Wenn einem der eine Fuß warm und der andere kalt ist, so beneidet einen jemand.

Wenn einer verlobten Maid oder einem verlobten Manne das Strumpfband abfällt, so wird der von beiden, von dem das Band sich löste, in der Treue betrogen.

Wenn die Kirchenglocken von selber läuten, so wird der Pfarrer des Kirchspiels sterben.

Wenn ein Schneelicht*) vor einem Fenster vorbeifährt, hinter welchem drinnen dicht am Fenster Licht brennt, so läuft das Schneelicht mit dem Feuerlicht zusammen und verbrennt das Haus. Dieses Feuer ist mit nichts anderem zu löschen, als mit dem Blute von sieben ehelich geborenen Brüdern, zwischen denen kein Mädchen geboren ist.

Niemals soll man zur Nachtzeit (andere sagen, zur Winterszeit) ein Fenster öffnen, ohne ein Kreuz davor zu schlagen, sonst kommen unreine Geister durch das Fenster herein.

Wenn ein Mensch in der Stube stirbt, so kann die Seele nicht hinaus, wenn nicht eine Fensterscheibe heraus genommen wird. Sobald man glaubt, daß die Seele hinaus ist, soll man das Fenster verkehrt wieder einsetzen, damit sie nicht wieder herein kann.

Gegen die Seekrankheit ist es gut, wenn man ein Stück Rasen aus dem Kirchhofe schneidet und es in seine Schuhe legt, bevor man auf die See fährt.

Wenn man einen Toten findet**), der draußen unter freiem Himmel umgekommen ist, so soll man ihn ein wenig in Ordnung bringen oder ihm etwas über das Antlitz breiten, denn sonst folgt er einem.

„Gott helfe mir," sagen die Leute, wenn sie niesen, oder „Gott helfe dir," wenn ein anderer niest. Diese Sitte ist zuerst

*) Eine Art Irrlicht, das bei nassem Schneewetter entsteht.

**) Vergleiche ältere Edda, Sigrdrifumál 33 und 34.

zur Zeit des schwarzen Todes aufgekommen; derselbe ging in einem Bezirk, wie anderwärts im Lande, um und tötete alle Menschen haufenweise. Endlich kam er in ein Gehöft, wo zwei Geschwister waren; diese bemerkten, daß alle, die im Gehöft starben, zuerst ein fürchterliches Niesen bekamen; dadurch kamen sie auf den Brauch, Gott für sich oder für einander zu bitten, wenn sie das Niesen bekamen, und die zwei blieben in dem ganzen Bezirk allein am Leben. Darum soll man immer Gott für sich bitten, wenn man niest, dann stirbt niemand am Niesen.

Stirbt ein Mann oder eine Frau, ohne Kinder gehabt zu haben, so ist es in Walhall ihre Strafe, daß der Mann Haare walken und die Frau ein Butterfaß stampfen muß bis zum Tage des Gerichts.

Der Nebel ist eine verzauberte Königstochter, welche erlöst wird, wenn alle Hirten sich vereinigen, sie zu segnen.

Wenn ein unverheirateter Mann gut gegen Katzen ist, so bedeutet dies, daß er später gut gegen seine Frau sein werde.

Wird einem die rechte Wange heiß, so wird übel von einem geredet, aber gut, wenn einem die linke heiß wird. Die linke ist die Freundeswange.

Wenn ein Mann einen engen Schuh gut erträgt, so erträgt er später gut die Herrschaft der Frau, und ebenso umgekehrt.

Fällt man hin, wenn man vom Hause fortgeht, so bedeutet es Glück, dagegen Unheil, wenn man auf dem Heimwege fällt, denn „ein Fall ist Glück auf der Reise vom Hofe fort, aber nicht zu ihm hin."

Es kommt häufig vor, daß man an seinem Leibe Schrammen findet, von denen man nicht weiß, wodurch sie entstanden sind. Manche liegen am Körper verlängs und manche verquer. Damit verhält es sich aber so: jeden Menschen begleitet ein guter Geist; man nennt ihn den Schutzengel dessen, mit dem er ist. Nun weiß man aber auch, daß die bösen Geister, die immer zu allem Argen bereit sind, die Menschen angreifen. Diese bösen Geister ritzen dem Menschen Unglücksritze, und diese liegen am Leibe verlängs. Dann kommt der Schutzengel des Menschen und macht die bösen Ritze unschädlich, indem er verquer über sie hinweg ritzt. Diese Querritze der Schutzengel heißen „Schutzritze". Diejenigen, welche verlängs liegen, sind Unheilsritze, die querliegenden aber Glücksritze.

Stabwoche und Stabbissen.

In der letzten Woche vor Weihnachten bleibt man in Island des Abends am längsten auf; die Zeit des Wachbleibens wird auf dem Lande, wo keine Uhren sind, nach dem Siebengestirn bestimmt; man sitzt so lange auf, bis das Gestirn dahin gekommen ist, wo die Sonne nachmittags um drei Uhr oder zur Vesperzeit (6 Uhr) steht. Diese Woche wird sowohl Augenwoche als Stabwoche genannt. Augenwoche heißt sie, weil sich da die Leute „alle Augen aus dem Kopfe wachen", bei dem brennenden Licht müde und trübäugig werden. Stabwoche aber wird sie darum genannt, weil die Bauern, um das Gesinde wach zu erhalten, ihnen „Wachstäbe" in die Augen setzten, wenn sie abends einzunicken begannen. Zu den Wachstäben wurden kleine Spähne genommen, etwas stärker als

Streichhölzer und ungefähr ebenso lang, oder auch gewisse Knochen aus einem Dorschkopfe. Der Spahn oder Knochen wurde zur Hälfte gespalten, so daß er auf der einen Seite auseinander klaffte, auf der andern aber ganz war mit einem kleinen Gelenk. In den Spalt, der in dem Spahn entstand, wurde das Augenlid gebracht, und der Spahn oder Knochen saß am Augenlid um so fester, als letzteres in das gespaltene Ende eingeklemmt wurde, damit es sich nicht über das Auge herabziehen konnte; also mußten die, welche nicht anders wach bleiben konnten, steif und aufrecht mit den „Wachstäben" dasitzen. Weil nun aber die Bauern in Island wissen, daß jeder etwas für seinen Schnabel haben möchte, war es Sitte, daß jede Hausfrau während der Stabwoche am Schlusse der Wachenszeit ihrem Gesinde einen guten Bissen von irgend etwas Seltnerem reichte, als Schmerzensgeld und dafür, daß sie es sich mit Wachbleiben und Arbeiten so sauer hatten werden lassen. Die Labung, die aus diesem Anlasse gespendet wurde, nannte man Stabbissen.

Die Christnacht.

Es ist ganz natürlich, daß alle viel auf das Weihnachtsfest halten, welches die Mutter aller anderen Feste ist; da giebt es nicht wenig Herrlichkeiten für die Kinder, die es kaum erwarten können, die vielen Lichter zu schauen, die man da sowohl in den Kirchen als in den Wohnhäusern sehen kann. Dieses Lichtfest findet jedoch nicht nur bei den Menschen, sondern auch bei den Elben statt, denn da sind ihre Behausungen ganz mit Lichtern geschmückt und es geht bei ihnen sehr lustig zu mit allerlei Tanz und Musik. Ob nun die Menschen es von den Elben gelernt haben, vornehmlich um Weihnachten Tänze zu veranstalten, wie später erzählt werden soll — gewiß ist, daß Weihnachten auch bei den Menschen mit Recht ein „Lichtfest" genannt werden konnte und noch genannt werden kann. Denn in früherer Zeit war es Sitte,

daß die Hausmütter am Weihnachtsheiligabend und am Sylvesterabend das ganze Haus von einem Ende bis zum andern auskehrten; alsdann setzten sie Licht in alle Ecken und Winkel, auf daß nirgend ein Schatten hinfalle, und damit empfingen sie die Elben, die möglicherweise auf der Reise waren oder in der Neujahrsnacht die Wohnung wechselten. Nachdem sie das Haus gefegt und Licht hinein gestellt hatten, gingen sie hinaus und um dasselbe herum, manche sagen dreimal, und „luden die Elben heim“, indem sie sprachen: „Es mögen kommen, die kommen wollen, es mögen bleiben, die bleiben wollen, es mögen ziehen, die ziehen wollen, ohne Schaden für mich und die Meinen.“ Außer diesem Spruche wurde auch oft der Brauch beobachtet, daß die Frauen Speisen und Wein für die Elben in den Häusern auf den Tisch setzten, und die Sage berichtet, die Lebensmittel seien am Morgen immer verschwunden gewesen. Es kann sein, daß es am Sylvesterabend noch gebräuchlicher gewesen ist als am Weihnachtsheiligabend, die Elben herein zu laden und ihnen Essen auf den Tisch zu stellen; die Sitte mit den Lichtern herrschte jedoch nicht minder in der Christnacht als in der Neujahrsnacht, und wenn die Leute an diesem Abend zu Bett gingen, gab die Hausfrau stets acht darauf, daß kein Licht ausgelöscht wurde, und steckte in jeder Ecke neue Lichter auf, wenn die ersten begonnen hatten, nieder zu brennen, oder goß die Lampen wieder voll, damit die Erleuchtung die ganze Nacht ausreichen solle, bis es am andern Morgen heller Tag geworden war. Noch jetzt ist es an manchen Orten hierzulande Sitte, in diesen beiden Nächten in der Wohnstube über den Leuten Licht brennen zu lassen, auch wenn sie schlafen, und wenn man auch nicht mehr in jedem Winkel Licht anzündet, ist doch von dem „Lichtgange“ in alter Zeit das noch übrig geblieben, daß vielerorten jedem Menschenkinde im Hause an diesen beiden Abenden, besonders aber am Weihnachtsheiligabend, eine Kerze geschenkt wird, die Weihnachtskerze oder Neujahrskerze genannt wird. Doch konnte man die Weihnachtsfreude nicht ganz ungestört genießen, denn außer den Weihnachtsgesellen, die schon früher genannt sind*), ging, wie man glaubte, noch ein Unhold um, welcher Weihnachtskatze

*) Siehe Band I, Seite 60.

genannt wurde. Sie fügte allerdings denen kein Leid zu, die irgend ein neues Stück Zeug bekamen, um es am Weihnachtsheiligabend anzuziehen; jene aber, die kein neues Kleidungsstück erhielten, „fuhren alle in die Weihnachtskatze“, indem diese sie — oder wenigstens ihren „Weihnachtsfuchs“ — packte (oder fraß?); und man konnte von Glück sagen, wenn die Katze sich an diesem genügen ließ. „Weihnachtsfuchs“ hieß aber das, was einem jeden im Hause am Weihnachtsheiligabend zu den Feiertagen an Speisen zugeteilt wurde, Fleisch und Fett u. s. w. Aus diesem Grunde wetteiferten alle, sowohl Kinder als Gesinde, vor Weihnachten den Hausherrn dahin zu bringen, daß er ihnen irgend ein neues Kleidungsstück gab, damit sie nicht in die schreckliche Weihnachtskatze führen oder diese ihren Weihnachtsfuchs nähme; und wenn es Kindern und Dienstboten gelang, einen reichlichen Weihnachtsfuchs und obendrein eine Weihnachtskerze zu bekommen, überhaupt alles, worauf es am meisten ankam, wollte man nicht in die Weihnachtskatze*) fahren, so war es kein Wunder, daß es in früherer Zeit zu Weihnachten lustig zuging. Über die Weihnachtsfreude der Kinder wird folgendes gesungen:

„Den Kindern soll man bieten Brot,
Wird ihnen heut zum Beißen frommen,
Kerzenlicht und Kleider rot,
Damit sie aus den Betten kommen;
Auch Fleisch vom fetten Schaf thut not,
Das auf den Felsen einst geklommen.
Nun ist die alte Gryla**) tot,
Hat unterwegs ein End' genommen.“

Von der Christnacht muß auch noch erwähnt werden, daß in ihr mit am häufigsten das „Draußensitzen am Kreuzwege“***) ausgeführt und die meisten Tänze gehalten wurden.

*) Die Weihnachtskatze erinnert an das Katzengespann der Freya, wie der Weihnachtsfuchs an Thor, dem der Fuchs geheiligt war; beide Gottheiten halten ja in dieser Zeit — den Zwölften — ihren Umzug. Ein unter der Bezeichnung „Weihnachtsfuchs“ gereichtes Geschenk muß die von nun an wieder höher steigende Sonne versinnbildlicht haben.

**) Ein Unhold, mit dem man Kinder schreckt.

***) Siehe Band I, Seite 189.

Die Neujahrsnacht.

In der Neujahrsnacht geschahen viele wunderbare Dinge und allerlei Herrlichkeiten gab es, denn die Elben hielten da ihren Umzug und besuchten Gottesdienste und Festlichkeiten, einer beim andern, auch eignete sie sich gut zum Draußensitzen am Kreuzwege; da redeten die Kühe, wie manche sagen, obgleich andere behaupten, das sei in der Heiligen-Dreikönigsnacht geschehen; da glaubte man, daß „der Kirchhof aufstehe" und daß alles Wasser auf eine kurze Weile zu Wein würde. Es muß beherzigt werden, daß „Feste am besten Heil bringen", und daher hat mancher gemeint, in diese merkwürdige Nacht falle die Wunschstunde. Auf alle mögliche Weise haben die Leute sich Glück und Heil verschaffen wollen und deshalb eifrig danach geforscht, wann die Wunschstunde wäre, damit sie sich wünschen könnten, was sie wollten. Sæmundur Frodi soll am zuversichtlichsten davon gesprochen und gesagt haben, die Wunschstunde wäre jeden Tag einmal. Doch ist man darüber verschiedener Ansicht, denn einige sagen, sie finde nicht öfter statt, als einmal an jedem Sonnabende, andere, sie sei nur an einem Sonnabend im Jahre, und noch andere, sie sei in der Neujahrsnacht.

Man sagt, ein Knabe habe versuchen wollen, die Wunschstunde zu treffen. Er ging eines Sonnabends — andere sagen am Sylvesterabend — ans Werk, setzte sich oben auf den Hausgiebel, hielt seine offene Mütze zwischen den Händen und bat ohne Unterlaß mit lauter Stimme folgendermaßen: „Voll, voll meine Mütze von rotem Golde!" Dort saß der Knabe die ganze Neujahrsnacht (oder den Sonnabend) über und wünschte, bis am Morgen einer von den Hausbewohnern heraus kam und hörte, was der Junge wünschte; da sagte er, indem er aus dem Hause trat: „Ich wollte, sie wäre voller Kot!" Diese Worte gingen in Erfüllung, denn der Mann traf die Wunschstunde*), der Knabe aber schwieg, während jener wünschte.

*) Das isländische „stund" bedeutet mehr einen kurzen Zeitraum als eine Stunde.

Sehr merkwürdig ist, was vom „Speisekammer-Schnee“ erzählt wird. So nannte man den Reif, der früher in der Neujahrsnacht den Hausfrauen auf den Fußboden der Speisekammer fiel, denn da ließen sie die Speisekammerfenster offen stehen. Dieser Reif glich am meisten losem Schnee, war weiß von Farbe, feinkörnig und süßschmeckend, konnte aber nur im Dunkeln gesehen und erlangt werden und war gänzlich verschwunden, wenn am Neujahrsmorgen der Tag heraufstieg. Die Hausfrauen, die den Speisekammer-Schnee sammeln wollten, stellten dies so an, daß sie mitten auf den Fußboden der Speisekammer einen Topf aus Panzererz stellten und ein Sieb aus kreuzweisen Stäben darüber legten, dann konnte der Speisekammer-Schnee durch die durchkreuzte Öffnung nicht wieder heraus. Einige sagen, die Hausmütter seien selbst die ganze Neujahrsnacht in der Vorratskammer geblieben, während der Speisekammer-Schnee fiel; sobald aber der Topf voll war, hätten sie das Kreuzholz darüber gelegt, damit der Schnee nicht wieder heraus könnte, und dieser Bericht klingt wahrscheinlicher. Der Speisekammer-Schnee hatte aber für die Wirtschaft irgend einen Glücksfall oder eine Bereicherung zur Folge.

Thorri und Goa, Einmanudur und Harpa.

Der auf Mittwinter nächstfolgende Monat heißt bekanntlich noch jetzt Thorri*), der auf ihn folgende Goa; der letzte Wintermonat heißt Einmanudur und der erste Sommermonat Harpa. Alte Sagas berichten, woher die beiden erstgenannten Monate ihre Namen erhielten, doch ist mir nicht bekannt, wonach Einmanudur und Harpa benannt sind.**) Allerdings ist in die mündliche Über-

*) Thorri ist vom 24. Januar bis 22. Februar.

**) Ist Harpa vielleicht Frau Harke oder Harfe? (Siehe Simrocks Mythologie S. 380 ff. Über Thorri und Goa ebenda S. 376.

lieferung eine kleine Verwirrung gekommen, denn sie macht Thorri und Goa zu Gatten, während sie in alten Sagen Vater und Tochter genannt werden. Jetzt ist Thorri der Hausherr und Goa die Hausfrau; ihre Kinder sind Einmanudur und Harpa. Deswegen war es die Pflicht des Bauern, „Thorri zu empfangen" oder „ihn in das Gehöft zu laden," indem er an dem Morgen, an dem Thorri auf das Gehöft kam, von allen Hausbewohnern zuerst aufstand. Dann mußte er hinunter und ins Freie gehen, nur mit dem Hemd bekleidet, mit bloßen Schenkeln und Füßen, jedoch in das eine Hosenbein hinein fahren und das andere hängen lassen oder auf dem anderen Fuße nachziehen; so mußte er zur Thür gehen, dieselbe aufschließen, auf einem Fuße um das ganze Haus hüpfen, mit dem andern die Hose nachschleppen und Thorri auf dem Hofe oder im Hause willkommen heißen. Dann mußte er am ersten Thorritage andern Bauern aus der Gegend ein Gastmahl geben, dies nannte man „Thorri empfangen". An einigen Orten im Nordlande heißt der erste Thorritag noch heute „Bauerntag"; da muß die Hausfrau ihren Bauern gut bewirten und diese Festlichkeit heißt noch immer „Thorrablot" (Thorris Opfer). — In derselben Weise, wie der Bauer den Thorri, mußten die Hausfrauen Goa empfangen, am ersten Goamorgen von allen Leuten zuerst aufstehen, wenig bekleidet dreimal um das Haus gehen und Goa auf das Gehöft laden, indem sie sprachen:

„Willkommen sei du, Goa mein, und geh ins Haus hinein;
Du sollst den frühlingslangen Tag nicht draus im Winde sein."

Am ersten Goatage hatten auch die Hausfrauen ihren Nachbarinnen ein Festmahl zu geben. — Die Jünglinge mußten den Einmanudur und die Jungfrauen die Harpa in derselben Weise empfangen, wie die Hausherren und Hausfrauen Thorri und Goa. Es ist kaum zu bezweifeln, daß diese Sitte, Thorri, Goa, Einmanudur und Harpa zu empfangen, ein Überrest ist von dem alten Thorrablot, Goublot, Einmanadarblot und Sumarmalablot (Sommeranfangsopfer), wenn auch von dem festlichen Empfange jetzt überall wenig mehr zu finden ist.

Der Fastelabend.

Aus der Zeit, in welcher Island gleich anderen Ländern Europas päpstisch war, haben sich noch bis zu diesem Tage viele Gebräuche erhalten. Wenn auch hier vielleicht nicht ebensolche Lustbarkeiten vor den Fasten (langen Fasten, Siebenwochenfasten) stattfanden wie in anderen Ländern um diese Zeit des Jahres, hielt man doch sehr auf den Dienstag im Beginn der Fastenzeit und thut dies an vielen Orten hierzulande auch noch, während im Auslande der Montag der größte Festtag ist (?). Am Dienstag Abend im Anfang der Fasten labten die Hausbauern ihr Gesinde mit Hängefleisch und fetter Brühe, oder, wenn das nicht vorrätig war, mit Bohnen und anderer schwerer Kost, soviel dasselbe bewältigen konnte und noch mehr. Darum wurde dieser Abend Sprengikvöld oder Sprengidagskvöld*) genannt. — Doch giebt es über die Entstehung dieses Namens noch eine andere Sage, die lautet so. Es wohnte einst eine Witwe auf ihrem Gehöft; sie hatte bei sich ihre Tochter und mehrere Leute und beging den Fastelabend nach bestem Vermögen. Als man am Abend mit Essen fertig war, sagte die Hausfrau: „Gott sei Dank, ich und die Meinen sind gesättigt." Ihre Tochter bildete sich ein, die Mutter habe mehr gegessen als sie und sei satter geworden, deshalb schrie sie laut: „Wer am vollsten ist, möge zerspringen!" Aber da ereignete es sich, daß das Mädchen selber bei dieser Verwünschung barst, denn sie war am vollsten. Hiervon leiten manche den Namen des Sprengikvöld ab, andere aber davon, daß an ihm jeder Mensch sich bis zum Zerspringen voll essen müsse. Alle Fleischüberreste aber, welche von den Hausbewohnern an diesem Abend nicht bewältigt werden konnten, sammelte der Hausherr, that sie in einen Ledersack, band ihn oben an den Deckbalken der Wohnstube und ließ ihn hier vor den Augen seiner Hausgenossen die ganze Fastenzeit hindurch hängen, bis zum

*) Von **sprengja** = sich übernehmen. **Kvöld** = Abend.

Sonnabend vor Ostern. Dann nahm er den Beutel herab und reichte jedem seine Überbleibsel, der die Fasten gehalten und die ganze Zeit hindurch weder Fleisch noch Fett genannt hatte; man sollte dafür „Klauflax“ (Klauenlachs) und „Afras“ (Abfluß) sagen; noch weniger durfte man während dieser Zeit Fleisch schmecken, welche Sitte in katholischen Ländern noch jetzt beobachtet wird. Doch bestanden die Strafen derer, die das Fasten brachen, nicht allein darin, daß sie ihre Speiseüberreste vom Fastelabend einbüßten, sondern sie gingen auch des Osterfleisches verlustig und noch andere Ahndungen wurden über sie verhängt. Die päpstlichen Bischöfe sollen reiche Leute mit Spionen umgeben haben, um zu erfahren, ob sie in der Fastenzeit kein Fleisch äßen oder erwähnten, und ihnen ganze Landgüter als Fastenbuße abgenommen haben; von ärmeren Leuten aber nahmen sie andere Besitztümer, wenn sie deren ! saßen, oder setzten dieselben gefangen, wie das Lied sagt:

„Fleisch zu nennen, war verwehrt
In den Fasten, den langen;
Ward's bei einem doch gehört,
Den setzte man gefangen.“

Ostern.

Von der Osterwoche und Ostern kann ich wenig erzählen, doch erinnere ich mich genau des dicken Grützbreis am Morgen des Gründonnerstages und des Ostersonntages; er war nach den Tagen benannt und hieß Gründonnerstagsgrütze und Ostergrütze. Am Charfreitag dagegen bestand die Sitte, daß alte Leute da ihre Kinder für alle die Vergehen züchtigten, welche sie in den Fasten begangen hatten; während dieser Zeit rührten sie keine Hand deswegen, sondern gedachten es ihnen alles am Charfreitage, wie man sagt. Von dieser Sitte leben noch Spuren im Gedächtnis der jetzt lebenden Menschen und ein Beispiel davon ist folgendes. Eine alte Frau hatte ihre Tochter einem Manne ver-

heiratet und war zu ihnen in den Winkel gezogen; sie verfiel aber in die alte Gewohnheit und wollte am Charfreitage ihre Tochter vornehmen und sie züchtigen. Der Mann der Frau aber verwehrte seiner Schwiegermutter, seine Frau zu schlagen, so daß die Alte unverrichteter Sache davon ablassen mußte, ein Gesicht zog und Gott bat, ihm zu vergeben, daß er in seiner Frau solchen Ungehorsam groß ziehen wollte. — Am Morgen des Ostersonntages geschieht das Außergewöhnliche, daß die Sonne, indem sie aufgeht, sich einige Augenblicke bewegt; dies nennt man „Sonnentanz“ und sagt, sie habe das an jedem Ostermorgen um dieselbe Zeit gethan zum Andenken an Christi Auferstehung, denn Christus sei bei Sonnenaufgang auferstanden.

Der erste Sommertag.

Dieser wurde hier zu Lande lange Zeit zu den Festtagen gezählt und Gottesdienst an ihm gehalten, bis eine Verordnung vom 29. Mai 1744 jede kirchliche Feier aufhob, ebenso wie am ersten Wintertage, dem „gelobten Tage“ der Eyfirdinger*) (dem ersten Dienstag im Einmannudur) und in der Christnacht. Deswegen ist aber der erste Sommertag doch noch ein großer Feiertag, denn wenn auch jetzt nur noch wenig übrig ist von der Sitte, daß junge Mädchen, wie erzählt worden, die Harpa empfangen, thun die Hausherren dies um so treulicher, indem sie an diesem Tage ihrem Gesinde so reichliche Kost spenden, wie ihnen möglich ist; ebenso ist es noch an vielen Orten üblich, daß sie allen Hausleuten Geschenke geben, und oft auch die Hausleute einander und sogar dem Hausherrn wieder. Diese Geschenke heißen „Sommergaben.“

*) Infolge eines Gelübdes, das die Bewohner des Distriktes Eyafjördur einst in einer Hungersnot gethan, wurde dieser Tag feierlich begangen.

Der Johannistag.

Der Johannistag (Jonsmesse) ist lange hoch in Ehren gehalten worden, aus der Zahl der Feiertage wurde er aber durch einen Königsbrief vom 26. Oktober 1770 gestrichen. Doch wurde die Johannisnacht im ganzen höher geschätzt als der auf sie folgende Tag, denn sie galt für ganz besonders günstig, wollte man sich „Kraftkräuter" und „Natursteine" (zauberkräftige Kräuter und Steine) verschaffen. In dieser Nacht ist auch der Thau so heilsam, daß jeder, der sich nackend in ihm wälzt, von seiner Krankheit vollkommen genest, was ihm auch fehlen möge. Auch das „Draußensitzen auf Kreuzwegen" ist in dieser Nacht von Erfolg gewesen.

Die Thorlaksmesse im Sommer.

Dieselbe wurde zu Skalholt bis nach der Reformation mit großer Feierlichkeit begangen und für eines der wichtigsten Feste des Jahres angesehen. Da versammelte sich eine große Menschenmenge aus verschiedenen Richtungen und Örtern mit abergläubischem Gebahren und Gelübden. Am größten war das Gepränge, wenn der Thorlaksschrein, der prachtvoll geschmückt war und die heiligen Gebeine des Bischofs Thorlakur in der Kirche zu Skalholt barg, heraus und in Prozession um die Kirche und den Kirchhof herum getragen wurde mit Glockengeläut, brennenden Wachslichten, Kerzen und anderen Ceremonien. Der Bischof und die ganze Geistlichkeit schmückten sich mit ihren besten Meßgewändern und gingen voran, und hinterher die ganze Menschenmenge singend und den Rosenkranz betend, wobei jeder mit dem andern wetteiferte,

den Schrein zu tragen; dies nannten sie: „Thorlakurs Hand stützen.“ Diejenigen, denen es gelang, den Schrein zu tragen oder darunter zu gehen, hielten sich für sehr beseligt und aller ihrer Sünden ledig. Nachdem die Prozession beendet war, hielt der Bischof von Skalholt allen ein glänzendes Gastmahl. Dabei wurden dem Bischofssitze große Summen in Schenkungen und Opfern verehrt. Man fand es höchst notwendig, daß der Bischof am Tage der Thorlaksmesse stets daheim in Skalholt war und das Bischofsamt versah; er war daher so gut wie verpflichtet, nicht zu einer Visitation vom Hause fort zu reiten, bevor die Thorlaksmesse vorüber war, welche jetzt im Kalender auf den 20. Juli angesetzt ist zur Erinnerung daran, daß da die Reliquie des Bischofs Thorlakur im Jahre 1198 aus der Erde genommen und ein Jahr später die Messe gesetzlich verordnet wurde. Als Bischof Gissur Einarsson auf den Stuhl zu Skalholt kam, schaffte er diese Feier ab, verbot den Leuten, aus solchem Anlaß dort zusammen zu kommen, ließ sie nicht an den Schrein heran und verbarg diesen in einem entlegenen Winkel der Kirche.

Aus dieser papistischen Sitte entsprang dafür bei dem Volke in den östlichen Bezirken ein anderer Gebrauch, welcher der „Hirtenwirtschaftsritt“ genannt wurde. Derselbe bestand in folgendem: wenn der Hirt, gleichwohl ob Mann oder Frau, das Melkvieh des Gutes so wohl gehütet hatte, daß keines der Tiere bis zur Thorlaksmesse im Sommer ein einziges Mal beim Melken gefehlt hatte, hielten die Hirten es für ihr gutes Recht, daß sie am Thorlakstage ihre eigenen Herren und nicht ihren Bauern untertänig seien und obenein auf jedem Gehöft die Morgen- oder Abendmilch von der besten Kuh als Zugabe erhielten. Hieraus bereiteten sie Käse, Grütze oder Brei, wie es jedem beliebte; dies nannten sie „Hirtenwirtschaft“. Dann ritten die Hirten, Burschen und Mädchen, mit ihrer Hirtenwirtschaft durch die Umgegend, versammelten sich an einigen Orten in ganzen Haufen, hielten Schmäuse und betrugen sich zügellos und unsittlich, und wer sich hierin am meisten hervorthat, glaubte, er begehe am gewissenhaftesten die Thorlaksmesse. Diese Unsitte hat sich, wie der Probst Jon Frodi Haldorsson sagt, bis auf die Zeit des Bischofes Oddur Einarsson erhalten; denn auf der Priesterversammlung zu Kyraugastadir in Land am

9. Mai 1592 verbot er die Hirtenwirtschaftsritte nebst anderem Unfug und Aberglauben. Doch hörten diese Ritte trotzdem nicht gänzlich auf, denn sie werden noch heutzutage in der Skaptafellssysla und an den Eyafjöll gehalten, man nennt sie jetzt „Hirtenritte.“ Allerdings ist gegenwärtig ihr Zusammenhang mit der Thorlaksfeier gänzlich vergessen, abgesehen davon, daß die Hirtenritte um dieselbe Zeit des Sommers, wie früher die Thorlaksmesse, stattfinden, nämlich stets am fünfzehnten Sonntage im Sommer; auch wird dieser Sonntag der „Hirtentag“ genannt. Die Hirtenreiter haben jetzt keine Hirtenwirtschaft mehr bei sich, dagegen reiten nun viel mehr Leute, wohl sogar das ganze Gesinde aus den Höfen, am Sonnabend-Abend vor dem Hirtentage bis in andere Kirchspiele hinein, sind in den Gehöften die Nacht über scharenweise beisammen und am nächsten Tage in anderen Kirchen, kehren unterweges in jeden Hof ein und werden, wohin sie kommen, prächtig aufgenommen und beköstigt. Ist kein Hängefleisch („altes Fleisch“) für sie vorhanden, so wird vor dem Hirtentage ein Schaf geschlachtet, um die Hirtenreiter damit zu empfangen. Manchen Bauern erscheint es sogar als eine Beleidigung, wenn die Hirtenreiter nicht bei ihnen einkehren und ihre Bewirtung annehmen, wenn auch einigen die lästigen und kostspieligen Besuche nicht sehr angenehm sind; niemand will ihnen aber Unterkunft und gute Bewirtung verweigern. Die Hirtenreiter betragen sich jedoch in keiner Weise unsittlich, wenn es nicht etwa vorfällt, daß sie betrunken werden; es wird aber für ungehörig gehalten, wenn sie in solchen Zustand geraten, daß sie am Hirtentage selbst nicht beim Gottesdienste sein können.

Druck von Th. F. Schemmel, Residenz-Straße 15.